Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indier, Perser; Türken, Russen und Amerikaner ꝛc.

als eine Fortsetzung

der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Theile an

von Herrn Richer

fortgeführt.

Aus dem Französischen.

Zwey u. zwanzigster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1777.

Die

Leiden

Jesu Christi,

des

Sohnes Gottes.

Register
der
Capitel und Artikel
die im zwey und zwanzigsten Bande enthalten sind.

Folge des 5ten Artikels.

§. 3. Die Insul Porto-Rico oder Portorik. = S. 1
§. 4. Jamaika. = 7

Sechster Artikel.

Die Wind-Inseln. = 33
§. I. Die Insel St. Thomas. 34
§. II. Die Jungferinsel. 37
§. III. Negada. = 38
§. IV. Sombrera. = 39

§. V. Anguilla, oder die Schlangeninsel. S. 40
§. VI. St. Martin. 40
§. VII. St. Bartholomäi. 45
§. VIII. Die Vögelinseln. 45
§. IX. Die Krabbeninsel, oder Borriquen. 47
§. X. Die Insel Saba. 48
§. XI. Die Insel St. Eustachius. 50
§. XII. Die Insel St. Croix. 51
§. XIII. Die Insel St. Christoph. 53
§. XIV. Barbadoes. 59
§. XV. Die Insel Nevis, oder Nieves. 71
§. XVI. Barbuda. 74
§. XVII. Die Insel Antigoa. 75
§. XVIII. Die Insel Mont-Ferrat. 80
§. XIX. Guadaluppe. 83
§. XX. Desirada. 88
§. XXI. Mari-Galante. 89

§. XXII. Die Heiligen. S. 91
§. XXIII. Dominick. " 92
§. XXIV. Martinick. " 94
§. XXV. S. Lucie, oder St. Alousie. " 110
§. XXVI. St. Vincent. 114
Grenada, die Grenadinen. 117

Siebenter Artikel.

Die Inseln unterm Wind. 122
§. 1. Tabago. " 122
§. 2. Trinite. " 122
§. 3. Margarita. " 123

Achter Artikel.

Ursprung, Charakter, und Sitten der Karaiben. " 125

Neunter Artikel.

Naturgeschichte der Antillen. 153

Zehnter Artikel.

Handel in den Antillen. = S. 214

Geographische und historische Beschreibung des mitternächtlichen Amerika. » 215

Erstes Capitel.

Erster Artikel.

Das Königreich Terra-Firma. 216

§. 1. Die Provinz Panama. 217

§. 2. Die Provinz Darien. 230

§. 3. Die Provinz Carthagenes. 233

§. 4. Sitten und Gebräuche der Indianer von Terra-Firma. = = 249

§. 5. Naturgeschichte von Terra-Firma. = 269

Zwey-

Zweyter Artikel.

Neues Königreich von Grenada.

da. = = S. 350

§. 1. Das eigentlich sogenannte Königreich von Grenada. 351

§. 2. Choco. = 353

§. 3. Nördlicher Theil von Popayan. = = 354

§. 4. St. Martha. = 354

§. 5. Venezuela. = 357

§. 6. Cumana, oder Andalusien. = = 359

§. 7. Klima, Einwohner, Produkte. = = 361

§. 8. Die Audienz Quito. 371

§. 9. Die Provinz Quito. 372

§. 10. Die Provinz Popayan. 405

§. 11. Die Provinz Avacames. 410

§. 12. Die Provinz Quixos. 412

§. 13. Die Provinz Macas 414

§. 14.

§. 14. Die Provinz Johann von Bracamoros. = 416
§. 15. Die Provinz Maynas. 418
§. 16. Beschreibung des Amazonen- oder Maragnon-Flusses. = 421

Geschich-

Geschichte der Amerikaner.

Fortsetzung des fünften Artikels.

§. 3

Die Insel Porto-Rico, oder Portorik.

Die Insel Porto-Rico liegt gegen Morgen von St. Domingo, wovon sie eine sechszehn Meilen große Meerenge scheidet: auch beinahe in der Polhöhe und zwischen den sieben und dreyßigsten Grad dreyßig Minuten, und dem neun und vierzigsten Grad dreyßig Minuten der westlichen Länge. Sie kann wohl in der Länge vierzig gemeine Meilen vom Morgen gegen Abend, und funfzehn

von Mittag gegen Norden in ihrer größten Breite betragen. Diese Insel ist voller Gebürge und Hügel. Einige davon haben sehr dickes Gehölze und angenehme Wiesen; es fehlt auch nicht an Flüssen, die sie fruchtbar machen. Sie hat auch zwey sehr bequeme Hafen. An den Küsten findet man Rochen, Sardellen und Allosen im Ueberflusse; auch viel Gold, aber es ist von geringerm Gehalte, als das St. Domingosche. Die Einwohner waren sanft und menschlich.

Christoph Columbo entdeckte sie 1493, und veränderte den Namen Boriquen, welchen ihr die Einwohner gaben, in St. Jacob Baptista. Er hielt sich einige Tage daselbst in der Bucht gegen Abend auf. Bis 1508 vergaß man diese Insel. Johann Ponze, welcher in einer Stadt der Insel St. Domingo kommandirte, erfuhr von einigen Indianern, daß viel Gold auf der Insel Boriquen sey, und bat den General-Statthalter um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Er erhielt sie, rüstete eine Karavelle aus, und schifte sich mit einer großen Menge bewafneter Soldaten ein. Er landete an der Küste, welche dem Kaziken Agueynaba gehörte, der der reichste und mächtigste Fürst der Insel war. Die Spanier wurden mit den größten Merkmalen der Freundschaft aufgenommen.

Der Kazike glaubte, sie ihm nicht besser beweisen zu können, als wenn er den Namen desjenigen annähme, welcher ihr General zu seyn schiene, und nannte sich Johann Ponze Agueynaba. Er führte seine Gäste nach allen Theilen der Insel, und an die Ufer der beyden Flüsse, die Goldsand mit sich führen. Ponze ließ damit Proben machen, und überbrachte dem General-Statthalter der Inseln eiligst diese glückliche Nachricht. Er ließ einen Theil seiner Leute in der Insel Boriquen, wo sie in seiner Abwesenheit sehr gut bewirthet wurden.

So bald er zu St. Domingo ankam, hielt er um das Gouvernement von der Insel Boriquen an; es wurde ihm auch zugestanden; er machte eine sehr beträchtliche Ausrüstung, mit der er sich dahin verfügte: aber er fand es daselbst nicht so leicht, sich niederlassen zu können, als ers sich versprochen hatte. Agueynaba war tod, und sein Bruder, der ihm in der Regierung folgte, liebte die Spanier nicht so sehr, wie jener. Ponze fing an, einen Marktflecken anzulegen, und wollte für die Indianer Eintheilungen machen, wie es auf der Insel St. Domingo geschehen war. Da verwandelte sich die Sanftmuth der Insulaner in Wuth. Doch sahen sie die Spanier noch als vom Himmel herabgestiegene

Götter an, welches sie eben betrog: aber sie suchten doch alle mögliche Mittel, sich von einem unerträglich gewordenem Joche zu befreyen. Sie machten sich heimlich zusammen, und entschieden, man müsse positiv wissen, ob diese Ausländer unsterblich wären. Einem Kaziken davon mit Namen Brayau, geschah dieser Auftrag, und er säumte auch nicht ihn auszurichten. Ein junger Spanier Namens Saliedo, kam zu ihm, und ruhte einige Tage bey ihm aus. Als er fortgehen wollte, ließ ihn Brayau durch einige Indianer begleiten, die ihm sein Gepäcke tragen, und in den schweren Wagen helfen mußten. Als sie an dem Ufer eines Flusses ankamen, so nahm ihn ein Indianer, welcher geheime Ordre vom Kaziken hatte, auf seine Schultern; aber als er mitten im Flusse war, fiel er mit dem Spanier nieder. Die übrigen Indianer kamen zugelaufen, und verhinderten ihn, herauf zu kommen. Wie sie bemerkten, daß er keine Bewegung mehr von sich gab, so zogen sie seinen Leichnam ans Ufer. Doch sie befürchteten, er sey noch nicht tod, und entschuldigten sich daher auf tausenderley Art, daß sie ihn so viel Wasser hineinschlucken lassen, mit der größten Betheurung, dieser Zufall thäte ihnen leid, und sie hätten nicht eiliger zu seinem Beistande seyn können. Während dieser Reden aber hörten sie nicht auf, ihn

Die Einwohner dieser Insel überführen sich, daß die Spanier sterblich sind.

herum-

herumzuwenden und zu beobachten, ob er nicht Zeichen seines Lebens von sich gäbe. Drey ganzer Tage spielten sie mit dem Leichname diese Komödie. Als sie aber sahen, daß er in die Fäulniß gieng, so berichteten sie dem Brayau diesen Vorfall. Er wollte sich selbst von der Wahrheit überzeugen und benachrichtigte die andern Kaziken davon. Die Insulaner, von der vermeyntlichen Unsterblichkeit der Spanier nicht mehr getäuscht, faßten den Entschluß, sich ihrer zu entledigen. Sie brauchten dabey so viele Vorsicht, daß sie die unvertheidigten Spanier überfielen und an die hundert davon tödeten, ehe die übrigen die sie bedrohende Gefahr wußten. Unter diesen hundert Spaniern, welche von den Insulanern niedergemetzelt wurden, befand sich ein vornehmer Officier. Er hatte das Herz der Schwester eines Kaziken so gerührt, daß sie ihm die ihm bevorstehende Gefahr entdeckte; aber er achtete darauf nicht. Herrera B. 7. K. 13

Ponze zweifelt gar nicht an dem Vorhaben der Insulaner, alle Spanier zu ermorden, zog daher gleich alle, die auf der Insel waren, zusammen, und ließ sie zu den Waffen greifen: die Insulaner setzten sich von ihrer Seite in Vertheidigungsstand, und ruften die Karaiben zu Hülfe. Es wurden viele Treffen geliefert; aber die Indianer immer geschlagen. Ponze ver-

folgte sie bis in ihre Schlupfwinkel, und nahm an ihnen eine Rache, die ihnen auf immer die Hofnung benahm, die Freyheit wieder zu erhalten.

Diese Insel war so bevölkert, daß die Spanier unendliche Mühe gehabt hätten, sich Meister davon zu machen, wenn sich die Insulaner nicht überredet hätten, daß die aus St. Domingo angekommene Verstärkung eben diejenigen wären, welche sie getödet hätten, und die um sie zu bekämpfen, wieder auferstanden wären. Nach dieser Idee dünkte ihnen der Widerstand auch vergebens. Sie ergaben sich also auf Gnade und Ungnade ihrer Sieger, die sie in den Bergwerken brauchten, wo sie fast alle sturben.

Nachdem Ponze Meister von der Insel Boriquen war, errichtete er eine Stadt am Ufer des Meeres in einem für die Schiffe sehr bequemen Orte, der daher den Namen Porto-Rico bekam, den die Franzosen und Deutschen in Portorik verwandelt. Die Insel erhielt hernach eben den Namen. Die Stadt hat zu öfternmalen ihre Lage verändert, und ist zu Anfange des letzten Jahrhunderts auf der nördlichen Küste erbaut worden im achtzehnten Grad dreyßig Minuten der Breite und im acht und viertzigsten der westlichen Länge. An der Einfahrt des Hafens liegt eine kleine Insel,

welche durch einen Damm, der mitten durch den Hafen aufgeworfen ist, zusammenhängt. Die Stadt hat weder Mauern noch Wälle; aber der Hafen ist durch ein gutes Schloß vertheidigt, und die daran stossende kleine Insel ist wegen ihres dicken Gehölzes und zweyer Schlösser, die die Annäherung der Schiffe abhalten, unbesteiglich. Gegen Südwest der Stadt ist noch eine Festung, wo der Schatz des Königs bewahrt wird. Die Straßen der Stadt sind breit, und nach spanischer Manier gebaut. Die Häuser haben wenige Fenster, aber große Thüren, um den Wind einzunehmen, der die Luft sehr erfrischt. Der Pabst Leon der zehnte errichtete hier 1513. ein Bischofthum unter der Hauptkirche von St. Domingo. Der Statthalter der Insel wohnt in dieser Stadt. Es giebt auch bey Portorik eine Benedictiner Abtey.

Die übrigen etwas beträchtlichen Oerter der Insel sind **Gundanilla**, eine Festung an der mittäglichen Küste und **San Germano** an der westlichen.

§. 4.

Jamaika.

Diese Insel liegt im siebzehnten und achtzehnten Grad nördlicher Breite, mag wohl in der Länge funfzig, und in der Breite zwanzig Meilen haben. Sie ver-

kürzt sich gradweise gegen ihre beyden Enden, und geht ganz spitzig zu. Man versichert, sie enthielte fünf Millionen Morgen Lands, davon die Hälfte aber nur wirklich angebaut ist. Eine Kette Berge, welche sich von einem Meere zum andern erstreckt, theilt sie in zwey Theile. Ihre mittäglichen Küsten geben eine Menge vortreflicher Buchten.

Sie wird in neunzehn Kirchspiele eingetheilt. Saint David, worinn ein Marktflecken mit Namen Free-Town, und ein Salzwerk in der Bucht von Yalla ist. Die Bucht Port Morant gehört dazu. Die Schiffe können da sicher liegen, und die Gegend herum ist wohl angebaut. Dieses Quartier hat zur Vertheidigung ein kleines Fort, worein man im Kriege Besatzung wirft. Es ist in diesem Kirchsprengel auch Wasser und Holz.

Alsdann kömmt Port-Royal, welches seinen Namen von einer sehr reichen und schönen Stadt hat. Sie ward 1692 durch ein Erdbeben eingeäschert: man baute sie viel besser auf, als sie war; aber sie ward durch eine Feuersbrunst ruinirt. Die Generalversammlung verbot, sie an dem nemlichen Orte wieder aufzubauen, ja so gar Markt daselbst zu halten. Die Bequemlichkeit ihrer Lage brachte aber doch diesen Befehl in Vergessenheit. Tausend

Schiffe können bequem in ihrem Hafen liegen, ohne vom Winde etwas befürchten zu dürfen. Man giebt ihr drey Meilen im Umfange. Der Eingang wird durch die Charles = Schanze vertheidigt, die mit sechszig Kanonen versehen ist. Port=Royal gab vor seinem letzten Unglücke allein der Kolonie ein Regiment Soldaten. Man sieht darinn eine große und schöne Kirche: die Einkünfte der Geistlichkeit beliefen sich auf zwey hundert und funfzig Pfunde Sterlinge. Alle diese Vortheile vermochten nicht, die Unbequemlichkeit ihrer Lage zu entschädigen. Holz, süsses Wasser und Steine fehlen ihrem Boden gänzlich, der so trocken ist, daß hier kein Gräßchen aufkömmt, und die Menge Kaufleute, welche der Handel herzieht, machen die Lebensmittel sehr theuer.

Der Kirchsprengel **Saint Andre** ist gleich dabey. Er hatte sonst den Flecken Kinston an der Bay von Port = Royal: allein dieser Flecken ist selbst zu einem Kirchsprengel geworden. Das Quartier St. Andre schickt zwey Deputirte zur Generalversammlung der Kolonie.

Der Kirchsprengel und Flecken **Kinston** haben nach dem Untergange von Portroyal sehr zugenommen. Man verlegte hieher 1695. den Gerichtshof und die Admiralitäts = Kammer. Dieser Flecken

Könnte wohl auch für eine Stadt passieren, man zählt darinn nicht weniger, als sieben bis acht hundert Häuser. Er liegt an der Bucht von Port-Royal, welche der Kirchsprengel gegen Südwest einschließt: der Canton Beyton begränzt ihn gegen Norden und gegen Nordost ein Strich Land, welches sich bis an die Gebürge erstreckt.

Alsdann findet man den Kirchsprengel St. Catharine, der den Flecken Passage-Fort enthält, welcher an der Mündung desjenigen Flusses liegt, der sechs Meilen von Spanisch-Town oder San Jago, und fast in eben der Weite von Port-Royal fließt. Man zählt darinn ungefehr zwey hundert Häuser, welche meistens zur Beherbergung der Reisenden, die von Port-Royal nach San Jago kommen, gebauet sind. Dieser Flecken hat daher den Anfang seines Namens, und das Ende von einem Fort, das man daselbst findet, und welches zehn bis zwölf Kanonen hat. Es deckt die Mündung des Flusses. Passage-Fort schickt drey Deputirte nach der Generalversammlung. Es giebt in diesem Kirchsprengel noch einen andern Fluß, welchen man Black River oder den schwarzen Fluß nennt. Man hat darüber eine sehr schöne Brücke gebaut.

Der Kirchsprengel St. Johann liegt im Lande drinne, sechs Meilen über Passe-Fort. Er ist einer der schönsten, angenehmsten, volkreichsten, und fruchtbarsten Gegenden der Insel. Er schickt zwey Deputirte an die Versammlung.

Spanisch-Town oder San Jago, dessen Kirchsprengel an dem St. Johannschen stößt, war die Hauptstadt von Jamaika unter der Spanischen Regierung, und führt noch diesen Titel unter der Englischen. In ihrem Glanze hatte sie mehr als zwey tausend Häußer; aber gegenwärtig hat sie nicht sechs hundert. Ihre Kirchen, deren Anzahl sehr beträchtlich war, sind bis auf zwey Tempel eingegangen. Vor der Stadt sieht man eine große Ebne, die eine große Menge Vieh ernährt. Der Fluß, welcher von der andern Seite kömmt, ist schön, aber nicht schiffbar. Er führt Kupfertheile bey sich. Der Statthalter hat daselbst seine Wohnung; die vornehmsten Gerichtshöfe sind daselbst; die meisten Officiere halten sich zum Sitz des Statthalters: alle diese Beweggründe waren der Wiedererbauung von Spanisch Town sehr günstig. Der Luxus herrscht darinn, wie in einer der größten Stadt von Europa. Die Ebne ist vor der Stadt, und dient alle Abende den Vornehmen zum Spatziergange. Es ist auch darinn

eine Nachtwache zu Fuß und Pferde. Die Stadt schickt drey Deputirte an die Generalversammlungen.

St. Dorothea enthält Old-Herbour; sie liegt vier oder fünf Meilen unterm Winde von St. Jago. Old-Herbour, oder der alte Hafen ist eine große Rheede und ein kleiner Meerbusen, die fünf hundert Schiffe von der ersten Größe einnehmen können. Dieser Kirchsprengel schickt zwey Deputirte nach der Versammlung.

St. Elisabeth ist der erste Kirchsprengel der mittäglichen Küsten von Jamaika. Die Spanier hatten hier die Stadt Oristan erbaut, nahe an einer Bucht, worein sich der Fluß Blewfield ergießt. Dieser Kirchsprengel ist voller Felsen und mit vielen kleinen Inseln umgeben, als Sernavilla, Quitewena, Serrana u. s. w. Man findet auch viele Plantagen in diesem Kirchsprengel. Die Spitze von Negril macht einen guten Hafen am Ende der Insel. Seine Lage ist für die Engländer sehr bequem, wenn sie mit Spanien Krieg führen: sie belauern und kapern hier die Schiffe, welche nach Havanne gehn und von daher zurückkommen. Ein wenig weiter gegen Nordwest findet man die Ruinen von Seville, die zweyte Niederlassung der Spanier.

Der Kirchsprengel St. James liegt gegen Norden des vorhergehenden. Man findet daselbst einige Ueberbleibsel von Melilla, einer alten spanischen Stadt. Dieser District ist noch nicht sehr bevölkert. Doch schickt der Kirchsprengel zwey Deputirte an die Generaiversammlung.

Der Kirchsprengel Hanover gränzt an den vorhergehenden gegen Morgen und ist fast gar nicht bevölkert.

Westmorland liegt gegen Mittag von Hanover. Man findet darinn einen grossen See und viele Moräste. Er ist noch sehr wüste.

Der Kirchsprengel Clarendon, gegen Osten von St. Elisabeth in dem Innersten des Lands, ist sehr bevölkert. Er schickt auch zwey Deputirte an die Generalversammlung.

Der Kirchsprengel St. Anna liegt gegen Norden von St. Clarendon. Er ist nicht bevölkert, und schickt doch zwey Deputirte an die Generalversaminlung.

St. Maria gränzt gegen Osten an den vorhergehenden. Er schickt auch zwey Bevollmächtigte an die Versammlung.

St. Thomas de la Vallee ist gegen Südost von St. Maria, giebt auch zwey Deputirte.

St. George stößt an den vorhergehenden gegen Nordost; und giebt eben so viel Deputirte.

Der Kirchsprengel St. Thomas d' Orient beschließt den südöstlichen Theil von Jamaika;

Der Kirchsprengel Porteland den nordöstlichen Theil.

Der nördliche Theil der Insel ist weniger bevölkert, als der mittägliche, und verdient keine Beschreibung.

Die alten Einwohner von Jamaika hatten beinahe eben die Gesetze und Sitten, als die St. Domingoschen: sie wurden durch Kaziken regiert.

Der Boden dieser Insel ist in allen ihren Gegenden vornehmlich in den nördlichen gut und fruchtbar. Er ist schwärzlich und an vielen Orten thonartig. Gegen südwest ist er röthlich und sandig; aber überhaupt von außerordentlicher Fruchtbarkeit.

Die Pflanzen und Bäume sind stets mit Blumen und Blättern bedeckt: alle Monate im Jahre gleichen hier unsern Monaten April und May. An manchen Orten wächßt der türkische Weitzen ungebaut, welches eine große Menge Wild nach sich zieht. Die Indianer säeten sonst ihren Mais daselbst und er wächßt davon noch bis jetzt. Die Spanier hatten diese Wei-

den

den den aus Europa hergebrachten Ochsen, Pferden und Schweinen überlassen, und diese Thiere haben sich dergestalt vermehrt, daß man bey der Ankunft der Engländer zahlreiche Heerden davon fand. Die Engländer haben ihnen ohne Schonung so sehr nachgestanden, daß sie sich gar sehr verringert haben.

Klima.

Das Jamaische Klima ist sehr gemäßigt: es ist kein Land zwischen den Wendekreisen, wo die Hitze weniger beschwerlich wäre. Die Luft wird unaufhörlich durch die Ostwinde, durch die Regen und Thaue erfrischt. Man versichert, die östlichen und westlichen Theile wären mehr den Winden und Regen unterworfen. Ueberdieß machten ihre dicken Wälder sie weniger angenehm, als die südlichen und nördlichen, die viel freyer sind. Die bergigen Theile sind oft die kältesten: es fallen manchmal schneeweise Reife daselbst.

Erdbeben zu Jamaika im Jahre 1692. und dessen Wirkung.

Man wußte in Jamaika nichts von den schrecklichen Ungewittern, welche die Oerter, wo sie hinkommen, verwüsten; allein den siebenden Junius 1692. verheerte ein Erdbeben fast alle Städte, Wohnungen, und verschüttete eine große Menge Einwohner. Hier ist ein Auszug aus den verschiednen Erzählungen, die wir darüber gelesen haben.

Zwi-

Zwischen Mittag um zwölf Uhr fühlten die, welche in ihren Häusern waren, die Erde zittern, und sahen den Boden in ihren Wohnungen sich erheben: vernahmen in den Strassen ein schreckliches Geschrey. Als sie aus ihren Häusern heraustraten, begegneten sie dem Volke, das die Hände gen Himmel schlug, und die Barmherzigkeit GOttes anflehte: als sie weiter fortgiengen, sahen sie auf beyden Seiten Häuser einfallen, und Häuser versinken. Der Sand auf den Strassen ward so zusammen geweht, daß die, welche sich auf denselben befanden, mit in die Höhe gezogen wurden. Endlich öfnete sich die Erde, und machte tiefe Schlunde. Sogleich darauf stürzte wie Wasserfluth von allen Seiten eine Menge Unglücklichen nieder, die sich an den Querbalken der eingestürzten Häuser hielten; aber sie wurden samt denselben fortgeschwemmt. Andere wurden so sehr in Sand vergraben, daß man nur ihre Beine und Arme hervorstechen sah.

So bald der Stoß aufgehört, lief jeder nach seinem Hause, um zu sehen, ob ihm davon etwas übrig geblieben, und wer von seiner Familie umgekommen: man gieng auf den Ruinen von Gebäuden, welche auf dem Wasser schwammen. Man traf Personen von beyderley Geschlecht an, welche sich an verschiedne Trümmer fest

hielten

hielten und mit wegschwammen. Statt seines Hauses fand man nur Ruinen und konnte von den Schicksalen seiner Familie nichts erfahren. Einige waren so glücklich, sich auf Kähnen in die Schiffe retten zu können; andre wurden von den Schlunden, die in der Erde oder den Fluten sich aufgethan, verschlungen. Die Nacht kam dazu, und vermehrte das Grausen.

Nach dieser traurigen Begebenheit sah man viele Matrosen die Schiffe verlassen, und die Häuser, welche noch dem Erdbeben widerstanden hatten, plündern: aber indem sie in diesem verhaßten Unternehmen begriffen waren, vertilgte sie ein zweyter Erdstoß.

Viele Schiffe, welche in dem Hafen waren, scheiterten, andere sanken zu Grunde. Ein schreckliches Getöse, welches man in den Gebürgen hörte, verursachte den geflüchteten Negern solches Entsetzen, daß sie zurückkamen, und ihre Herren um Gnade anflehten. Sie versicherten, das Wasser sey bis an diese Höhen gestiegen, und sie hätten es an verschiednen Orten mit äußerster Macht heraus bersten sehn: Alle Salzwerke wären überschwemmt. Die Erde habe sich an vielen Orten geöfnet und eine Menge Personen und so gar ganze Häuser verschlungen.

Der Himmel, welcher vor dem Erdbeben blau und hell war, schien auf einmal düster und röthlich. Man vernahm von allen Gegenden der Insel ein wunderbares Gebrülle. Man kann sich kein Gemälde von der Bestürzung der Einwohner während dieser schrecklichen Naturbegebenheit machen: sie glaubten, die Welt sey von ihrer Auflösung bedrohet.

Der Nord der Insel blieb von den Wirkungen des Erdbodens nicht befreyt: ein großer Theil seiner Plantagen wurde verschlungen. Eine Niederlassung von zehn tausend Morgen Ackers verschwand gänzlich, und an deren Statt sahe man einen eben so großen Teich. Das Wasser ist seitdem da ausgetrocknet; aber man hat da keine Spur von Häusern, Bäumen u. s. w. gefunden. In dem Distrikte Klarendon eröfneten sich Abgründe und große Seen, zwölf Meilen vom Meere: es sind auch noch Merkmale davon übrig. Die Anzahl derer, welche in allen Theilen der Inseln umkamen, belief sich auf dreyzehn tausend Personen. Die Dünste, welche aus den Oefnungen der Erde stiegen, verbreiteten viele Krankheiten auf der Insel, woran auch eine beträchtliche Anzahl Einwohner starben.

Die Witterung ist gemeiniglich abwechselnder und ungewisser, als in den übri-

übrigen Inseln. Die Monate May und November sind meistens sehr naß. Der Winter unterscheidet sich nur von Sommer durch Regen und Donnerwetter, welche da viel heftiger sind, als in den übrigen Jahrszeiten. Die Südwinde fangen des Sommers schon gegen neun Uhr des Morgens an, und werden immer stärker, je mehr die Sonne in die Höhe kömmt. Fast das ganze Jahr durch sind Tag und Nacht einander gleich, oder wenigstens ist der Unterschied unmerklich. Jede Nacht weher der Wind auf einmal von allen Seiten, so daß kein Schiff unter dieser Zeit sich annähern kann. Die Südwinde des Meers erheben sich dann so gleich darnach, und man kann nur mit frühen Morgen abreisen. So wie die Sonne untergeht, stossen die Wolken zusammen und nehmen solche verschiedne Gestalten an, als die Gebürge haben. Ein erfahrner Seemann erkennt jeden Theil der Insel an der Gestalt der sie bedeckenden Wolken. Seit der Waldausrottung haben sich die Regen sehr vermindert.

Es finden sich eine Menge Felsen in den Jamaischen Häfen in der Gestalt von Hirschgeweihen. Es wachsen darauf Seegewächse, deren Wurzel wirklich steinigt sind. In der Halbinsel Port-Royal gräbt man nicht vier bis fünf Fuß ohne daß man

nicht Wasser bekäme. Es hat seine Perioden, wie Ebb' und Flut, ist etwas seesalzig und sehr ungesund.

Die Europäer, die nach Jamaika gehn, schwitzen sehr und zwar neun Monate ohne Aufhören. Die meisten Thiere dieser Insel leben ohne zu trinken. Gegen die Mitte der Insel, zwischen St. Maria und St. Johann, wenn da einige Regentropfen auf ein Kleid fallen, von was für Zeuge er auch sey, so verwandeln sie sich in einer kleinen halben Stunde, in weiße Würmer, den Käse- und Obstmaden gleich. Doch ist die Luft daselbst sehr gesund; und man kann die ganze Nacht gar ohne Gefahr schlafen.

Produkte aus Jamaika.

Die Naturprodukte in Jamaika sind beynahe eben die, welche man in den übrigen Antillen findet. Unter denen, welche die Einwohner zu ihrer Arbeit gebrauchen, bemerkt man vornehmlich den Zucker, der hier viel glänzender und feiner ist, als der Barbadosche, und in England sieben bis acht Procent höher verkauft wird. Die Engländer ziehn aus dieser Insel mehr Kakao, als aus den übrigen amerikanischen Niederlassungen, und dieser Handel verschaft ihnen beträchtliche Vortheile.

Indigo ist auf dieser Insel in größerm Ueberflusse, als in jeder andern Kolonie, weil es da sehr viele sandige Wüsten giebt,

und

und diese Pflanze einen sehr lockern Boden erfodert. Sie wird im März gesäet und in Junius ist sie reif; aber sehr öfters verzehren sie die Würmer. Der Piment wächßt auf dieser Insul von Natur, daher er den Namen Jamaischer Pfeffer bekommen. Er wird sehr stark ausgeführt, und macht einen wichtigen Handelsartikel. Der Baum, der ihn trägt ist sehr hoch, grade, und ungefehr so dick wie ein Schenkel. Die Rinde ist sehr glatt und grau. Er hat von allen Seiten sehr lange Aeste, an deren Ende kleine Zweige hervorschießen, die mit Blättern von verschiedner Größe umgeben sind, davon das größte wohl vier bis fünf Zoll in der Länge, und drey in der Breite um die Mitte herum hat, von der es spitzig in zwey Enden zugeht. Ihr Stiel ist einen Zoll lang. Sie sind dunkel grün, und wenn man sie zwischen Fingern reibt, geben sie einen sehr angenehmen Geruch. Aus dem Ende des Stiels geht ein Bündel Blumen, auf welche mit vier kleinen Blättern gekrönte Körner folgen, die in ihrer Reife dicker sind, als Wacholderbeeren. Sie sind Anfangs klein und grünlicht, aber beym Reifen werden sie schwarz, glatt, glänzend, und enthalten in einer grünen gewürzigen und feuchten Kapsel zwey dicke, halb sphärische Saamenkörner, die durch ein Häutchen abgesondert werden. Zusammen machen sie ein voll-

kommines Kügelchen aus. Der Pimentbaum wächßt in allen bergichten Gegenden von Jamaika, und vornemlich nordwärts. Man soll, um die Frucht zu erlangen, den Baum unten abhauen. Man hält ihn für den gesündesten von allen gemeinen Gewürzbäumen: sein Gewürz übertrift das übrige indianische an unendlichen Vorzügen. Es verdünt die dicken Feuchtigkeiten, erleichtert die Verdauung, stärkt den Magen, vertreibt die Winde, und ist für die Eingeweide sehr gut.

Der wilde Zimmtbaum wächßt auch auf dieser Insel: sein Stamm ist beynahe von der Dicke, die der Pimentbaum hat: wird auch eben so hoch. Seine Aeste sind mit kleinen nach der Erde zu hangenden Zweigen geziert. Er hat eine doppelte Rinde. Die äußerste, zwey oder drey Linien dick, hat eine dunklere Farbe, die sie ein wenig hart macht. Ihr Geschmack ist etwas gewürzig. Die innere hat mehr Dicke, als die ächte Zimmtrinde; sie ist glatter, weißer, als die andere, und hat einen beissenden Geschmack. Sie hat vieles von der Nelkenrinde. Die Blätter gehn aus dem äußersten Ende der Aeste ohne Ordnung, und auf einem Zoll langen Stengel. Gegen das Ende sind sie einen Zoll breit. Ihre Farbe ist gelb grün, glatt und glänzend. Ihre Blumen wachsen am Ende der Aeste

wie Büschel, und wie beym Pimentbaume, machen sie runden und grünen Körnern Platz, die so dick sind, als eine Erbse, und enthalten in einer schleimigen Hülse vier schwarze Saamenkörner von unregelmäsiger Gestalt. Ist dieser Baum frisch, so sind alle seine Theile warm, gewürzig, und von einem Geschmacke, der mehr den Nelken als dem Zimmtrohre gleicht. Wenn man sie einen Augenblick gekaut hat, muß man zur Erfrischung des Mundes Wasser nehmen. Die trockne Rinde wird sehr gut gebraucht, und zwar in allen englischen Kolonien von Amerika.

Die Insel Jamaika bringt eine Art Zedern hervor, die so löcherigt ist, daß ohne es mit den Augen gewahr zu werden, der Wein und andere Getränke, welche man in den daraus gemachten Gefäßen thut, sich fast augenblicklich verlieren.

Sie hat auch Kupferbergwerke: die Spanier fanden da auch Silber; aber die Engländer haben es nicht entdecken können. Man giebt vor, es fände sich auch auf einigen ihrer Küsten Ambra.

Der hier gebaute Taback ist nicht von der besten Beschaffenheit. Man findet hier mineralische und warme Wasser. Es giebt hier eine sehr sonderbare Art Pflanze: die Engländer nennen sie Spirit Weed. Wenn der Kern reif ist, so geht

er aus seiner Hülse mit einem sehr feinen Getöse, und verbreitet sich sehr weit.

Christoph Colombo entdeckte, wie wir schon gesagt haben, Jamaika auf seiner zweyten Reise zu Anfang des Mays 1494.

Dom Diego Colombo, Sohn des Christoph, bekam die Statthalterschaft darüber, und besaß den größten Theil davon eigenthümlich: er ließ daselbst die Stadt San Jago de la Vega erbauen, nahm den Titel Marquis de la Vega an, welcher auch auf seine Nachkommen kam. Die Einwohner dieser Insel waren wie wir gleichfalls angeführt, von sehr sanftem Character, und gaben den Spaniern die größten Beweise der Freundschaft; theilten ihre Lebensmittel mit ihnen: beraubten sich deren wohl gar, um sie ihnen zu geben. Die Spanier hatten daher auch viele Hochachtung gegen sie, so lange sie sich nicht stark genug fühlten, sie zu unterjochen: aber nachdem ihre Anzahl sich vergrößert, behandelten sie sie als wahre Sklaven. Die Insulaner wollten ihre Freyheit vertheidigen: aber da sie sahen, daß sie ihren Feinden nicht widerstehen konnten, daß ihre Kaziken fast alle getödet worden waren, so ergaben sie sich. Die Spanier brauchten sie zum Spinnen und Fabriciren der Baumwolle, mit deren Zeugen sie einen vortheilhaften Handel trieben. Die Vermeh-

mehrung des Viehs vergrösserte auch den Handel der Insel: hierzu kam noch der Wein- und Zuckerhandel. La Vega ward bald zu einer sehr blühenden Stadt. Die Spanier säumten nicht, noch andere zu bauen; nehmlich Seville an der Nordküste, Mellila an der Süderküste, und Oristan in dem abendländischen Theile: aber sie ergaben sich bald der Unthätigkeit und Faulheit, die gemeiniglich der Reichthum erzeugt. Als Portugall mit Spanien vereinigt wurde, giengen viele Portugiesen nach Jamaika und versuchten den Ackerbau und Handel dieser Insel in die Höhe zu bringen: aber sie fanden von Seiten der Spanier unüberwindliche Hindernisse.

Jamaika wird von den Engländern geplündert.

Der Ritter Anton Shirley, ein Engländer, kreuzete 1596. in diesem Meere mit einer mächtigen Flotte. Er landete in Jamaika, eroberte und plünderte San Jago, und zog sich dann zurück. Der Oberste Jakson that 1634. noch eine Landung an der Spitze von fünfhundert Mann, verwüstete alle Theile der Insel, und forderte eine große Summe, um San Jago nicht mit Feuer zu verheeren. Diese Unglücksfälle lehrten die Spanier aber doch nicht, was sie von solchen furchtbaren Feinden zu befürchten hätten.

Auf die Nachrichten, welche man diesen letztern gab, rüsteten sie eine mächtige Flotte aus, landeten den 13 April 1655. an die Insel St. Domingo: aber sie fanden daselbst so lebhaften Widerstand, daß sie sich mit Verlust einer starken Mannschaft wieder einschiffen mußten. Sie beschlossen daher, eine Landung in Jamaika zu versuchen, welche, wie sie wußten, sich nicht in Vertheidigungsstande befand. Sie kamen daselbst den 3ten May eben dieses Jahrs an, marschirten grade nach San Jago de la Vega; in der Hofnung es zu überrumpeln, und zur Versicherung eines glücklichen Ausgangs befahlen sie, daß der erste, der den Rücken kehrte, von seinem Nachbar niedergesäbelt werden sollte.

Die Spanier wußten nicht, was zu St. Domingo vorgefallen, und waren nicht vermögend, sich wider die Engländer zu vertheidigen, deren Anzahl sich auf zehn tausend Mann belief. Um ihr Leben und ihre Habseligkeiten zu retten, nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Verschmitzte Vorschläge, unter die Officiere vertheilte Geschenke verschafften ihnen Zeit, ihre Güter in den Gebürgen zu verbergen; sie retteten sich selbst dahin, und ließen den Engländern eine leere und wüste Stadt. Die Engländer rückten ein, und erstaunten, daß sie um alle daselbst gehofte Reichthümer

mer betrogen waren. Die Flüchtigen vereinigten sich wieder in verschiedne Parteyen, fielen über die Engländer her, welche nicht Zeit gehabt, sich wieder zu erkennen, tödeten eine große Anzahl derselben, und begaben sich wieder in ihre Schlupfwinkel. Alle Nächte thaten sie daraus Ausfälle, verbreiteten Schrecken und Verwirrung unter ihre Feinde, die die Wege nicht kannten, und ihnen also nicht nachsetzen konnten.

Die Spanier würden auch unvermerkt alle Engländer aufgerieben haben; aber sie waren des Lebens auf den Gebürgen überdrüßig und sehnten sich nach den Annehmlichkeiten von San Jago: retteten sich nach der Insel Cuba; ließen ihre Mulatten und Neger allein zurück, um die Engländer zu beunruhigen und den Besitz ihrer alten Rechte bis zu ihrer Rückkunft zu erhalten. Allein der Mexikanische Vicekönig befahl ihnen, wieder nach Jamaika zurückzugehn, und verbot dem Statthalter der Insel Cuba, ihnen einen Aufenthalt zu verstatten; doch versprach er, ihnen einen Beystand zu geben, wodurch sie ihren erlittenen Schaden wieder herstellen könnten. Sie kehrten nach Jamaika zurück, vertheilten sich in viele Haufen, die sich in den Wäldern zerstreuten, so wohl um desto leichter ihren Unterhalt zu haben, als den Nachsetzungen

gen der Engländer zu entgehn. Durch dieses irrende und elende Leben starb eine große Menge: die ganze Hülfe aber, die ihnen der Vicekönig von Mexiko zuschickte, waren fünf hundert Mann, welche sich gar nicht mit ihnen vereinigen wollten, als sie ihre Schwäche sahen, und zogen sich gegen Norden der Insel zurück, wo sie sich verschanzten, um Verstärkung zu erwarten.

Während dieser Zeit hatten sich die Engländer aller mittäglichen Theile der Insel bemächtigt; ganze Regimenter sich in verschiednen Quartieren niedergelassen: Plantagen angelegt, und hielten stets drey bis vier tausend Mann untern Waffen: achtzehn Kriegsschiffe lagen stets in den verschiednen Häfen. Cronwell, der damals Protektor von England war, erhöhte die Vortheile dieser neuen Eroberung gar sehr, und schickte eine Hülfe dahin, welche allen Unternehmungen der Spanier widerstehen konnte. Diese aber verloren alle Hofnung den Besitz der Insel wieder zu erlangen, und schifften sich mit ihren Weibern und Kindern, und allem was sie besaßen, ein, und zogen nach der Insel Cuba, wo man sie aufnehmen mußte. Zu Jamaika ließen sie ihre Negersklaven, die sich seit der Zeit daselbst so sehr vermehrt, daß die Engländer um ihren Räubereyen Einhalt zu thun, Schan-

zen angelegt haben, und unten an den Bergen Wachen halten.

Als sich die Engländer der Insel bemeistert hatten, so waren sie bedacht, eine solide Niederlassung daselbst anzulegen. Im Jahr 1663. zählte man schon daselbst siebzehn tausend zwey hundert Einwohner. Die Seebeuter trugen zu dieser Niederlassung sehr viel bey durch die Reichthümer, welche sie von ihren Fahrten und von der Plünderung der spanischen Niederlassungen einbrachten.

Jetzt zählt man dreyerley Einwohner in Jamaika; die Herren, die Dienstboten und die Sklaven. Die Hausherren oder die Eigenthümer der Plantagen und die Kaufleute leben in einem Ueberfluß und Luxus, welcher dem europäischen gleicht. Sie haben Wagen mit sechs Pferden, und eine Menge Livreebedienten, ohne die Neger zu rechnen, die vorlaufen müssen. Die Reichthümer, welche ihnen der Handel mit den Spaniern verschaft, zieht eine große Anzahl Engländer nach sich, daß man jetzt beynahe mehr als sechszig tausend und fast hundert tausend Neger zählt. Es stehn daselbst ungefehr sieben tausend Mann Soldaten.

Gegenwärtiger Zustand der Insel.

Die Regierung und die Gebräuche sind wenig von denen unterschieden, die die übrigen englischen Inseln haben: aber in der Hand-

Handlung findet sich einiger Unterschied, vornehmlich in Ansehung des Färbeholzes, welches sich die Kaufleute von Barbados nicht so leicht verschaffen können. Die Bay von Campeche ist Jamaika stets vortheilhaft gewesen, wo man das Holz schlug, um es ohne alle andere Kosten nach England hinüber zu bringen. Die Spanier haben diesen Handel aufheben wollen: aber man setzt ihn fort vermittelst der Wachen, die die Arbeitsleute begleiten.

Doch besteht der vornehmste Handel der Insel mit den Spaniern in Verkauf von Negern, Stoffen und andern englischen Waaren. Im Kriege verschaft sich ihre Lage mitten unter den spanischen Besitzungen einen vortheilhaften Handel. Es geht kein Schiff aus Indien, oder dem der spanischen Monarchie zugehörigen festen Lande, welches nicht vor Jamaika vorbey müßte. Ein braver Kommendant mit zwölf bis funfzehn Fregatten ist hinlänglich, die Insel mit seiner Beute zu bereichern, und die Spanier arm zu machen. Die Flotte, welche alle Jahre von Carthagenes mit peruanischen Silber kömmt, läuft zu St. Domingo ein, von da kann sie sich nicht nach Havanne begeben, ohne vor Jamaika vorbeyzugehn.

Wir werden noch zu dem, was wir oben von Port-Royal gesagt, hinzufügen,

gen, daß er viel durch das Erdbeben verloren: aber man machte daselbst hinlängliche Verbesserungen, und er kann noch für einen der schönsten amerikanischen Häfen passiren. Die Stadt besteht aus drey schönen Straßen, die von vielen andern durchschnitten werden. Es giebt daselbst eine schöne Kirche, ein Hospital für die Botsknechte, ein Zeughauß und Magazin: sie wird durch Schanzen und eine regelmäßige Festung vertheidigt. Die Generaleinnehmer und alle Admiralitätsbedienten haben ihre Schreibstuben wie zu Spanisch-Town. Kingston wurde nach dem Erdbeben sehr regelmäßig aufgebaut. Sie kann eine Meile lang und eine halbe Meile breit seyn: wird in Viertel eingetheilt, und wie die meisten spanischen Städte von Amerika durch sehr enge Straßen durchschnitten. Der Generaleinnehmer der Admiralität, der Regierungssekretair und der Oberrichter müssen hier ihre Expeditionsstuben haben. Die meisten Handelsleute sind seit dem Untergange von Port-Royal hieher geflüchtet. Die Besatzung besteht in zehn Compagnien Infanterie und zwey Cavalerie. Man zählt in der Stadt eilf bis zwölf hundert Häuser: es ist nur eine Kirche daselbst; aber die Juden haben zwey Synagogen, und die Quäcker einen Versammlungsort.

Spa-

Spanisch-Town ist die Residenz des Statthalters und der Sitz der Generalversammlung. Die Ausbesserungen sind hier langsamer gegangen, als anderswo, weil sie im Lande drinne liegt und nicht viel Handel hat. Die meisten Einwohner sind entweder sehr reiche Handelsleute, die ihre Angelegenheiten andern überlassen, oder Beamte, oder andere Personen von Ansehn. Unter der Menge Häuser zählt man sieben bis acht hundert sehr schöne. Die Wagen und Sänften sind da sehr gemein: Bälle und Assembleen so häufig, wie zu London. Auch Komödie ist hier. Der Pallast des Statthalters stößt an den großen Markt, und besteht in vielen großen Gebäuden, davon ein Theil zwey Stock hoch ist. Es ist da ein sehr schöner Garten. Die Kirchen sind ausnehmend schön. Das Zollhaus ist ein viereckiges Gebäude von vierzig Fuß auf jeder Seite. Hier wird auch Gerichte gehalten. Die Häuser sind gemeiniglich mit kostbaren Holze ausgetäfelt. In den öffentlichen Urkunden behält diese Stadt immer ihren Namen **San Jago de la Vega.**

Oristan und Seville waren zu Zeiten der Spanier sehr große und schöne Städte; aber sie wurden von dem Erdbeben eingeäschert und sind niemals wieder erbaut worden. Ein Theil des Platzes, worauf sie stunden, trägt jetzt Zuckerrohr. Die Engländer

länder haben den Grund zu einer neuen Stadt bey Bagual in dem St. Anna Kirchspiele gelegt; aber man zweifelt, ob sie jemals völlig aufgebaut werden wird. Free-Town ist eine kleine Stadt im St. David Kirchspiele. Passage-Fort im St. Katharinen Kirchspiele hat sich noch nicht vergrößert: man zählt daselbst nur funfzig bis sechszig Häuser. Kavile im Kirchspiele von Vere ist nicht beträchtlich. Tichfield hat seinen Namen von der Herzoginn von Portland. Diese Stadt liegt nahe am Port-Antonio und wird von einer sehr regelmäßigen Schanze vertheidigt, worinn man eine kleine Besatzung hält.

Einige Reisende sagen, daß es zu Jamaika Einwohner gäbe, die für die reichsten Privatleute in der Welt gehalten würden, und setzen hinzu, daß jährlich zum Zuckerhandel fünf hundert Schiffe allein gebraucht würden, und da jedes ungefehr zwey hundert Tonnen hätte, so betrüge die ganze Summe hundert tausend Tonnen. Den Kaffee kann man auch unter die vortheilhaftesten Produkte der Insel rechnen.

Vierter Artikel.

Die Windinseln.

Der Windinseln sind von der Anzahl sechs und zwanzig. Man nennt sie also,

weil sie den Wind von Osten mehr als die übrigen Inseln haben, welche gegen Südwest liegen, und deshalb Inseln unterm Winde heissen.

Christoph Colombo entdeckte sie 1492. und unterwarf einen Theil derselben der spanischen Krone. Vor Zeiten nennte man sie Karaiben oder Kannibalen von dem Namen der sie bewohnenden Völker. Sie verbreiten sich in einem halben Zirkel von Nordwest gegen Südwest, nemlich vom Morgentheile der Insel Porto-Rico bis an die Nordküste des mittäglichen Amerika, zwischen dem achtzehnten, vierzig Minuten und dem eilften Grad der nördlichen Breite, und zwischen dem drey und vierzigsten und sieben und vierzigsten der westlichen Länge.

§. I.

Die Insel St. Thomas.

Sie liegt gegen Morgen von Portorik im achtzehnten Grade der Breite: die natürliche Bequemlichkeit ihres Hafens hat sie berühmt gemacht. Ob sie gleich nur sechs Meilen im Umfange beträgt, so hat sie doch zwey Herren, den König von Dännemark, und den König von Preussen. In der That aber sind die Preussen hier unter dem Schutze der Dänen. Labat versichert, daß die Holländer hier allen Handel unter dem Namen der Dänen treiben.

Der

Der Hafen wird von einer Festung beschützt, welche nur ein kleines Viereck mit kleinen Bastionen ohne Graben und Aussenwerken ist. Ihre ganze Festigkeit besteht in einem lebendigen Zaun von Raquetten, die den ganzen Boden einnehmen der durch den Graben und bedeckten Weg erfüllt seyn sollte. Er hat sechs bis sieben Fuß in der Breite. Man unterhält diese Raquetten sorgfältig und an ihren Enden oben so sehr zusammen, daß es scheint, als wenn man sie alle Tage beschnitte. Ihre Größe ist von sieben Fuß. Die Festungsgebäude sind hinten an die Mauern gebaut, und haben in der Mitte einen viereckigen Thurm. Funfzig bis sechszig Schritte von der Festung liegt ein Flecken, welcher der Krümme einer Bucht folgt wo der Hafen ist; er besteht aber nur aus einer langen Straße, welche sich am Contore der dännemärkischen Compagnie endigt. Dieses ist ein schönes und großes Gebäude, das eine Menge Wohnungen und Magazine hat, die so wohl für die Waaren als auch zur Bewahrung der Neger sehr bequem sind, womit diese Compagnie mit den Spaniern handelt. Zur Rechten des Contors findet man zwey kleine Straßen, welche mit aus Europa und den Inseln geflüchteten Franzosen erfüllt sind. Daher nennt man es das Brandenburgische Viertel. Es ist sehr sonderbar, daß man auf dieser Insel

drey bis vier verschiedene Religionen ohne einen Tempel findet. Die zwey herrschende sind die lutherische und calvinistische. Die Anzahl der Katholiken ist sehr wenig beträchtlich.

Die Häuser des Fleckens, welche sonst nur Hütten waren, sind jetzt alle von Ziegelsteinen erbaut: fast alle nur von einem Stockwerke; aber sehr nett: das Pflaster ist von Quaderstücken aus Fayanz; inwendig säubert man sie nach holländischer Manier. Die wenige Festigkeit des Bodens, wo man nicht drey Fuß graben kann, ohne Wasser und beweglichen Sand zu finden, ist Ursache, daß man sie nicht höher baut.

Der Handel dieser Insel ist sehr beträchtlich. Da Dännemark fast stets neutral in den Europäischen Kriegen ist, so steht ihr Hafen allen Nationen offen. In Friedenszeiten dient er zum Waarenlager für den Handel, welchen die Franzosen, Engländer, Spanier und Holländer nicht öffentlich in ihren Inseln und in Kriegszeiten zu treiben wagen; er ist der Zufluchtsort der Kaufmannsschiffe, welche von den Seeräubern verfolgt werden. Hernach bringen auch diese ihre Beute dahin und verkaufen sie, wenn sie sie nicht weiter bringen können. Von dieser Insel gehn auch eine Menge Barken nach den Küsten von Ter-

ra-

ra-Firma ab, woher sie viel gemünztes und Barren-Silber und andere kostbare Waaren bringen. Alle diese Vortheile zeugen in dieser Insel Ueberfluß und Reichthum.

Ob der Boden der Insel gleich sehr locker ist, so ist er doch fruchtbar. Er trägt in Ueberfluß Maniok, Mill, Pataten und alle Arten von Früchten und Kräutern. Das Zimmtrohr wächßt hier sehr gut; der Zucker ist hier herrlich; aber der Zuckersiedereyen sind nicht viele. Es giebt sehr wenig Ochsen und Pferde in dieser Insel, weil es an Weide dazu fehlt; aber ihr Fleisch erhalten sie aus Portorik in Ueberflusse. Man ziehet hier vortrefliche Ziegen und alle Arten von Federvieh. Doch sind die Lebensmittel allzeit theuer, weil das Silber hier sehr gemein ist, und die Fremden häufig hinkommen.

§. II.

Die Jungferinsel.

Man nennt ein Dutzend kleine Inseln, welche sich gegen Morgen von Portorik erstrecken, die Jungferinseln. Die Fahrt zwischen diesen Inseln, sagt der Pater Labat, ist eine der angenehmsten, welche man sich nur vorstellen kann. Man glaubt sich auf einer großen Wiese zu finden, die hin und her durch eine Menge Haine gezieret

ist. Die so häufig auf dieser Insel wachsenden Bäume geben eine vortheilhafte Meynung von dem Boden. Einige von diesen Inseln sind bewohnt; allein die meisten wüste. Die gröβte liegt den andern gegen Osten, und heiβt die schwangere Jungfer. Sie wird von Engländern bewohnt, die sie Paneston nennen. Sie sind sehr arm, bauen ein wenig Tabak, Indigo, Kattun und Erbsen. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Fisch und Palaten. Sie haben kein anderes süsses Wasser, als was vom Himmel fällt, und in Gefäβen aufbewahrt wird. Wenn es stinkend oder verdorben ist, so nehmen sie ihre Zuflucht zum Regenwasser, welches in ausgehöhlten Felsen ist, und über welches sich eine grüne zwey Finger dicke Rinde befindet, die man mit Vorsatz nicht zerbricht; sondern nur ein Loch von der Gröβe des Gefäβes hineinmacht, mit dem man Wasser schöpft, weil sie die Sommerhitze abhält, und bey dem Wasser die Wirkung eines Tachs über ein Haus thut. Die Fischerey ist in allen Kanälen, die die Inseln von einander scheiden, sehr beträchtlich.

§. III.

Negada.

Diese Insel ist niedrig, flach, und oft mit Seewasser überschwemmt; daher hat

sie

sie auch ihren Spanischen Namen, welchen die Franzosen in isle noyée, die überschwemmte Insel verwandelt haben. Sie mag vier bis fünf Meilen in der Länge betragen. Da die Mitte höher ist, als die Küsten, so sieht man daselbst eine Menge Bäume und Sträucher. Sie ist mit Untiefen umgeben, wo die Gefahr für die Schiffe sehr groß wird. Als ein spanisches großes Kriegsschiff hier verunglückte, so brachte man das darauf befindliche Gold auf die Insel, und verbarg es in die Erde. Die häufigen Ueberschwemmungen haben die Merkmale davon vernichtet, durch welchen man diesen Schatz zu finden sich schmeichelte, und er ist noch bis jetzt auf derselben. Man hat alles mögliche angewendet, um ihn zu entdecken; aber nicht zum Zweck kommen können. Wahrscheinlich ist er durch seine Schwere in die Tiefe der Erde gesunken, die sehr locker ist. Die Insel Negada ist nicht bewohnt.

§ IV.

Sombrera.

Dieß ist eine wüste Insel. Die Spanier haben ihr diesen Namen gegeben, weil sie rund und flach ist, ein Berg mitten inne liegt, welcher rund und erhaben ist, und deshalb die Figur eines Huts vorstellt.

§. V.

Die Aalinsel oder Anguilla.

Sie hat ungefehr zehn Meilen in der Länge und drey in der Breite, und ihren Namen von ihrer Gestalt. Die Engländer haben hier eine Kolonie von zwey bis drey hundert Einwohner, welche Tabak daselbst bauen. Der Boden ist flach und eben.

§. VI.

St. Martin.

Diese liegt achtzehn Grad funfzehn Minuten nördlicher Breite, und kann im Umfange funfzehn bis sechszehn Meilen haben. Man findet daselbst weder Hafen noch Flüsse: aber es giebt einige Brunnen, welche in der Regenzeit viel Wasser geben, und in der dürren Zeit austrocknen. Alsdann nimmt man zu Cisternen-Wasser und einigen elenden Pfützen seine Zuflucht. Der Boden ist nicht fruchtbar; auch baut man darauf nichts, als Tabak, Indigo, Erbsen und Maniok. Salz findet man daselbst in der Menge; und zwar in natürlichen Salzgruben, woraus man es ohne wenige Mühe erhält.

Die Franzosen ließen sich 1637. daselbst nieder; aber die Holländer bemächtigten sich derselben, und da sie sahen, daß sie die stärksten waren, bauten sie eine Festung.

Die

Die Spanier von Porto-Ricco jagten sie weg und ließen sich dafür nieder. Sie bauten eine Festung, deren Trümmer man noch jetzt sieht: sie brachte ihnen keinen andern Nutzen, als daß sie die andern Europäer an der Niederlassung in den kleinen benachbarten Inseln verhindern konnte; allein nachdem sie sich den Niederlassungen der Franzosen und Engländer in den Inseln St. Christoph, Antigo Guadelupe, Martinik und anderer mehr, nicht widersetzen konnten, so verließen sie 1648. St. Martin, und zogen sich nach Porto-Ricco zurück. Ehe sie ausrückten verheerten sie alle Gebäude, Vestungen und Zisternen.

Unter ihnen waren vier Franzosen, fünf Holländer und ein Mulatte. Da diese Leute sahen, daß die spanische Kolonie den Entschluß gefaßt, sich einzuschiffen, so verbargen sie sich in den Wäldern. Als die Spanier weg waren, versammleten sich diese zehn Fremdlinge am Ufer, faßten den Entschluß, auf der Insel zu bleiben, und sie unter die Franzosen und Holländer zu theilen. Es mangelte ihnen aber an allem, und sie wurden daher einig, dem französischen Statthalter von St. Christoph und dem holländischen von St. Eustach von ihrem Verbindnisse Nachricht zu geben. Die Holländer hatten eine kleine Barke und nahmen diesen doppelten Auftrag über sich; aber sie be-

giengen die Untreue und benachrichtigten nur den Statthalter ihrer Nation davon, welcher so gleich alles, was er von Leuten auf seiner Insel zusammen treiben konnte, abgehen, und damit im Namen der Generalstaaten von St. Martin Besitz nehmen ließ. Als die vier Franzosen keine Nachricht von St. Christoph erhielten, so zweifelten sie nicht an der Treulosigkeit der Holländer; aber sie mußten ihren Verdruß verbergen. Endlich fanden sie Gelegenheit, dem Kommendanten von Poincy, dem Generale der französischen Inseln von dem ihrer Nation zugefügten Unrechte Nachricht zu geben.

Poincy schickte Anfangs nach der Insel St. Martin dreyßig Mann mit einem Officier und dem Befehle, blos das Betragen des holländischen Statthalters zu untersuchen. Anstatt sie aufzunehmen, griffen die Holländer zu den Waffen, und verhinderten sie an der Anlandung. Die Franzosen hielten sich zu einem Angriffe nicht stark genug, und zogen sich nach St. Christoph zurück. Poincy gab seinem Neffen Longvilliers drey hundert Mann mit dem Befehle, alle seine Kräfte anzuwenden, um Meister von der Insel St. Martin zu werden, und ernannte ihn zugleich zum Statthalter davon. Longvilliers landete auch ohne Hinderniß an, weil die holländische

Kolo=

Kolonie zu schwach war, sie davon abhalten zu können. Er ließ die vier Franzosen fordern, deren sie sich bemächtigt hatten. Der holländische Statthalter in Rücksicht der Bedrohung, man würde sie mit Gewalt abholen, und dasjenige verweigern, was man ihm noch zu lassen schien, schickte eiligst Abgeordnete ab, mit welchen ein Vertrag geschlossen wurde. Die Franzosen blieben Meister von der ganzen Seite nach der Aalinsel, und die Holländer von derjenigen, wo die Schanze ist. Der Vertrag wurde auf einem Berge vollzogen, welcher beyde Quartiere von einander scheidet, und daher den Namen *Mont des Accords* Vertrag-Berg erhalten hat.

Diese beyderseitigen Nationen versprachen sich wechselseitigen Beystand und lebten mit einander bis zum Kriege von 1688. in gutem Vernehmen. Als die Engländer zu Anfange dieses Kriegs von St. Christoph vertrieben wurden, so erhielten die meisten Einwohner von St. Martin die Order dahin zu gehn, und die den Engländern abgenommenen Wohnungen zu beziehn. Einige kamen nach dem Riswicker Frieden zurück nach St. Martin; man gab ihnen so gar einen Kommendanten, unter welchem sie sich niederzulassen anfiengen; allein da 1702. der Krieg wieder sich entzündete, wollte sie der französische Statthalter abermals

nach

nach einer andern Kolonie schicken. Sie wollten nicht gehorchen, erneuerten ihren alten Vertrag mit den Holländern, und man trieb die wechselseitige Freundschaft so weit, daß man die an ihre Küsten kommenden Seeräuber beyder Nationen mit Lebensmitteln und andern Dingen versah.

Labat bemerkt, daß die christliche Religion in der französischen Kolonie sehr vernachläßigt gewesen wäre, als er daselbst angekommen. Man schickte ihr gar keinen geistlichen Beystand. Er fand da einen Wundarzt, der die Verrichtungen des Predigers machte. Er versammlete Sonn- und Fest-Tags das Volk zur Kirche: hielt an dasselbe einige Ermahnungen, verrichtete das Gebet, und zeigte die Feste und Fasten an. Mit diesem Amte verband er auch die Stelle eines Kommendanten, Wundarztes und Richters. In der letzten Verrichtung stund ihm der Schulmeister und dessen Geselle bey, welcher letzter den Amtschreiber machte. Dieses Gerichte schlichtete unumschränkt und ohne alle Appellation alle in der Kolonie entstandene Streitigkeiten. Das Hauß dieses Wundarztes war das alleransehnlichste von allen, die die Stadt St. Martin ausmachten, deren Anzahl sich auf achtzehn bis neunzehn belief. Die Kirche und die Wohnung des Schulmeisters war nicht weit davon.

Labat sagt, daß er alle Ehen einseegnete, die nur bis hieher bürgerliche Verträge gewesen wären.

§. VII.

St. Bartholomei.

Die Insel St. Bartholomei liegt gegen Südost von St. Martin, von der sie nur drey Meilen entfernt ist. Man giebt ihr sieben bis acht Meilen im Umfange. Sie hat einen vortreflichen Hafen, der der einzige Ort ist, wo man anlanden kann, weil sie von Sandbänken umgeben ist. Die Mitte der Insel ist bergigt; der Boden überhaupt taugt nur zum Tabakbauen, doch giebt es schöne Bäume darauf. Die Franzosen legten hier um 1648. eine Kolonie an: aber fast alle Einwohner sind nach der Insel St. Martin gegangen; und die wenigen die darauf geblieben, leben in der äußersten Armuth.

§. VIII.

Aves, oder die Vögelinsel.

Die Insel Aves liegt sechszehnte halb Grad nördlicher Breite, hat nicht mehr denn drey Meilen im Umfange. Zwey Inselchen umgeben sie gegen West und Nordwest, in der Entfernung von fünf bis sechs hundert Schritten. Es sind zwey wüste Felsen, welche der Mist von den dahin geflohe-

flohenen Vögeln ganz weiß macht. Sie hengen zusammen durch Untiefen, die voller Felsen hengen, und bey niederm Meere sich entdecken; sie sind voller Muscheln.

Da die Insel Aves länger als breiter ist, so sieht sie wie eine Sandbank aus, und ist fast mit der Fläche des Meeres gleich; aber wenn man an dieselbe kömmt, so findet man, daß die Mitte acht Klaftern über das Ufer ragt, und ob sie gleich gegen Ost und Nordost Recifen hat, die in das Meer sehr weit gehn, so ist doch der übrige Theil sehr gesund. Es ist darauf kein einziger Brunnen süsses Wassers, sondern wenn man welches braucht, so gräbt man in die Erde ein Loch. Hat man kaum acht bis zehn Zoll gegraben, so findet man Wasser. Man schöpft das erste beste Wasser mit aller möglichen Geschwindigkeit und findets vollkommen süß. Wenn man es ein wenig im Gefäße stehn läßt, so findet man, daß es sehr gutes und reines Wasser ist: aber dieser Quell wird es nicht lange geben: in weniger als einer Viertelstunde sieht man das Wasser wachsen und es wird salzig. Doch diese Unbequemlichkeit ersetzt die Leichtigkeit, Brunnen zu machen.

Man findet auf dieser Insel eine Menge Grojaviers, Korossollen, Cochimanen, von welchen Labat glaubt, daß sie von den Körnern entstehn, die die Vögel in ihrem Miste lassen.

Man

Man sieht auch auf dieser Insel eine Menge Meervögel, Kübitze, verschiedne Arten Wasserhühner, Reiger, Pelikane und dergleichen mehr. Um der Insel wimmelt es von Fischen; und ihre Untiefen sind stets mit einer unglaublichen Menge schöner Muscheln bedeckt. Labat sagt, man könnte hier nicht vor Hungers sterben, so lange man Hände und Füsse hätte: und doch hat sie keine Einwohner.

§. IX.

Die Krabbeninsel oder Borriquen.

Diese Insel ist nur fünf bis sechs Meilen von der südöstlichen Spitze von Portorik entfernt; liegt im siebzehnten Grad zehn Minuten nördlicher Breite. Ihr Umkreiß ist acht bis zehn Meilen.

Man findet daselbst sehr viel Berge; aber sie sind weder hoch, noch steil: lassen zwischen sich sehr schöne Tiefen, wo der Boden sehr vortreflich ist. Man findet in den Thälern und auf dem Gipfel sehr dicke Wälder, von welchem Quellen herabfliessen, die verschiedne kleine Flüsse von reinen und gesunden Wasser machen.

Man sieht in den verschiednen Theilen der Insel Ueberbleibsel alter Wohnungen; lange Alleen von Pomeranzen, Citronen und andern Bäumen, die die schon gebau-

ten von den noch nicht angebauten Gegenden unterscheiden. In den letztern sind die Bäume von außerordentlicher Dicke und Höhe.

Die Jagd ist hier groß, vornehmlich an Holztauben, Papageyen, Drosseln, Ortolanen und Seevögeln.

Der Feigen = und Bananas = Baum kömmt hier allenthalben fort: die Ufer des Meers sind hier mit Rakettenäpfel bedeckt. Man findet auch sehr schönes Zuckerrohr. Labat erstaunt, daß ein so fruchtbares Land verlassen ist, und es die Spanier, welche andrer Nation die Niederlassung daselbst wehren, nicht selber nutzen.

§. X.

Die Insel Saba.

Man könnte diese Insel für einen an allen Orten steilen Felsen halten. Sie kann vier bis fünf Meilen im Umfange haben. Ihre Lage geht durch die siebzehn Grade der Breite. Man kann nur bey einer gegen Süden gelegenen Bucht ans Land steigen, und die Einwohner können nur durch diese mit ihren Kähnen in die See gehn. Auf den Gipfel der Insel kömmt man durch einen in Felsen gehauenen Zickzack vom Wege: der Boden ist darauf gut, fruchtbar und gleichförmig. Die ersten, die hinaufgestiegen sind, haben ohne Zweifel Leitern

gebraucht,

gebraucht. Er ist eine Festung von Natur, in welcher man die Einwohner nicht bezwingen kann, wenn sie an Lebensmitteln keinen Mangel haben. An der Seite des Wegs hat man Steine zusammen gehäuft, die auf von Pfälen gestützten Bretern liegen, so daß, wenn man nur ein Seil zieht, die Breter einfallen und alle Steine herabrollen; sie zerschlügen eine ganze Armee, die auf dem Wege wäre, und herauf steigen wollten. Der Weg von der Nordostseite ist leichter; aber das Meer ist gewöhnlich so stürmisch, daß man daselbst nicht anlanden kann.

Diese Insel wird von Holländern bewohnt. Die Kolonie ist in zwey Viertel getheilt, welche fünf und vierzig bis funfzig Familien enthalten. Die Wohnungen sind von geringem Umfange; aber reinlich, und werden wohl unterhalten. Die Häuser sind wohl gebaut, sehr gut möblirt, und haben ein fröliches Ansehn.

Labat versichert, daß der vornehmste Handel der Insel in Schuhen besteht: alle Einwohner, den Statthalter selbst nicht ausgenommen, sind Schuster. Sie leben in großer Eintracht, und essen oft bey einander. Sie haben keine Fleischbänke; sondern sie schlachten um die Reihe so viel Vieh, als zum Unterhalt ihres Viertels nöthig ist, und man nimmt das Fleisch

bey demjenigen, der geschlachtet, ohne etwas zu bezahlen; und dieser macht es eben so bey denen, die nach ihm schlachten. Das Haupt des Viertels fängt an, und seinem Beyspiele folgen alle Einwohner. Sie haben einige französische Protestanten unter sich. Außer dem Schuhandel treiben sie auch Handel mit Indigo, Kattun, und leben in glücklichem Ueberfluß. Sie haben Sklaven und Geld.

§. XI.

Die Insel St. Eustatia.

Sie liegt gegen Morgen von Saba und ist viel größer. Labat, der sie nur im Vorbeygehen sah, sagte, es habe ihm geschienen, als wenn sie aus zwey Bergen bestünde, die von einander ein großes Thal trenne, dessen Grund mehr als zehn Klaftern über das Ufer erhaben ist. Der Berg, welcher gegen Westen zusteht, ist in zwey bis drey Gipfel voller schönen Bäume getheilt, und sein Abhang bis in das Thal, ist dem Ansehen nach gar nicht rauh. Der Berg gegen Osten scheint viel höher, als der andere, und gleichsam zwey Drittel von seiner natürlichen Höhe abgekürzt. Er hat bey nahe die Gestalt eines eingedrückten Huts. Dieser ganze Theil der Insel St. Eustatia scheint fruchtbar und sehr belaubt. Unten an dem Berge

gegen Osten ist ein Fort. Diese Insel wird von der St. Christoph's-Insel nur durch einen zwey bis drey Meilen breiten Kanal geschieden.

Die Franzosen sind von derselben zwey bis dreymal Meister gewesen; aber die Holländer haben sich ihrer bemächtigt, und sie behalten.

§. XII.

Die Insel St. Croix.

Die Wilden nennen diese Insel Ayay. Sie liegt zwölf Meilen von Portorik gegen Südost, und im achtzehnten Grade nördlicher Breite. Man giebt ihr zwölf Meilen in der Länge, und etwa drey in der Breite. Sie ist flach und sehr wenig quellreich. Nach dem Labat, ist nur ein kleiner Fluß daselbst, wo das Meer zu weit hineintritt, als daß er den Einwohnern nützlich seyn könnte.

Der Boden ist sehr fruchtbar: man findet da die schönsten Bäume von der Welt. Der Acajou, das indianische Holz, der Acomas, der Balatas und das rothe Holz von aller Art befindet sich in großer Menge. Das Zuckerrohr, der Maniok, die Pataten, die Pomeranzen- und Zitronen-Bäume kommen hier sehr gut fort. Die Luft ist hier sehr gesund; Jagd und Fischerey reichlich.

Die Franzosen ließen sich da 1650. nieder. Kurze Zeit darauf zählte man hier mehr als acht hundert und zwey und zwanzig Einwohner. Diese Kolonie verstärkte sich von Tag zu Tag; aber sie mußte ihre Waaren den Dänen von St. Thomas verkaufen, um von ihnen die ersten Nothwendigkeiten zu ziehen, welche sie von den Franzosen nicht hoffen konnten, weil die Kaufmannsschiffe im Kriege nicht so tief zu landen wagten. Die Generalpächter beschwerten sich, daß die Ausfuhre des Zuckers sehr ansehnlich ihren Eingangs-Zoll schwäche. Der Statthalter von St. Domingo, welcher seine Kolonie auf Kosten Anderer zu verstärken strebte, verband sich mit ihnen. Sie erhielten vom Hofe einen Befehl, Kraft dessen alle Einwohner von St. Croix mit allen ihren Haabseligkeiten nach der Insel St. Domingo gehen sollten: man schickte zu diesem Ende drey Schiffe nach St. Croix; aber diese drey Schiffe mit zwey bis drey Barken Bedeckung waren kaum hinreichend, diese Kolonie und ihre Güter hinüber zu bringen. Die Drückung, in Ansehung ihrer Haabseligkeiten gieng aufs äußerste. Die Unterbedienten stellten sich, als hätten sie für die Möbeln und Waaren keinen Platz, und forderten, man sollte einen Theil davon zurücklassen, um den andern mitnehmen zu können. Man ließ auf der Insel

St. Croix Pferde, Hornvieh und Schafe, zündete die Häuser an, und ehe man abseegelte, richtete man das Fort zu Grunde. Die Franzosen verkaufren 1733. an die Dänen ihr Recht auf diese Insel, und die dännemärkische Compagnie errichtete hier eine Kolonie und ein Fort.

§. XIII.

Die Insel St. Christoph.

Diese Insel liegt, nach dem Pater du Tertre, im siebzehnten Grad fünf und zwanzig Minuten nördlicher Breite. Eben dieser Schriftsteller giebt ihr zwanzig Meilen im Umfange; aber Labat nur sechszehn, wenigstens wenn man nicht, setzt er hinzu, eine lange und schmale Spitze mitrechnet, welches man die Salzgrubenspitze nennt. Die Wilden nannten sie Liamuiga. Ihre Gestalt ist länglicht: sie hat von der Westseite eine schmale und lange Erdzunge von ungefehr zwey Meilen, an deren Ende sich eine halbe Insel befindet, welche sechs Meilen im Umfange betragen kann. Man zählt sieben Pfarren in dieser Insel: St. Johann, der Christ, St. Maria, St. Anna, St. Thomas, Trinitas, und die Pfingsten. Zu St. Christoph giebt es keine Stadt, so gar wenige Flecken, weil die Engländer auf ihren Plantagen leben, die sie zu verschönern Vergnügen

finden: um sie herum sind stets Citronen- und Pomeranzen-Bäume gepflanzt. Der Flecken Basse-Terre ist sehr schön. Man sieht daselbst herrliche Gebäude von Steinen und Ziegel-Steinen; auch eine sehr schöne Kirche, mit dem kostbarsten Holze ausgetäfelt, ein Hospital, ein Rathhaus, und einen sehr schönen Pallast für den Statthalter.

Diese Insel ist noch nicht recht befestigt: sie hat nur drey gute Schanzen und einige Batterien. Das Charlesfort hat vierzig Kanonen, das Brimstonhillsche neun und vierzig und ein Magazin, das zum Zeughause dient; das Londonderrysche drey und vierzig Kanonen.

Die Mitte der Insel ist durch hohe Berge erhöht, die schöne Thäler mit einem sehr wenig steilen und bis an das Meer gehenden Abhange bilden. Der Boden ist sehr fruchtbar, ob gleich locker und sandigt. Es giebt da sehr viele und so beträchtliche Bäche, daß man sie für Flüsse gelten lassen könnte. Die Luft ist sehr rein.

In der Halbinsel findet man natürliche Salzgruben, woher sie auch den Namen Salzgrubenspitze erhalten. Das daraus geförderte Salz ist von vollkommner Weiße; aber beitzender, als das französische.

Man findet auch hier eine ungeheure Menge Affen, weil die hieher gebrachten aus den Häusern gelaufen und sich wunderbar vermehrt haben. Die Thiere auf dieser Insel sind eben dieselben, die auf den andern Antillen sich befinden.

Die Einwohner von St. Christoph wurden sonst durch öftere Erdbeben beunruhigt; aber seit dem Ausbruche eines schwefeligen Berges sind sie seltner geworden; doch die Orkane richten noch gewaltigen Schaden an. Die gewöhnliche Zeit dieser schrecklichen Stürme ist vom fünften Julius bis achten September.

Wir werden in einem besondern Kapitel von den alten Einwohnern dieser Inseln reden, das die Aufschrift führen soll: Sitten, Gebräuche, Religion ꝛc. der Karaiben; denn so hießen sie.

Christoph Kolomb entdeckte diese Insel 1493. und gab ihr den Namen seines Patrons. Wir haben schon gesagt, daß die mit andern Eroberungen auf dem festen Lande beschäftigten Spanier die kleinen Antillen keiner Aufmerksamkeit gewürdigt haben. Sie gaben vor, sie hätten sich des Besitzes desselben durch viele Handlungen versichert; aber sie zu nutzen haben sie sich nie die rechte Mühe gegeben.

Die Franzosen und Engländer ließen sich zu St. Christoph nieder, und wurden von den Franzosen verjagt, wie man in dem vorhergehenden Bande gelesen hat.

Nach dem Zurückzuge der Spanier begaben sich die Franzosen und Engländer wieder in ihre Niederlassungen. Die Engländer bauten feste Häuser, schafften sich Frauen und andere Bequemlichkeiten an. Die Franzosen begnügten sich an Hütten, nach Art der Karaiben, und dachten an das Verheyrathen nicht. Der Pater du Tertre, in der Geschichte der Antillen, versichert, die Frauen der Engländer wären in die Hütten der Franzosen gekommen, und vierzehn Tage bey ihnen geblieben, ohne daß ihre Männer dawider etwas zu sagen gehabt hätten. Diese Unordnung gieng so weit, daß der französische Statthalter befürchtete, die Geduld möchte endlich einmal den Engländern ausreissen, und einen Krieg veranlassen: er verbot daher allen Franzosen bey Lebensstrafe, keine englische Frau in ihren Wohnungen zurück zu behalten. Die vornehmste Beschäftigung der Engländer und Franzosen zu St. Christoph war der Tabakbau, der ihnen lange einen sehr anständigen Unterhalt erwarb. Sie legten hernach Zucker- Ingwer- Indigo- und Baumwoll-Plantagen an, und der Ueberfluß stellte sich bald in der Insel

ein.

ein. Die Einwohner wurden dergestalt fein, daß man sagte, der Adel wäre zu St. Christoph, die Bürger zu Guadalupe, die Soldaten zu Martinik, und die Bauern zu Grenada. Die Reinigkeit der Luft macht die Gesichtsfarbe der Weiber vollkommen schön. Geist und Lebhaftigkeit sind beyden Geschlechtern gemeinschaftliche Eigenschaften.

In den von den Franzosen bewohnten Vierteln waren auch Jesuiten und Kapuciner. Die Gerechtigkeit wurde von einem königlichen Richter, welcher im Flecken la Basse Terre residirte, von einem Prokurator, einem Substituten und Schreiber verwaltet. Die Appellationen von ihren Aussprüchen giengen an den Ober-Rath, welcher sich von acht Wochen zu acht Wochen in dem Flecken des Niederlands versammlete. Dieser Rath bestund aus zehn Einwohnern. Der Statthalter und Kommendant hatten freyen Zutritt und eine Berathschlagungsstimme. Der Statthalter präsidirte. Der älteste Rathsherr sammlete die Meynungen, sprach und fertigte das Urtheil aus.

Der Oberstab bestund aus einem Statthalter, zwey Kommendanten, einem Major und einem Adjutanten; die Besatzung aus vier abgesonderten Kompagnien.

Der in Europa 1688. entstandene Krieg brach das gute Vernehmen zwischen den Engländern und Franzosen zu St. Christoph. Die Franzosen zwungen die Andern sich nach Nevis zu retten: aber das folgende Jahr nahmen alle englische Inseln von Amerika ihre Macht zusammen, griffen, unter dem Befehle des General Codrington, die Franzosen zu St. Christoph an, und vertrieben sie. In Ryswicker Frieden gab man diesen ihre Besitzungen auf dieser Insel wieder. Im Jahre 1702. schickte die Königinn von England Truppen nach St. Christoph mit dem Befehle, sich des ganzen von den Franzosen eingenommenen Theiles zu bemächtigen. Diese waren zu widerstehn nicht im Stande und kapitulirten den 16ten Julius eben dieses Jahrs. Herr von Marchaut, Generalstatthalter der französischen Inseln, ließ dem damaligen Statthalter der französischen Kolonie Herrn de Genes den Proceß machen: er wurde einer großen Niederträchtigkeit für überführt erklärt, verlor den Adel und das St. Ludwigs-Kreutz und alle besessene Ehrenstellen. De Genes appellirte an den königlichen Rath, und verklagte seine Richter. Man schickte ihn mit allen Akten nach Frankreich; aber das Schiff, worauf er sich befand, wurde von den Engländern gefangen und nach Plymouth gebracht, wo de Genes starb. Der

König bewilligte seiner Wittwe und seinen Kindern einen Gehalt, und in dem Patente dazu ward ihm von Seiner Majestät der Titel Graf, Ritter des St. Ludwigs-Orden und Schifs-Hauptmann noch beygelegt, mit dem rühmlichen Zusatze, in Betracht seiner Treue und geleisteten guten Dienste.

Während des Kriegs machten die Franzosen einige Versuche, um sich wieder in Besitz der Insel St. Christoph zu setzen. Sie landeten 1705. daselbst an, und verheerten einen Theil der englischen Plantagen; aber eine englische Eskadre trieb sie wieder zurück. Sie nahmen siebzehn hundert Neger mit. Der Utrechter Friede endigte alle Streitigkeiten beyder Kronen, und in einem Artikel des Friedens wurde der französische Theil der Insel St. Christoph, an England abgetreten.

§. XIV.

Barbadoes.

Diese Insel liegt im dreyzehnten Grade ein und dreyßig Minuten nördlicher Breite. In ihrer größten Länge kann sie zwanzig Meilen, und in der größten Breite sieben Meilen haben. Sie ist die entfernteste unter dem Winde, ausgenommen Tabago. Ihre Gestalt ist eyrund, von der Mittagsseite breit, und wird gegen Norden,

den, mit einem Buge gegen Osten, immer schmäler. Die benachbartesten Inseln sind St. Vincent und St. Lucie. Man theilt sie in Kirchspiele, welche, von Norden anzufangen, sind St. Lucie, St. Peter, St. Andre, St. Jacob, St. Joseph, St. Thomas, St. Johann, St. Michel, St. George, S. Philipp, und die Christpfarre, welche mehr gegen Mittag liegt.

Die Hauptstadt der Insel ist Bridge-Town, das heißt, die Brückenstadt. Sie liegt an einer Bay, welche man die Carlile-Bay nennt. Sie ist groß und wohl gebaut; die Häuser sehr hoch, die Straßen sehr breit. Alle Reisende rühmen deren Dämme. Die Seeschanzen sind wohl angelegt. Die Kirche, dem St. Michel gewidmet, kann so groß seyn, wie die Hauptkirchen in England. Die Stadt ist die Residenz des Statthalters, der Sitz des Raths und der allgemeinen Versammlung, kurz der Mittelpunkt aller Angelegenheiten der Insel. Sie hält zwölf hundert Mann Militz.

Die Bay, dessen Grund sie einnimmt, ist so groß, daß sie fünf hundert Schiffe enthält. Es giebt noch viele andere ansehnliche Städte auf derselben. Die Kirchen und öffentlichen Gebäude sind von sehr schöner Bauart: aber die Privathäuser entsprechen nicht dem Reichthume der Insel:

sel: sie sind überhaupt sehr niedrig wegen der Orkane. Die Mauern werden nicht mit Tapeten beschlagen, weil die Luft zu feuchte ist, und sie dadurch leichte faulen. Die Engländer von Barbadoes hielten mehr auf Bequemlichkeit in Möbeln und Kleidungen. Sie sind weniger wollüstig, als die Jamaischen. Die meisten begnügen sich an den natürlichen Produkten des Bodens, der sehr fruchtbar ist, und von vielen kleinen Flüssen benetzet wird. Mitten auf dieser Insel findet man erhabene Gebürge, welche sehr wenig abschüßig sind, und sehr angenehme Thäler bilden.

Man weiß die Zeit nicht, wenn diese Insel entdeckt wurde. Man muthmaßet im Jahre 1521. von Alvarez Cabral, der nach Großindien schiffen wollte, und an die Küsten von Brasilien getrieben wurde. Es scheint, die Engländer ließen sich 1626. daselbst nieder. Der Ritter Wilhelm Courtern kam von Fernambuc 1624. zurück, und ward an die Küste dieser Insel verschlagen. Als er nach England zurück kam, machte er seine Entdeckung daselbst kund, und verschiedne Personen unternahmen, daselbst eine Niederlassung anzulegen.

Die dahin geschickte Kolonie fand sie wüste, voll dicker Bäume und Sträucher. Anfangs kostete die Urbarmachung des

Lands

Lands viele Mühe. Man fieng an, Patäten, Wegerich und türkischen Weizen zu pflanzen: man schickte den ersten Kolonisten so weniges zur Unterstützung, daß sie oft auf die äußerste Noth gebracht waren. Der Graf von Carlile erhielt von Jacob dem Ersten den Besitz derselben, welcher ihr allen möglichen Beystand schickte, und in kurzer Zeit bevölkerte sich diese Insel.

Die Einwohner fiengen an, für ihren Unterhalt zu sorgen: sie säeten Korn und pflanzten hernach Tabak: aber er ward so schlecht befunden, daß man ihn mit vieler Mühe verkaufen konnte. Die Wälder waren so dichte, daß sie den arbeitsamsten Mann muthlos machten. Jeder Baum war so dicke, daß viele Arbeit, um ihn abzuhauen, erfordert wurde. Es vergiengen bey nahe zwanzig Jahre, ehe man einige Indigo-Plantagen anlegen konnte.

Gegen das Jahr 1650. pflanzte man Zuckerrohr, welches sehr gut fortkam und alles erhielt eine andere Gestalt zu Barbadoes. Die in England entstandenen bürgerlichen Kriege bevölkerten diese Insel. Viele Familien suchten hier einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Partie, mit der sie es nicht halten wollten. Zu der Zeit dachte man auf die Befestigung der Insel. Man theilte sie in vier Distrikte, und eilf Kirchspiele, davon jedes zur

Versammlung zwey Glieder geben mußte. Die Engländer dieser Insel forderten von ihren Negern und Karaibischen Sklaven, welche sie mit Gewalt aus den andern Inseln stahlen, unmäßige Arbeit, und behandelten sie mit unglaublicher Härte. Daher die Neger, welche in größerer Anzahl waren, als ihre Herren, sich der Verzweiflung überließen, und den Anschlag, sie alle zu ermorden faßten. Die Zusammenverschwörung wurde mit so großer Verschwiegenheit getrieben, daß den Abend vor dem Tage, da das Niedermetzeln vor sich gehen sollte, die ganze Insel nicht das geringste Mißtrauen hatte. Einer von den Anführern der Empörung sah von selbst das große Verbrechen ein, wenn er seinen Herrn ermordete; er entdeckte ihm die Gefahr, worinn er schwebte. So gleich verbreitete man Briefe in alle Wohnungen, worinn man Nachricht gab, was wider sie angezeddelt sey. Man nahm in der Nacht alle Neger in ihren Hütten gefangen, und ließ den Morgen darauf früh achtzehn hinrichten. Eine so schnelle Justitz brachte die andern Neger zu ihrer Unterthänigkeit zurück. Man erzählt einen Zug, der nicht wenig zur Nahrung ihres Hasses beytrug. Einige Engländer hatten sich an das feste Land ausgeschift, um Sklaven daselbst zu rauben, und wurden durch die Indianer entdeckt, welche ihre Absicht erriethen,

Zusammenverschwörung der Neger.

riethen, über sie herfielen, einen Theil derselben tödeten, und die übrigen in die Flucht trieben. Ein junger Mensch, den sie verfolgten, warf sich in einen Wald, wo er eine junge Indianerinn fand, die ihn bey dem ersten Anblick liebte, der Verfolgung seiner Feinde entriß, viele Tage heimlich nährte, und die erste beste Gelegenheit ergriff, ihn an das Ufer des Meers zu führen. Hier fand er seine Gefährten, die auf die Zurückkunft der Andern bey dem Anker warteten. Eine Schaluppe nahm ihn ein, und die Indianerinn, von der Liebe bekleidet, machte gar keine Schwierigkeit, sich nach dem Schiffe bringen zu lassen. Sie hatte wenigstens Ursache, Dankbarkeit von einem Manne zu erwarten, der ihr das Leben zu verdanken hatte: aber so bald die Engländer in Barbadoes angelangt, verkauft der junge Mensch diese unglückliche Indianerinn zur Sklavinn. Alle rechtschafnen Leute in der Kolonie wurden über diese Undankbarkeit unwillig, und zweifelten nicht, es würde eben den Eindruck auf die Sklaven machen. Die Indianerinn hieß Yarike, war groß, wohlgestaltet, und von regelmäßiger Schönheit. Ein weisser Bediente dessen, der sie kaufte, verliebte sich in sie und zeugte mit ihr ein Kind. Als sie damit niederkommen sollte, so begab sie sich allein in den Wald, kam nach drey Stunden mit der Frucht ihrer Liebe zurück,

Undankbarkeit eines jungen Engländers.

zurück, die sie freudig in ihren Armen trug, und die von eben so schöner Leibesgestalt, als ihre Mutter zu werden versprach. Die indianischen Sklaven waren nur zu wenig, um sie zu rächen; aber ihren Unwillen darüber hatten sie den Negern mitgetheilt.

Karl der zweyte kaufte das Eigenthum von Barbadoes von den Erben des Grafen Karlile, und seine Nachfolger haben es mit allen Rechten der obersten Gewalt genutzt.

Die Regierung dieser Insel ist wie in allen andern englischen Kolonien beschaffen; das heißt, sie besteht aus einem von dem König ernannten Statthalter, einem Rathe, und einer Generalversammlung, zu welcher zwey Deputirte von jedem Kirchspiele kommen. Der Statthalter stellt den König vor: ist General, Admiral und Kanzler der Insel. Alle Aufträge kommen von ihm. Er läßt die Versammlung zusammen kommen, aus einander gehn, erwählt die Räthe, kann Vergebung für alle Verbrechen ausgenommen Mord und Verrätherey, gewähren.

Der Rath besteht aus zwölf Gliedern, die Einwohner von vornehmer Geburt und großen Vermögen seyn müssen. Ihr Ansehn wird, nach ihrer Einführung selbst von dem König schriftlich bestätigt. Ihr Amt ist, den Statthalter in allen Theilen

seiner Regierung beyzustehn, ihn in den Schranken seiner Gewalt zu halten, die Generalversammlung zu mäßigen, die gleichsam das Oberparlement, wie in England, die Pairs, ausmachen.

Zur Erleichterung der auszuübenden Gerechtigkeit hat man Barbadoes in fünf Viertel eingetheilt. Jedes hat seine Richter, welche alle Monate ihre Sitzungen halten, und von denen man an den allgemeinen Rath der Insel appellirt, wenn die Sache über zehn Pfund Sterling ist, so wie man an den königlichen Rath appelliren kann, wenn sie über fünf hundert Pfund geht.

Die Kriegsregierung ist unter den Befehlen des Statthalters, Obersten anvertraut, die mit ihren Truppen in den fünf Vierteln der Insel vertheilt sind. Es sind fünf Infanterie- und zwey Kavalerie-Regimenter. Jedes Infanterie-Regiment ist zwölf hundert Mann stark und ein Kavalerie-Regiment tausend Mann; aber diese aus lauter Einwohnern bestehende Militz ist stets zerstreut, hat schlechte Mannszucht, und wird nur in Kriegszeiten besoldet.

Sonst stunden alle Häuser den Fremden offen, und der geringste Einwohner machte sich ein Vergnügen daraus, seine Nachbaren zu bewirthen; aber jetzt bleibt jeder für sich, und die Gastfreyheit ist ganz aus-

ausgestorben. Die meisten haben ihre Ochsen, ihre Schaafe und Schweine in ihren Wohnungen. Fleisch wird auch auf den Märkten verkauft, ist aber sehr theuer.

Jeder Einwohner hält sich in seiner Plantage für souverain. Seine Macht ist über alles, was um ihn athmet, ohne Schranken; aber das Recht hat er nicht über Leben und Tod. Viele haben sieben bis acht hundert Neger, welche mit ihrer Nachkommenschaft auf ewig zur Sklaverey verdammt sind. Man kauft auch weisse Dienstbothen, welche in ihrer Sklavenzeit nichts freyer sind, als die Neger; aber diese Zeit ist von den Gesetzen eingeschränkt; und die, welche ihres Zustands müde sind, können wieder zu allen Rechten der Freyheit gelangen: überdieß behandelt man sie auch mit mehrer Schonung als die Neger. Der gewöhnliche Preis eines weissen Dienstbotens ist zwanzig Pfund Sterling; aber er kostet vielmehr, wenn er ein Handwerksmann ist. Eine Frau kostet zehn Pfund; allein man findet sie wenig zum Verkauf, indem sie sich wie in Europa lieber vermiethen.

Das Schicksal der Neger ist viel erbärmlicher, erstlich weil es beständig bleibt, zweytens weil sie allen Begegnungen, vor denen die Natur schaudert, ausgesetzt sind. Ihre Nahrung ist sehr schlecht; ihr delika-

testes Gerichte sind Plantanen, welche sie gebraten und gekocht gleich wenig lieben. Die Woche haben sie dreymal Fische oder eingepökeltes Schweinefleisch. Man giebt ihnen, aber sehr sparsam, indianisches Korn. Jede Familie hat ihre Hütte: sie besteht aus Stangen, und ist mit Blättern bedeckt, welches der Plantage das Ansehn einer afrikanischen Dorfschaft giebt, in deren Mitte sich das herrschaftliche Haus befindet, das sich, wie ein Pallast eines Fürsten, erhebt. Um jede Hütte ist ein wenig Land, wo der daselbst wohnende Neger sich Casave, Pataten und Ignamen pflanzt. Sie haben noch eine andere Art Speise, welche sie **Lobboly** nennen. Sie besteht aus Maiz, deren Aehren man auf dem Roste bratet, in einem Mörsel zerstößt, und in Wasser mit ein wenig Salz zu Brey kochen läßt. Die weissen Bedienten essen diese Gerichte in schlechter Jahrszeit selbst. Wenn ein Ochse, ein Schaaf, ein Schwein zufälliger Weise stirbt, so ist es ein delikater Fraß für die Neger.

Die weissen Bedienten und die Neger haben verschiedene Arten gebrannter Wasser. Das, welches sie **Mobbic** nennen, besteht aus Patatensaft, Wasser und Zucker. Der **Kuu** ist ein Ingwer- und Melonen-Wasser; der **Perlno** nur ein Ex-

trakt der Casavawurzel, die von alten Weibern gekaut, und hernach in ein Faß mit Wasser geworfen wird. In drey oder vier Stunden verliert er durch die Jährung alle böse Eigenschaften, und was man schwerlich glauben wird, dieser Branntewein, der auf eine so eckelhafte Art zubereitet wird, ist sehr fein. Den Plantanenbranntewein macht man so, man läßt die Frucht im Wasser weichen, kocht sie hernach, und durchschlägt sie den folgenden Tag. Er ist eben so stark und angenehm, als Kanarienwein. Ein anderes gebranntes Wasser, welches man Kille-Devill, das ist, Teufelsmord, nennt, besteht aus Zuckerschaum: er ist stärker, als angenehm. Den Anaras Branntewein macht man, indem man die Frucht sorgfältig ausdrückt, und den Saft davon in Bouteillen gießt: in kurzen ist es ein angenehmer Trank.

Um sechs Uhr des Morgens ruft eine Klocke die Neger zur Arbeit; um eilf Uhr zum Mittagsessen: hernach kehren sie auf das Feld bis sechs Uhr des Abends zurück. Der Sonntag ist der einzige Ruhetag; aber die Arbeitsamen arbeiten an demselben für sich, und verschaffen sich manche Bequemlichkeit. Man macht einen großen Unterschied zwischen Negern, die zu Barbadoes geboren, und denen, die in Afrika

geboren sind; die ersten taugen viel besser zur Arbeit. Man nennt die andern Neger von gesalzenen Wasser: sie werden von den alten verachtet, die sichs zur Ehre rechnen, auf der Insel geboren zu seyn.

Barbadoscher Handel.

Der Handel dieser Insel erstreckt sich viel weiter, als man sich einbildet. Die Einwohner treiben ihn mit England in Ansehung ihrer Unterhaltung, Kleidung und ihres Hausgeräths; mit Neuengland und Karolina, in Ansehung verschiedner Arten Vorraths; mit Neuyork und Virginia in Ansehung des Mehls, Maizes, Tabaks und Schweinefleisches; mit Guinea, in Ansehung der Neger; mit Madera in Anhung des Weins; mit den Terceren in Ansehung des Weins und Branntweins; mit den Inseln May und Curaco, in Ansehung des Salzes; mit Irrland, in Ansehung des gepöckelten Ochsen- und Schweinefleisches. Zu allem diesen Verkehr braucht man unglaublich viele Menschen.

Sonst belastete Barbadoes vier hundert Schiffe von ziemlicher Größe mit Zucker, Kattun, Ingwer ꝛc. Seit einiger Zeit hat es sehr abgenommen. Durch große Arbeit und Mühe hat es den Einwohnern von Barbadoes geglückt, eben sich so guten Tabak zu bauen, als die übrigen Inseln von Amerika haben. Sie haben fast den ganzen Indigobau aufgegeben.

Die

Die gebrannten Wasser machen jetzt den größten Zweig ihrer Handlung: Ingwer und Kaktun beträgt nicht viel.

Klima der Insel.

Nach der Lage, in welcher sich diese Insel befindet, sollte man glauben, daß die Hitze hier unerträglich wäre; aber sie wird acht Monate des Jahrs durch die frischen Winde sehr gemäßigt, die mit der Sonne entstehn, und nachdem sie gegen Mittag kömmt stärker werden. Sie wehen von Ostnord, ausgenommen in den Monaten Julius, August, September und Oktober, welche grade die Sommermonate sind. Die Luft ist hier so feuchte, daß ein eisernes Instrument, welches man eine Nacht unter freyen Himmel liegen läßt, des Morgens ganz rostig ist. Die Uhren gehn zu Barbadoes selten richtig, oder verlangen beständige Aufmerksamkeit. Auch muß man für die aus Europa gekommnen Waaren; als Butter, Oel, Licht, Bier, Cider und dergleichen eben so viel Sorge tragen.

§. XV.

Die Insel Nevis oder Nieves.

Diese Insel liegt im siebzehnten Grad neunzehn Minuten nördlicher Breite. Sie ist nur eine halbe Meile von St. Christoph. Die Reisenden geben ihr nicht mehr als sechszehn Meilen im Umfange. In der

Mitte ist ein Berg; dessen Gipfel mit grosen Bäumen bedeckt, und dessen Abhang gar nicht steil ist. Die Bäche süßen Wassers schießen von verschiednen Seiten herunter, und benetzen die Ebnen. Es finden sich einige darunter, welche bis in das Meer fließen, und den Namen Flüsse verdienen können. Es giebt auch daselbst eine Quelle von heissem Wasser, welchem man eben die Kräfte zuschreibt, als dem Bourbonschen in Frankreich, oder Bathischen in England. Die Einwohner lassen hier Bäder bauen. Es ist auch eine sehr wohlgebaute Stadt daselbst, wie auch einige Festungen und Pflanzungen. Die Häuser sind bequem.

Das Klima dieser Insel ist sehr heiß; der Boden sehr fruchtbar, vornehmlich in den Thälern. So wie man sich dem Gebürge nähert, so wird er steinigt, und der Werth der Pflanzörter verliert sehr: die Nevesschen Produkte waren sonst Tabak, Ingwer, Kattun und Zucker; aber jetzt baut man nur noch Zucker: er ist sehr fein.

Man hat Grund zu glauben, daß diese Insel zu eben der Zeit, als die St. Christoph-Insel entdeckt worden, von der sie nicht weit entfernt ist, wie wir schon gesagt haben.

Die Englische Kolonie, die für jetzt hier ist, hat ihren Ursprung dem Ritter Thomas Warner zu verdanken, welcher 1628. hieher einige Engländer von St. Christoph kommen ließ. Diese um Eifersucht zu erregen, zu schwache Niederlassung hatte einen so ansehnlichen Fortgang, daß man, zwanzig Jahr nach ihrer Stiftung, zwischen drey bis vier tausend Menschen daselbst zählte. Der Ritter Warner hatte in der Statthalterschaft dieser Insel zu seinem Nachfolger einen Mann von seltnem Verdienste. Durch seinen Fleiß und seine Sorgfalt herrschte in der Kolonie Ueberfluß, Ordnung und Frömmigkeit. Seine Verwesung wird noch als ein Muster vorgeschlagen. Irreligion, Liederlichkeit und ausschweifende Pracht wurden zu Nevis wie Hauptverbrechen bestraft. Jedermann beschäftigte sich mit nützlicher Arbeit, und die Kolonie wurde eine der blühendsten in Amerika.

Unter der Regierung Karl des zweyten stieg die Miliz der Insel auf zwey tausend Mann, und die Anzahl der freyen Einwohner auf zehn tausend. Der Neger sollen nicht weniger als zwanzig tausend seyn. Ein schrecklich Sterben verheerte 1689. fast die Hälfte der Einwohner, und die darauf folgenden Kriege entvölkerten noch mehr diese glänzende Kolonie. Herr von Iber-

ville ruinirte sie fast gänzlich. Das folgende Jahr verwüstete ein schrecklicher Orkan die Gebäude, entwurzelte die Bäume, verheerte die Zuckerplantagen und verursachte der Insel einen solchen großen Schaden, daß es scheint, als wenn sie ihn noch nicht überwunden hätte. Die neuern Nachrichten rechnen doch die Anzahl der Einwohner auf drey bis vier tausend, und der Neger auf sieben tausend.

§. XVI.

Barbuda.

Diese Insel ist von den Erdbeschreibern mit der Insel Barbadoes vermengt worden, ob gleich ein großer Unterschied darunter ist. Sie liegt im siebzehnten Grad dreyßig Minuten nördlicher Breite. Die Engländer, welche sie besitzen, versichern, daß sie noch nicht funfzehn Meilen in der Länge habe: von ihrer Breite reden sie gar nicht. Da sie sehr niedrig ist, setzte sie die Lage der Küsten den Einfällen der Karaiben sehr aus, welche oft ihre Pflanzörter ruinirt und die Einwohner davon getrieben haben: aber nachdem die Anzahl der Europäer unmerklich zugenommen, so sind sie nun in einem Zustande, daß sie diese Barbaren nicht mehr zu befürchten haben. Nach den letzten Nachrichten waren zu Barbuda auf die zwölf hundert Einwohner.

ner. Die Anzahl der Negersklaven ist daselbst nicht so beträchtlich, weil sie zum Handel der Insel sehr wenig nöthig sind.

Der Boden dieser Insel ist an Kräutern sehr fruchtbar, und die Einwohner beschäftigen sich auch nur mit der Viehzucht. Die Reichthümer, welche der Zuckerhandel den übrigen Kolonien verschaft, macht ihnen keine Eifersucht: sie begnügen sich, durch den Verkauf ihrer Ochsen und ihrer Schaafe daran Antheil zu nehmen.

§. XVII.

Die Insel Antigoa.

Antigoa liegt im sechszehnten Grad eilf Minuten nördlicher Breite. Die Engländer, welche sie besitzen, geben ihr zwanzig Meilen in die Länge und an manchen Orten die nehmliche Breite. Sie ist mit Felsen umgeben, welche den Zugang zu ihr sehr erschweren, und hat so wenig Wasser, daß man sie lange Zeit für unbewohnbar gehalten.

Ob gleich diese Insel viel entfernter von der Linie ist als Barbadoes, so ist doch die Luft hier heisser. Man schreibt ihre Wärme der gar zu sandigen Beschaffenheit des Bodens zu: überdieß sind die Wälder noch viel zu dicht. Man findet keine Flüsse darinn, und die Einwohner müssen sich

mit

mit einigen Brunnen süssen Wassers, und mit den Cisternen, worinn sie das Regenwasser sammlen, behelfen. Stürme, Gewitter und andere Geisseln des Himmels sind hier sehr häufig. Trotz des übermässig warmen Klimas genießen die Einwohner doch einer vollkommnen Gesundheit. Vieh und Wild kömmt hier sehr gut fort.

Zucker, Tabak, Indigo und Ingwer macht seit langer Zeit den Handel dieser Insel.

Mylord Franciskus Willougby bekam von Karl dem zweyten 1663. diese Insel abgetreten, und unternahm drey Jahr nachher hier eine Kolonie zu errichten. Einige Franzosen der Insel St. Christoph hatten sich hieher vor zwanzig Jahren gerettet, nachdem sie von den Spaniern aus ihren Wohnungen vertrieben worden waren: allein sie hatten die erste beste Gelegenheit, die sie gefunden, ergriffen, um nach ihrer ersten Niederlassung zurückzukehren. Der Ritter Warner, Gouverneur von der englischen Partie von St. Christoph, ließ nach Antigoa einige Familien seiner Nation gehn, welche sich daselbst niedergelassen hatten, als Mylord Willougby das Eigenthum davon erhielt.

Der Wachsthum dieser Kolonie, welche Willougby in dieser Insel errichtete, wurde durch einen heftigen Orkan gestört.

Man

Man erzählt, daß ein Schiff von hundert und zwanzig Tonnen und zehn Kanonen, vom Kapitain Godbury geführt, im Hafen der Insel mit Namen St. Johann kalfatern wollte. Der Kapitain, der den Sturm durch verschiedne Merkmale vorausahe, befestigte nicht allein sein Schiff an allen seinen Ankern, sondern band es auch mit allen Tauen, die er hatte, an viele starke Bäume, die um den Hafen standen. Alsdann faßte er den Entschluß, sich mit allen seinen Leuten in die Hütte eines armen Pächters zu retten, die nicht weit vom Ufer ablag. Kaum war er daselbst angekommen, als der Orkan anfieng, und die Insel mit einem gänzlichen Untergange zu bedrohen schien. Er dauerte vier ganzer Stunden, und mit einem darauf folgenden Regen ward das Meere wieder stille. Drey bis vier Engländer giengen nach dem Schiffe zurück und fanden es gestrandet, auf die linke Seite geworfen, und die Spitzen der Masten im Sande gegraben. Nachdem sie dieses bemerket, giengen sie etlichemale um das Schiff herum, und da der Wind mit der äußersten Gewalt wieder geweht hatte, so nahmen sie eiligst ihren Weg nach der Hütte, und erzählten dem Kapitain, was sie gesehen. Der zweyte Orkan verursachte den übrigen Tag und die folgende Nacht neue Unruhen. Den Morgen drauf wurde der

Schrecklicher Orkan.

Him-

Himmel härter, und der Kapitain gieng selbst nach seinem Schiffe und hofte so gar nicht einmal die Trümmern davon zu finden; aber er fand es flott und fast grade. Alles, was sich auf dem Verdecke gefunden, hatten die Wellen oder der Wind weggetrieben, und alle Kaufmannswaaren, die unten im Boden gelegen, waren vom Wasser beschädigt.

Doch zur Kolonie wieder! Antigoa hat sich stufenweise bevölkert, und ist in fünf Kirchsprengel eingetheilt, davon viere eben so viel Flecken sind; St. Johns-Town, oder die Stadt St. Johannis gegen Norden, Falmouth, Parrham und Bridge-Town gegen Mittag. Die fünfte heißt St. Peter. Man giebt Johns-Town den Titel der Hauptstadt, welche aus ungefehr zwey hundert Häusern besteht: Ihr Hafen wird für den bequemsten gehalten. Die Engländer rechnen die Anzahl der Einwohner auf sechs und zwanzig tausend, davon zwey Drittel Negersklaven sind. Die Militz kann funfzehn hundert Mann seyn, und wird in viele Kompagnien getheilt. Die Forts werden sehr gut unterhalten. An allen Oertern, wo die Anlandung leichte ist, sind Batterien.

Diese Insel hat viele kluge Statthalter gehabt, die, indem sie für das Wohl der Einwohner sorgten, für das ihrige arbeiteten:

ten: aber zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde einem gewissen Park die Regierung von Antigoa anvertraut, der sich alle Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten erlaubte, um sein Glück zu beschleunigen. Wenn Männer am Ruder den ersten Schritt zur Tyranney thun, so verfehlt man auch nie den letzten. Park überließ sich zur Befriedigung seiner Leidenschaften, allen Ausschweifungen. Er verführte die meisten Frauen und Mädchen der Insel, entführte die Frau eines der vornehmsten Einwohner, mit welcher er öffentlich vor den Augen ihres Mannes lebte. Die Geduld der Väter und Männer verwandelte sich in Wuth. Eine Partey Einwohner empörte sich, und griff ihn am hellen Tage an: er wurde bald getödet. Als er den letzten Odem aushauchte, sagte er zu seinen Mördern: wenn ihr noch einiges Gefühl von Ehre habt, so habt nur ein wenig Menschlichkeit mit mir: aber man hörte ihn gar nicht, sondern zog ihn ganz nackend aus, und schleppte ihn durch die Strassen. Man versichert, er sey von denen, deren Weiber und Töchter er vermehrt, verstümmelt worden. Dieser Aufstand blieb, wie fast alle, welche in den englischen Kolonien geschehen, unbestraft.

§. XVIII.

§. XVIII.

Die Insel Mont-Serrat.

Diese Insel liegt im siebzehnten Grad nördlicher Breite. Ihr Umfang kann drey Meilen in der Länge seyn, und die Breite etwa eine. Ihr Name kömmt von den Spaniern, welche ihn mit dem Katalonischen Berge, den man Mont-Serrat nennt, und wo eine der Mutter des Erlösers geweihte Kirche steht, vollkommen ähnlich fanden.

Die Engländer fanden sie wüste und leer, als sie einen Theil von St. Christoph zu bevölkern anfiengen; aber erst 1732. ließen sie sich daselbst nieder, unter dem Schutze des Ritter Thomas Warner, ersten Statthalter von St. Christoph. Viele Reisende geben vor, daß die ersten Europäer, welche sie bevölkerten, Irrländer waren. Sie stund lange Zeit unter der Gewalt des Statthalters von St. Christoph.

Mont-Serrat stieg schneller, als Antigoa: aber diese letzte behielt die Oberhand, als sie in die Hände des Mylord Willoughby kam.

Die Kriege verursachten zu Anfange dieses Jahrhunderts großes Unheil in den Amerikanischen Inseln. Mont-Serrat wurde durch eine französische Eskader angegrif-

gegriffen, welche die ganze Insel unterwürfig machte, bis auf ein Fort, das auf einem unersteiglichen Berge lag, wohin sich die Einwohner mit einem Theil ihrer Haabseligkeiten flüchteten. Die Sieger brauchten zehn Tage zur Plünderung der Insel, verbrannten alle Schiffe, welche sie in der Rheede fanden, und nahmen alles weg, was man ihrem Nachsuchen nicht entziehen können. Nachdem der Friede die Ruhe in Amerika wieder hergestellt, so war Mont-Serrat nicht die letzte Insel, die ihren Schaden zu ersetzen wußte.

Das Klima, der Boden und die Thiere gleichen denen die sich in den benachbarten Inseln finden. Es giebt sehr viele Gebürge auf dieser Insel, die meisten davon sind voll Zedern und andern Bäumen, welche die Aussicht sehr angenehm machen. Da die Thäler hier besser gewässert sind, als die Antigoaschen, so sind sie auch fruchtbarer. Als sich die Reichthümer der Insel vermehrt hatten, bauten die Einwohner eine schöne Kirche und bequeme Häuser, deren Zimmer mit kostbaren Holze geziert sind, welches die Insel liefert. Diese Kolonie wird heut zu Tage in zwey Kirchspiele eingetheilt; denn da man sah, daß sich die Anzahl der Einwohner alle Tage vermehrte, so baute man noch eine Kirche. Unter der Regierung Jakob des zweyten

brachten die katholischen Irrländer hieher einen reichen Handel. Ein schreckliches Erdbeben verursachte 1692. großen Schaden: aber dieser Schaden wurde so bald wieder ersetzt, daß das folgende Jahr die Insel genug Pflanzörter hatte, um acht tausend Neger zu beschäftigen.

Die Orkane richten ihr noch jetzt groses Unglück an. Im Jahre 1733. war ein Sturm, dergleichen man wenig gesehen hat. Die Dauer hatte drey Monate bis den neun und zwanzigsten Junius gedauert. Um zehn Uhr des Abends fiel ein großer Regen, welcher den größten Theil der Nacht dauerte, und den Einwohnern viele Hofnung machte: aber den folgenden Tag um fünf Uhr des Morgens erhub sich ein so ungeheurer Nordost-Wind, daß man das Gesause davon mit dem heftigsten Donner verglich, und in einer Zeit von zwey Stunden brachte er fast unglaubliche Wirkungen hervor. Drey Viertel der Häuser auf der Insel wurden fast gänzlich eingestürzt, und fast alle, welche stehn blieben, beschädigt. Ein Magazin, welches man zu erbauen angefangen, und das nur noch gedeckt zu werden brauchte, wurde mit solcher Gewalt zerschmettert, daß ein Theil der Balken, in ihren heftigen Bewegungen durch die Mauern des größten und stärksten Gebäudes auf der Insel, wie

große Kugeln, fuhren. Von vier und dreyßig Windmühlen, welche zu Montserrat waren, blieb nicht eine auf ihrem Grund und Boden: einige wurden in die Luft getrieben, fielen in einiger Entfernung auf die Zimmtrohr-Felder, und zerschmetterten in tausend Stücken. Ein kupferner Kessel, welcher zwey hundert und vierzig englische Gallonen enthielt, wurde auch in die Höhe geschleudert, und empfieng in seinem Falle einen solchen Druck, daß man ihn fast ganz zusammengedrückt fand. Viele Personen wurden unter den Ruinen ihrer Häuser begraben, und alle Pflanzörter verwüstet. Man schätzte den Verlust auf mehr als funfzig tausend Pfund Sterling.

§. XIX.

Die Insel Guadaloupe.

Die Wilden nennen sie Karahera: die Spanier Guadaloupe, weil sie den Gebürgen in dem spanischen Guadaloupe gleicht. Einige haben geglaubt, es sey eine Verstümmelung von Agua de Lopez, welches, glaubt man, ihr erster spanischer Name war, den sie von der Vortreflichkeit ihres Wassers bekommen. Wenn man in Spanien eine Sache rühmt, so sagt man, sie ist von Lopez, einem berühmten spanischen Schriftsteller.

Guadaloupe liegt im sechszehnten Grad, zwanzig Minuten nördlicher Breite. Sie wird durch einen kleinen Arm des Meers in zwey Theile getheilt, der sie von Osten nach Westen durchschneidet. Der Theil gegen Nordwest heißt **Grande-Terre**, der andere eigentlich **Guadaloupe**. Ihr Umfang ist von Mittag gegen Norden, nach dem Pater du Tertre, zwanzig Meilen, und von Morgen gegen Abend vierzehn, welches im Umfange vierzig bis vier und vierzig Meilen macht.

Der Schwefelberg genannt.

Das Innerste des Theils, welchen man eigentlich **Guadaloupe** nennt, besteht aus sehr hohen Gebürgen, schrecklichen Felsen, und entsetzlichen Abgründen. Im Mittelpunkte, ein wenig gegen Süden zu, findet man den so genannten **Schwefelberg**, an dessen Fuß die Gipfel der übrigen Berge nur reichen, und dessen Höhe sich in die Wolken verliert. Er hat eine Oefnung, aus welcher stets ein dicker und schwarzer Rauch mit Funken steigt.

Der südliche Theil, welchen man **Grande-Terre** nennt, ist viel weniger bevölkert, als der andere. Es giebt daselbst nur sechs Kirchspiele und einige Wohnungen: in dem andern Theile zählt man deren zwölfe, und eine Menge Wohnungen. In dem ersten Theile ist ein Fort, welches man **Fort-Louis** nennt, und drey Salzgruben.

ben. Das Fort St. Peter ist in dem zweyten Theile bey dem Flecken Bailli, dem Hauptorte der ganzen Insel. In allen diesen Kirchspielen sind verschiedne Ordensgeistliche.

Die Luft in Guadaloupe ist sehr gesund. Der Boden, welcher von einer Menge bergab stürzender Flüsse benezt wird, ist sehr fruchtbar. Man bauet hier Reiß, Maniok, Tabak, Zucker, Kattun, Pataten, Ignamen, Mill, Erbsen u. s. w.

Die Thiere, welche man hier findet, sind beynahe eben dieselben, die auf den übrigen Antillen sind. Wir werden einen besondern Artickel von der natürlichen Geschichte der Antillen machen, wenn wir auf ihre Beschreibung kommen.

Labat sagt, er habe hier sehr sonderbare Erscheinungen bemerkt. Drey hundert Schritt von der Kirche der Goyaven in der Bucht gleiches Namens findet man ein siedendes Meer von fünf bis sechs Schritt groß; das Wasser ist so heiß, daß man die Hand nicht darinn behalten kann. Eben dieser Reisende versichert, daß er Eyer darinn gekocht hat, indem er sie in seinem Schnupftuche hielt. Zu Lande, dem kochenden Wasser gegenüber, hat die Fläche des Sands nicht mehr Hitze, als in den entferntesten Oertern: er grub mit der Hand ein Loch, und fand fünf bis sechs Zoll tief

eine beträchtliche Vermehrung der Hitze: er grub tiefer, und die Hitze nahm zu, so daß einen Fuß tief, er unmöglich die Hand darinn halten konnte: er ließ noch einen Fuß mit der Schaufel weiter graben; der Sand fieng an zu rauchen, und dieser Rauch führte einen unerträglichen Schwefelgestank mit sich.

Nicht weit von diesem Orte, sagt der nehmliche Reisende, ist eine Art Teich, dessen Wasser weißlicht und trübe ist. Es wirft ohne Aufhören Blasen an die Ufer: sie sind in der Mitte dicker und nicht so häufig. Er setzt hinzu, er hätte von diesem Wasser geschöpft, welches wahrhaftig siedend gewesen wäre, es kalt werden lassen, es gekostet; es hätte ein wenig nach Schwefel geschmeckt, aber es wäre zu leiden gewesen. Aus diesem Teiche fließt ein Bach, dessen Wasser die Hitze und den Schwefelgeschmack verliert, je mehr es sich von seiner Quelle entfernt. Zur Seite dieses Teichs findet man einen Morast, welcher einige weißlichte und mit einem Schwefelstaube bedeckte Kräuter hervorbringt.

Christoph Colombo entdeckte Guadaloupe den dritten November 1463. und gab ihr den Namen, welchen sie noch führt, weil er den Mönchen eines diesen Namen führenden Klosters in Spanien versprach, eine Gegend der neuen Welt also zu nennen.

Denam-

Denambuc, Statthalter von St. Christoph, sah, daß die Engländer und Holländer verschiedne Inseln zu bevölkern eilten, und beschloß daher, sich der Insel Guadalupe zu bemächtigen; aber l'Olive, einer von den Häuptern seiner Kolonie, kam ihm zuvor. Da dieser letzte verschiedne Reisen nach Frankreich unter mancherley Vorwand gethan hatte, so machte er mit vielen Kaufleuten von Dieppe Gesellschaft, um eine Kolonie zu Guadaloupe unter der Commißion einer Kompagnie der amerikanischen Inseln zu errichten. Du Plessis und er, welche die Häupter dieser Kaufleute waren, erhielten den Titel Statthalter der Insel mit gleichem Ansehn. Sie kamen in Guadaloupe 1635. mit fünf hundert Mann an, welche bey ihrer Ankunft von Hunger und manchen Krankheiten angegriffen wurden. Sie waren so unvorsichtig, und zogen sich den Haß der Karaiben zu, die ihnen nicht nur keinen Beystand leisteten, sondern ihr Elend noch vergrösserten. Du Plessis starb vor Kummer nach sieben Tagen. L'Olive, welcher allein blieb, setzte den Krieg mit den Wilden fort, und diese entstehende Kolonie wäre fast durch die Unvorsichtigkeit dieses Statthalters zu Grunde gegangen. Doch es glückte ihm die Karaiben zu verjagen: aber sie giengen nach Dominiko, kriegten die Einwohner auf ihre Seite, und kamen

stärker zurück, als sie abgereiset waren. Der Krieg fieng wieder an, und dauerte vier Jahr. L' Olive, die Ursache von allem der Kolonie zugestoßnem Unglücke, verlor das Gesicht: man gab ihm zum Nachfolger einen gewissen Aubert, der durch seine Klugheit und Sanftmuth den Frieden in der Kolonie wieder herstellte, und den Handel ermunterte, welcher den Ueberfluß ausbreitete. Die Engländer hatten sich derselben während des letzten Kriegs bemächtigt; aber sie gaben sie den Franzosen, vermöge des Pariser Friedensschlusses vom 13 Februar 1763. zurück.

Guadaloupe ist von vielen kleinen Inseln umgeben. Man zählt deren zwölfe gegen Nordwest, eine gegen Westen, dreyzehn in dem Cul de Sac, welcher gegen Osten ist, eine sehr große und viele kleine an der Spitze, welche an der nehmlichen Seite ist, zwey andere, wenn man nach Norden hinauffährt, und eine gegen Norden.

§. XX.

Desirada.

Diese Insel liegt unter dem sechszehnten Grad, vier und zwanzig Minuten der Breite. Sie mag in der Länge vier Seemeilen betragen, und drey Viertel solcher Meilen in der Breite. Das Erdreich ist

ziem-

ziemlich gut. Sie gehört den Franzosen und unter die Statthalterschaft von Guadaloupe, von der sie nicht weiter als vier Meilen gegen Morgen zu entfernt ist. Christoph Colombo hat sie entdeckt, und ihr den Namen gegeben, den sie noch heut zu Tage hat.

§. XXI.

Mari-Galante.

Sie liegt gegen Morgen in demjenigen Theile von Guadaloupe, den man Grande-Terre nennt, unter dem funfzehnten Grad, funfzig Minuten der Breite. Sie mag sechszehn Meilen im Umkreiß haben. Sie ist in zwey Pfarrspiele, die von Karmelitern versehen werden, eingetheilt. In weltlichen Sachen, ist ein königlicher Richter angesetzt, der unter dem hohen Rath zu Guadaloupe stehet. Man hat dabey eine Schanze angelegt. Diese Insel ist ganz flach und voller Holzungen, eine Anzeige, daß sie sehr fruchtbar seyn würde, wenn man sich die Mühe sie anzubauen gäbe. Das Zuckerrohr, der Indigo, die Baumwolle und der Tabak kommen daselbst sehr gut fort. Man findet einige Quellen; aber sie vertrocknen im Sommer, und die Einwohner sind genöthiget, sich mit dem Regenwasser aus den Zisternen zu behelfen.

Christoph Colombo entdeckte sie im Jahre 1493. und nannte sie nach dem Schiffe, das er führte. Diese Insel war dazumal mit Karaiben bevölkert. Er warf im Jahre 1496. den Anker darauf, sahe das Ufer mit Weibern besetzt, die mit Bogen und Pfeilen bewafnet waren, und sich bey Annäherung seiner Barken zu Wehre stellten. Zwey Indianer von St. Domingo, die unter seinem Schifsvolke befindlich waren, warfen sich in die See, um diesen Amazonen Heere zu benachrichtigen, man wäre nicht gesonnen, ihnen einiges Leid zuzufügen, und man verlange weiter nichts von ihnen, als Lebensmittel. Ihre Antwort war, ihre Männer wären an der andern Seite der Insel, und man müßte sich an dieselben wenden. Da sie sahen, daß die Barken nichts destoweniger immer näher anrückten, so schossen sie ihre Pfeile ab; die aber niemanden verwundeten. So gleich gab man aus Doppelhacken Feuer auf sie, welches sie in die Flucht jagte. Die Spanier stiegen an die Insel, fanden darauf sehr große Papageyen, Honig, Wachs und eine große Menge Pflanzen, woraus die Insulaner Brod verfertigten. Ein Trupp drang einwärts ins Land, nahm vier Weiber weg, unter denen des Kazikens Frau befindlich war, die man auf ihrer Flucht mit vieler Mühe eingehohlt hatte. Als sie denjenigen, der sie verfolg-

te, auf den Hals kommen sah, kehrte sie sich plötzlich auf einmal um, faßt ihn mit beyden Händen, schmiß ihn so heftig zu Boden, daß sie ihn erdrosselt hätte, wenn ihm nicht ein anderer zu Hülfe gekommen wäre. Die Liebkosungen und Geschenke mit denen der Admiral diese Frauen empfieng, erwarben ihm gar bald ihr Zutrauen und ihre Freundschaft. Sie verschaften den Spaniern alle Erfrischungen, die sie nur verlangen konnten. Sie brachten neun Tage auf dieser Insel zu, und als sie unter Seegel giengen, bot sich des Kazikens Frau mit ihrer Tochter an, mit zu Schiffe und mit ihnen nach Spanien zu gehen.

§. XXII.

Les Saints.

Les Saints, sind drey kleine Inseln und verschiedne Eyländchen, die von Guadaloupe gegen Süd-Ost liegen. Die Franzosen fiengen im Jahr 1648. an, sich darauf fest zu setzen. Es befindet sich eine Pfarre darauf, die von einem Karmeliter-Mönche versehn wird. Man sagt, es möchten auf hundert Menschen sich darauf befinden, die Waffen zu tragen im Stande wären. Der Handel der Einwohner besteht in Baumwolle, in Lammeln, in Ziegen und in Flügelwerk.

§. XXIII.

§. XXIII.

Domingo.

Sie liegt unter dem funfzehnten Grad, fünf und zwanzig Minuten der Breite, gegen Süd-Ost von Martinik, Les Saints und Guadaloupe nach Nord-West, und von Mari-Galante nach Nord-Ost. Ihren Umkreiß giebt man auf dreyßig bis fünf und dreyßig Meilen an. In ihrem Innern ist sie voller hoher Berge, aus denen eine erstaunliche Menge Flüsse entspringen. Die Thäler und die Ebnen sind ziemlich fruchtbar; aber sie sind noch nicht alle gerodet, viele sind noch mit Holzungen überwachsen; und man findet Bäume von einer erstaunlichen Dicke und Größe darauf. Es giebt daselbst viele Flußfische, insonderheit aber viele Aale. Labat sagt, er hätte deren von einer erstaulichen Größe gesehen. Man findet einen mit Schwefel erfüllten Berg, neben dem eine Goldader befindlich ist.

Diese Insel ist blos von Karaiben bewohnt, deren Anzahl sich auf mehr nicht als zwey tausend beläuft; davon der dritte Theil noch dazu aus Weibern und Kindern besteht. Sie wollen nicht leiden, daß man sich der Goldader nahe, weil sie befürchten, man möchte dadurch sie zu unterjochen veranlaßt werden. Es wachsen

Pata-

Patáten, Ignamen, Bananen, Maniok, Maiz und Baumwolle auf derselben. Ihr Federvieh lassen sie frey um ihre Hütten herum laufen: es legt Eyer und brütet unbemerkt, und kömmt alsdenn mit den Jungen, um was zu fressen zu kriegen an die Hütte. Schweine und Kastanien insonderheit sind auch sehr gemein auf dieser Insel. Die Rhede an der Seite der Insel ist allenthalben ziemlich gut; es giebt weder Hafen noch Cül de Sac, in welche die Schiffe einlaufen könnten. Die Engländer versuchten verschiednemale sich Meister davon zu machen, allein die Franzosen widersetzten sich ihrem Unternehmen allezeit, weil die erstern sich derselben bedienen konnten, die Gemeinschaft zwischen Guadaloupe und Martinik abzuschneiden. Zur Zeit des Rißwickschen Friedens trafen die Engländer einen besondern Vergleich mit den Wilden auf Domingo, um daselbst Zimmerholz fällen zu dürfen. Sie erbauten am Meerstrande einen Schoppen, um das Holz so lange unter Dach zu bringen, bis es auf den Barken wäre fortgeschaft worden. Dieser Schoppen verwandelte sich gar bald in ein Hauß, auf welches die Engländer einige Feldstücke pflanzten, unter dem Vorwand die Karaiben damit zu begrüßen, wenn sie ihnen zu saufen gäben. So bald als der General-Statthalter der französischen Inseln

davon

davon benachrichtiget wurde, beschwerte er sich darüber, schickte zwey Schiffe nach Domingo ab, um die Engländer zu zwingen, ihre Stücke und ihr Geräthe wieder einzuschiffen. Man steckte die Palisaden und das Hauß an.

§. XXIV.

Martinique.

Diese Insel, welche die Wilden Madanina nennen, liegt unter dem vierzehnten Grad dreyßig Minuten mitternächtlicher Breite. Man giebt ihre Länge sechszehn Meilen, und ihren Umkreiß fünf und vierzig Meilen an, ohne darunter die Vorgebürge, die ins Meer laufen, zu begreifen. Man zählt zwanzig Kirchspiele darauf, die eben so viele Flecken ausmachen, und die rings um die Insel am Seeufer herumliegen. Die Kirchspiele werden von Geistlichen aus verschiednen Orden versehen. Es ist ein Urseliner-Kloster darauf, das in dem mittägigen Theile der Insel, neben dem St. Peters Kirchspiele liegt. Man hat sie dahin von St. Denis aus Frankreich kommen lassen: sie nehmen Kostgängerinnen auf, und unterrichten die jungen Mädchen aus dem Marktflecken. Dieses Kloster gehörte vor diesen den Nonnen vom dritten Orden des heiligen Dominikus.

Fort-

Fort-Royal ist der Hauptort auf der Insel. Er wurde im Jahr 1665. erbauet. Er macht ein langes Viereck: eine Seite geht längst dem Seestrande, und bestreicht die Rhede. Die gegenüberstehende Seite geht nach den Waffenplatz: sie wird von zwey mit Schießscharten versehenen Thürmen bestrichen, auf deren jedem vier Stücke können aufgeführt werden. Die Mauer zwischen diesen beyden Thürmen ist ganz mit Schießlöchern durchbrochen, hat aber weder Graben noch bedeckten Weg und keine Sturmpfähle. Auf einer Seite die nach Westen geht, läuft der St. Peter-Fluß, und sie hat einige Stücke so die Rhede beschießen. Das Thor der Schanze ist an der Ost-Seite. Es bestehet aus einem langen Hof, der gegen das Meer eine Mauer mit Schießlöchern hat, und nach dem Platze zu mit Sturmpfählen eingeschlossen ist. An der dem Thore gegenüberliegenden Seite steht ein Wachhauß und eine Kapelle. Diese Schanze kann von allen Gegenden, ausser von der Seeseite, nicht bestrichen werden. Der Orkan im Jahr 1695. riß die Hälfte dieser Seite mit sich fort, nebst der Eckbatterie, nahe des Flusses. Man hat sich begnügt die Mauer wieder aufzuführen, und auf der Ecke ein flaches Bollwerk anzulegen, an statt der Gebäude, die vorher da gestanden, und die dem General-Statthal-

ter zur Wohnung gedient hatten. Der Waffenplatz ist ein Viereck, von ungefehr funfzig Klaftern. Die Schanze macht eine Seite: die drey andern sind mit Häusern umgeben, und die drey Straßen aus den die Stadt besteht, stoßen auf diese Seiten.

Man theilt sie in drey Viertel: das mittelste, so St. Peter heißt, fängt sich an der Schanze und bey der Pfarrkirche gleiches Namens an, und geht bis an den Berg an der Westseite, wo man eine Stückschanze von eilf Kanonen, die über Bank schießen, mit Namen St. Niklas Batterie, findet. Der ganze Raum, der sich zwischen dieser und der St. Robert Batterie, die an der Westseite liegt, befindet, begreift das zweyte Viertel, den man den Namen Anker-Ort gegeben hat, weil alle Schiffe, die den Anker werfen wollen, sich an diese Seite der Stadt begeben. Sie sind daselbst mehr gedeckt, als vor der Schanze. Die Dominikaner-Kirche, die Unserer Frauen vom guten Hafen geweyhet ist, dient diesem Viertel und den Einwohnern des kleinen Gebürgs zum Kirchspiele. Das dritte Viertel, so La Galere heißt, ist eine lange Straße, die sich längst dem Meere, von der Schanze an bis an den Fuß einer geschloßnen Batterie erstreckt.

Die

Die Pfarrkirche zu St. Peter ist von Mauerwerk, das Portal von gehauenen Steinen, nach Dorischer Ordnung. Die Kirche hat hundert und zwanzig Fuß in die Länge, und sechs und dreyßig in der Breite: zu Ende des Kreutzbogens befinden sich zwey Kapellen.

Die Wohnung des Intendanten und des Kommendanten, der Pallast in dem man Gerichte hält, das Gefängniß, die Provianthäuser und Backöfen, die Domainen-Einnahme, das Urseliner-Kloster, eine ansehnliche Zuckersiederey, und die vornehmsten Kaufleute sind im St. Peter Kirchspiele. Des Statthalters, des Intendanten und der Nonnen-Garten sind schön angelegt und werden sehr gut unterhalten: die Gänge sind mit Pomeranzen-Bäumen bepflanzt. Eine Meile von St. Peter-Schanz trift man einen Ort an, den man Reduit heißt. Dieses ist eine Art von Straße die in einen sehr steilen Berg gehauen, und mit verschiednen Thoren verschlossen ist. An diesem Ort können die Einwohner aus der Gegend bey einem zu besorgenden Einfall ihre Frauen, ihre Kinder, ihr Vieh und ihr Haußgeräthe in Sicherheit bringen. Sie machen alsdenn daselbst mit Rohr bedeckte Häuserchen. In einiger Entfernung sind Waldungen, die mehr als drey Meilen im Um-

fang haben. Man sieht darinn Bäume von einer bewunderungswürdigen Größe und Dicke.

Fort-Royal liegt auf einer Anhöhe, welche die Gestalt einer Halbinsel hat, und aus einem weichen Felsen oder Tofstein besteht, in den man sehr leicht hinein graben kann. Dieser Boden ist ungefehr funfzehn oder sechszehn Klaftern über die Horizontal-Fläche des Meers erhoben, das er von allen Seiten umgiebt, außer vier kleinen Erdzungen, mit der ihn mit der Insel zusammen hängt, und deren Breite neunzehn bis zwanzig Klaftern beträgt.

Als die Holländer diesen Ort unter dem Befehl des Admiral Ruyter, im Jahre 1674. angriffen, so hatte das Stückchen Erdreich, das man dazumal schon Fort-Royal nannte, zu seiner Befestigung weiter nichts als eine doppelte Reihe Sturmpfähle, die unterwärts die Erdzunge einschlossen, nebst einer andern Reihe auf der Anhöhe, und zwey Batterien über Bank, eine auf der Spitze, um die Einfahrt des Hafens zu bestreichen, die andere an der Seite der Rhede. Der Boden, worauf jetzt die Stadt steht, war ein mit Rohr überwachsener Morast. Man sahe daselbst weiter nichts, als einige schlechte Hütten, die den Waaren zum Verwahrungs-Ort dienten, so lange die Schiffe in der

Jahrs-

Jahrszeit der Orkane auf dem Werfe lagen.

Zu der Zeit, als der holländische Admiral seine Truppen an die Insel setzte, waren obige Magazine voller Wein und Branntewein. Als die Holländer keinen Widerstand fanden, fiengen sie zu plündern an, und trunken so übermäßig, daß sie, als sie Sturm laufen sollten, nicht auf ihren Füssen stehen konnten. Auf dem Werfe lag eine Fluyte von zwey und zwanzig Kanonen, und ein königlich Schiff von vier und vierzig Kanonen, das der Markis von Amblimont, General-Statthalter der französischen Inseln, führte. Diese zwey Schiffe machten ein erschrecklich Feuer auf die Holländer, die so besoffen waren, daß sie bey jedem Schritte stürzten, und schossen mehr als neun hundert Mann von ihnen todt. Der Befehlhabende Officier befand sich mit unter der Zahl. Der auf ihn folgte, ließ geschwinde zum Abzuge schlagen. Er ließ von den Fässern, die seine Leute ausgeleert hatten, eine Schulterwehre machen, um seine Verwundeten zu bedecken, und den Soldaten Zeit zu lassen, wiederum nüchtern zu werden. Nachdem Ruyter den ganzen Tag mit Beschießung des Felsen zugebracht hatte, stieg er des Abends an das Land. Er erstaunte nicht wenig, als er

mehr als funfzehn hundert Mann Holländer todt oder verwundet fand. So gleich faßte er die Entschließung von diesem unglücklichen Unternehmen abzustehen, und während der Nacht den übrigen Theil seiner Leute wieder einzuschiffen.

Zu gleicher Zeit rufte der Statthalter der Insel seinen Rath zusammen, und beschloß, die Stücke zu vernageln und die Schanze zu verlassen, weil das feindliche Geschütz den größten Theil seiner Werke eingeschossen hatte, und man befurchte den Sturm, wenn die Holländer ihren Rausch ausgedünstet hätten, nicht aushalten zu können. Dieser Entschluß konnte mit seiner bey solchen Gelegenheiten nothwendigen Stille nicht ausgeführt werden: diejenigen, die sich in der Schanze befanden, machten bey ihren Abzugs-Anstalten vielen Lerm. Ruyter hielt diesen Lerm für Zurüstungen zu einem Ausfall, und befurchte, bey dem Zustande, in dem sich seine Leute befanden, die Folgen davon. Das Schrecken verbreitete sich darüber bey der holländischen Armee, sie warfen sich in die Schaluppen, verließen die Verwundeten, ihr Kriegsgeräthe, so gar einen Theil ihrer Waffen. Die Belagerten, die auf ihrer Seite von dem Lerm, den sie hörten, bestürzt wurden, glaubten, der Feind mache sich bereit Sturm zu laufen: sie warfen

sich mit eben solcher Uebereilung in ihre Kähne, als es die Hollander in ihre Schaluppen gethan hatten. Dieses wechselsweise Schrecken brachte die einen und die andern in die Flucht, und es blieb nur ein Schweitzer in der Schanze, der, da er sich eben des Abends besoffen hatte, ruhig schlief, und nicht das geringste hörte, was um ihn herum vorgieng. Bey seinem Erwachen war er nicht wenig erstaunt, sich ganz allein in diesem Posten zu sehen.

Der, welcher auf dem königlichen Schiffe den Befehl führte, wußte nicht, was auf einer und der andern Seite vorgieng, und fieng mit Anbruch des Tages an, sein Geschütz wieder spielen zu lassen; allein, als sich kein Mensch auf der Schanze zeigte, und er in dem feindlichen Lager, das er vor Schilf und Rohr nicht sehen konnte, nichts mehr hörte, schickte er einen Serganten mit etlichen Mann ans Land, auf Kundschaft aus. Sie fanden nichts als Todte, Verwundete, und einige Betrunkene, die noch in den Magazinen schliefen. Sie meldeten es an den Schiffbefehlshaber, der so gleich wieder mit allen Truppen, die er an Bord hatte, die Schanze besetzen ließ. Noch dasselbe Jahr ließ man am Fort-Royal einige Befestigungswerke mehr anlegen. Anjetzt ist die Erdzunge, so die Halbinsel mit dem Ey-

land, worauf die Schanze liegt, vereiniget, mit zwey kleinen halben Bollwerken, mit einem kleinen halben Mond, der den Zwischenwall deckt, mit einem vollen Graben von See-Wasser, mit einem verpalissadirten bedeckten Weg und mit einem Glaßi befestiget. Das Thor der Schanze ist in der Schulterwehr des halben Bollwerks angebracht nach der Seite des Werfs zu, es befindet sich dabey eine sehr enge Treppe die nach einem Plattenwerke führt, auf dem einige Stücke gepflanzt sind, um eine Anhöhe zu beschießen, welche die Vestung von der andern Seite des Hafens bestreicht. Die gewöhnliche Besatzung besteht aus ungefähr vier hundert Mann Seetruppen.

Die Straßen der Stadt, die man nach der Hand bey Fort-Royal angelegt, sind nach der Schnure gezogen; aber mit sehr ungleichen Häusern besetzt. Da der Boden, worauf die Stadt gebaut ist, aus einem Flugsand, der keine Festigkeit hat, besteht, so legt man bey dem Bau der Häuser den Mörtel und die ersten Lagen auf eine Art Kraut, das dem Hundegrase gleicht, womit dieser Erdboden ganz bewachsen ist. Bey Erbauung der Kirche ist man dieser Bauart nicht gefolgt, und die Mauer hat an verschiednen Stellen Risse bekommen. Sie mag hundert und dreyßig

fig Fuß lang und dreyßig breit seyn: zwey Kapellen machen das Kreutzgewölbe. Die Fenster-Oefnungen sind nach zwey Bogen-Stücken, die einen sehr scharfen Winkel machen, angelegt. Inwendig hat sie wenig Verzierungen. Das Portal ist mit Sandsteinen gebaut.

Der Generalstatthalter hat ordentlicher Weise zu Fort-Royal sein Hoflager. Der hohe Rath hat gleichfalls seinen Sitz daselbst. Er besteht aus dem General-Statthalter, dem Intendanten, dem Statthalter der Insel, aus zwölf Räthen, einem General-Procurator und aus des Königs Leutenanten, die darinnen Sitz und Stimme haben. Der Intendant sammlet die Stimmen und spricht das Urtheil. Die Stellen der Räthe werden nicht gekauft: es sind aufgetragene Bedienungen. Die Bestallungs-Briefe werden vom Staatssekretär des See-Departements ausgefertiget. Sie haben keinen Gehalt: ihr ganzer Vortheil bestehet in der Befreyung der Kopfsteuer auf zwölf Schwarze Sklaven, nebst einigen kleinen Nutzungen ihrer Aemter.

Die Gegend um Case-Pilote liegt sehr hoch, und hat unaufhörlich eine Anhöhe nach der andern, die meisten Tiefen, die darzwischen liegen, sind Savanen, auf denen man viele Canificiers sieht; denn

so nennt man die Bäume, so die Kassia tragen.

Labat sagt, der Hafen De la Trinite ist eine große Vertiefung, die eine lange Spitze bildet, die Caravelle heißt, und ihn von der Südost-Seite bedeckt. Von der andern Seite wird er von einer ziemlich erhöheten Krümme eingeschlossen, die ungefehr vier hundert Schritte in der Länge beträgt, und mit der Insel nur vermittelst einer dreyßig bis fünf und vierzig Klaftern breiten Erdenge, oder Zunge, zusammenhängt. Die West-Seite, so der Land-Seite des Meerbusens gegenüber liegt, wird von einer Reihe Felsen, die bey der Meeres-Ebbe mit der Oberfläche des Wassers gleich scheinen, eingeschlossen. Eben derselbe Reisebeschreiber sagt, als er auf der Insel gewesen, hätte der Flecken De la Trinite, nur aus sechszig bis achtzig Häusern bestanden, die nach einer krummen und nach der Gestalt des Hafens laufenden Linie gebaut gewesen wären. Die Kirche, die nur von Holz und von einer mittelmäßigen Größe gewesen, hätte im Mittelpunkt der Vertiefung gestanden: allein er ist stark angewachsen, seit dem man daselbst Zucker, Schokolade, Baumwolle und andere Waaren verfertiget, die eine große Menge Schiffe, absonderlich von Nantes, dahin ziehen. Alle Waaren,

die

die man aus Europa bringt, finden hier ihren Absatz, weil die Einwohner der benachbarten Gegend, alles was sie nöthig haben, da einkaufen. Uebrigens sind die Schiffe zur Zeit der Orkane daselbst in Sicherheit, und wenn sie solchen Hafen verlassen um nach Europa zurück zu kehren, so sind sie nach allen Inseln unter Wind, wodurch sie sich mehr als dreu hundert Meilen ersparen, um auf St. Domingo oder Portorik den gewöhnlichen Ausschiffungs-Orten einzulaufen.

Das Kirchspiel De la Trinite gieng dazumal vom Salzflusse, der es von St. Marie trennt, bis an die Spitze der Salzwerke, welches einen Raum von funfzehn Meilen in sich begreift. Die Schwierigkeit, den Gottesdienst in einer so weiten Entfernung abzuwarten, hat seitdem zu Errichtung zwey anderer Pfarren Anlaß gegeben, eine an dem Cûl de Sac Robert, und die andere an dem Cûl de Sac Franziskus.

Die große Vertiefung, welche man Cûl de Sac Robert nennt, geht bey nahe zwey Meilen ins Land hinein. Sie entsteht vermittelst zwey Spitzen oder Vorgebürgen, wovon das nach Osten Pointe a la Rose, und das nach Westen Pointe des Galions heißt. Seine Oefnung wird von einem Eyländchen von einer Mei-

le im Umkreise gedecket: man nennt es Islet Monsieur. Ein anderes, so weiter in die See hinaus liegt, deckt die östliche Spitze des ersteren, so daß zwischen beyden nur ein Durchfluß bleibt, und beyde bedecken die Einfahrt in den Cül de Sac. Man kann nur durch drey Durchfahrten einlaufen, eine ist zwischen den beyden Inselchen; sie ist tief, ohne Gefahr, und funfzig bis sechszig Klaftern breit; die zwey andern sind zwischen den Enden der beyden Eyländchen und den Spitzen der Insel; es können aber nur Barken und sehr kleine Schiffe durchkommen. Dieser Cül de Sac macht durch seine natürliche Lage einen so schönen Hafen, daß sie eine zahlreiche Flotte in sich fassen könnte, und an vielen Orten die Schiffe so nahe am Lande ankern können, daß man nur auf einem Brete aussteigen darf. Man findet in dieser Gegend eine ansehnliche Menge schöner Wohnplätze.

Der Cül de Sac Franziskus ist bey weiten nicht so schön. Die Einfahrt wird den Schiffen durch eine Bank von Triebsand gesperrt, die nach Beschaffenheit der Ebbe und Fluth oder der Heftigkeit des strömenden Flusses ihren Ort verändert. Auf einem der Eyländchen so an diesem Cül de Sac liegen, findet man einen weissen und weichen Werkstein, der ziemlich dem

Feuer widerstehet, und folglich zu den Oefen in den Zuckersiedereyen dienlich ist. Der Fluß mag funf und dreyßig bis vierzig Klaftern breit seyn, und hat den Namen Cûl de Sac. Er ist außerordentlich tief, und behält den Geschmack vom Seewasser bis auf zwey tausend Schritte seiner Mündung. Sein Bette machen die Mangelbäume so seine beyden Seiten einfassen, enge, und verhindern zugleich das Anlanden. Er ist sehr fischreich, aber die Seehunde und Bekunen machen den Fischfang sehr gefährlich in demselben. Labat lobt einen Wohnplatz, der fünf bis sechs hundert Schritte von dem Orte abliegt, wo er selbst für Barken nicht mehr schifbar ist. Man hat einen neun oder zehn Fuß breiten Graben führen lassen, auf dem die Kähne und Schaluppen bis an die Thüre der Zuckersiederey fahren können, und auch kleine Ableitungen, welche die Savane durchschneiden, und die niedrigen und unter Wasser gestandene Oerter auszutrocknen, gedient haben.

Wenn die Einwohner zu Kriegszeiten eine Landung zu befürchten, so verstecken sie ihr Haußgeräthe und ihren Mundvorrath. Wenn sie der Feuchtigkeit widerstehen können, so machen sie am Seestrande eine neun oder zehn Fuß tiefe Grube, damit die Feinde, wenn sie mit ihren Degen

gen nachsuchen, auf nichts härters als den gewöhnlichen Sand aufstoßen. Haben sie dasjenige was sie verbergen wollen, in die Grube hinein gethan, so füllen sie solche mit dem ausgegrabenen Sande wieder zu: was davon übrig bleibt, werfen sie, um kein Merkmal zu lassen, in die See. Man bezeichnet die Grube mit zwey oder drey Bäumen in der Gegend, oder irgend einem großen Steine, um das Verwahrte wieder zu finden. Vertragen die Sachen nicht den Boden des Meerstrandes, so macht man Löcher im trocknen Erdreich. Auch thut man Zeuge, Schriften, und alles was keine Feuchtigkeit vertragen kann, in große Kürbisflaschen, hängt sie hoch zwischen die Aeste und Zweige der Bäume auf, und ordnet das Laub so gut zusammen, daß man unmöglich diese Kürbisflaschen gewahr werden kann. Man trägt Sorge, alle diese Veranstaltungen, ohne Wissen der Schwarzen zu treffen, weil der Feind niemals unterläßt, diejenigen, so in seine Hände fallen, auf die Folter zu bringen, um sie zu zwingen, das zu entdecken, was ihre Herren versteckt haben.

Die alten Einwohner waren Karaiben: sie nannten diese Insel Madanina. Die Spanier, so die ersten waren, die drauf landeten, haben ihr den jetzigen Namen gegeben. Denambuc ließ, viele Einwohner

wohner aus der Insel St. Christoph im Jahre 1635. hieher kommen, und versahe sie mit allem, was er zu Anbauung eines Pflanzortes für nöthig zu seyn hielt, und gab ihnen den Herrn Dupont, in der Würde seines Leutenants, zum Befehlshaber. Die Engländer bemächtigten sich derselben in den letzteren Kriegen, und gaben sie beym Frieden wieder zurück.

Die Insel Martinik ist mit Bergen und unersteiglichen Felsen durchschnitten: allein man findet auch darauf anmuthige Hügel, Thäler und Ebnen. Die Berge sind mit Wäldern bedeckt, die voller sehr großen und dicken Bäume sind. Es giebt verschiedne Flüsse und Bäche, die von den Bergen herabströmen. Das Erdreich ist gut; aber sehr schwer anzubauen. Es bringt Maniok, Tabak, Koffee, Zucker, Indigo, Ruku, Kaßia, Sennesblätter ꝛc. hervor. Aber es taugt weder zum Getreyde noch zum Weinbau: der größte Theil der Einwohner ißt nichts als Kasave, die aus der Wurzel Maniok gemacht ist, und bedienet sich nur der Getränke, die aus Früchten und Wurzeln des Landes verfertiget werden.

§. XXV.

§. XXV.

St. Lucie, oder St. Alousie.

Diese Insel liegt sieben Meilen von Martinik, und unter dem dreyzehnten Grad vierzig Minuten mitternächtiger Breite. Sie mag zwey und zwanzig Meilen in die Länge, und eilfe in der Breite haben. Sie ist an verschiednen Orten bergicht; allein der größte Theil der Insel ist ein sehr guter Boden, der mit verschiednen Flüssen durchwässert wird. Die Luft ist darauf ziemlich rein und heiter, und niemals ist man einer gar zu übermäßigen Hitze ausgesetzt. Man findt eine Menge groser Bäume darauf, die ein gutes Bauholz geben. Ihre Buchten und ihre Hafen sind zum ankern für die Schiffe sehr bequem. Derjenige, den man den kleinen Werf nennt, wird für den besten auf allen Antillen gehalten; er hat seinen Namen von der Bequemlichkeit, so man in demselben findet, die Schiffe zu kalfatern. Gegen Norden liegen zwey Berge, von denen man sie sehr weit übersehen kann.

St. Lucie ist lange Zeit unbewohnt gewesen. Die Wilden von den andern Inseln begaben sich nur zur Legezeit der Schildkröten dahin, und hatten darauf weder Hütten noch angebaures Land. Im Jahr 1640. nahm der Martinikſche Statthalter

halter Herr Du Parquet Besitz von St. Lucie, als von einem unbewohnten Lande, das dem ersten Besitznehmer heim fiele. Er besetzte sie Anfangs nur mit vierzig Mann, unter der Anführung des Herrn von Rousselon. Er ließ darauf eine Art von Befestigung anlegen, die mit Sturmpfählen und einem Graben umgeben wurde, versahe sie mit Feld- und Steinstücken und setzte sie in Vertheidigungsstand. Diese neue Kolonie bevölkerte sich nach und nach: allein als die Kriege vom Jahre 1688. darzwischen kamen, die nicht zuließen, ihr mit den nothwendigen Bedürfnissen und Unterstützungen zu Hülfe zu kommen, so verließen sie die neuen Anpflanzer und machten sich wieder nach Martinik und Guadaloupe. Man hat seit einigen Jahren sie wieder zu bevölkern angefangen.

Diese Insel, die ziemlich gut gelegen und von der Natur begünstigt ist, hat die Eifersucht der Engländer rege gemacht, die den Franzosen deren Besitz streitig gemacht haben. Die erstern hatten sich vor den letztern darauf fest zu setzen versucht; allein sie wurden daraus von den Karaiben der benachbarten Inseln vertrieben. Als Mylord Billougby zum Statthalter der Karaibischen Inseln war ernennet worden, so suchte er alle Mittel hervor sich von St. Lucie Meister zu machen. Er ließ den Karaiben

raiben den Vorschlag machen, ihr Recht auf diese Insel an die Engländer zu verkaufen. Er wandte sich an einen Mestizen, Namens Thomas Warner, einen natürlichen Sohn des Kapitän Warner, von dem wir verschiedenemal geredet haben, und einer Karaibischen Frau. Labat sah im Jahre 1700. diese Karaibin zu Domingo. Er sagt, es wäre dieses dazumal eines der ältesten Geschöpfe der Welt gewesen: man versicherte ihm, sie wäre sehr schön, vor etwas länger als hundert Jahren hätte sie ein Englischer Statthalter lange unterhalten, und mit ihr verschiedne Kinder erzeuget. Ihr Alter hätte sie bey den Wilden in nicht ein kleines Ansehen gesetzt. Ihre Wohnung, die sehr groß wäre, sey von einer sehr großen Reihe von Kindern, Enkeln und Urenkeln ganz voll. Sie war, fährt der Reisebeschreiber fort, ganz nackend, hatte ganz weisse und dünne Haare. Ihre Haut war wie ein altes im Rauche verschrumpftes und vertrocknetes Pergament. Sie war so zusammen gebogen, daß man ihre Gestalt nicht eher, als wenn sie sich niedergesetzt hatte, gewahr werden konnte. Sie hatte noch viele Zähne und ziemlich lebhafte Augen. Man nennte sie Madame Guvernand: es war der verdorbene Name von Warner, der sie unterhalten hatte.

Geschichte einer Karaibischen Frau die ein sehr hohes Alter erreicht hatte.

Wir wollen wieder auf ihren Sohn Thomas Warner zurückkommen. Er überredete drey Karaiben, ihr Recht auf die Insel St. Lucie, für einige Flaschen Branntewein zu verkaufen. Als der Kauf geschlossen war, so rüsteten sich die Engländer, sich der Insel zu bemeistern, und machten den Obersten Caron zum Anführer bey dieser Ausrüstung: sie landeten auf der Insel, vertrieben die Franzosen, und setzten sich darauf feste: allein diese Kolonie wurde gar bald durch Krankheiten und die beständigen Kriege verheert, so die Karaiben, die der Engländer unversöhnliche Feinde sind, mit ihnen führten. Im Monat Jenner des 1666. Jahres, war auf der Insel Lucie nicht ein einziger Engländer mehr übrig. So gleich kamen die Franzosen wieder auf dieselbe zurück, und die französische westindische Compagnie schickte einen Statthalter dahin ab. Der Verfall der Gesellschaft, zog den Verfall von St. Lucie nach sich: indessen blieb das Eigenthum von dieser Insel allezeit bey Frankreich. Die Engländer haben zu verschiedenen Zeiten Landungen darauf unternommen, und sie geplündert; aber keine Anstalt zu einer Anbauung darauf gemacht. Während der letzten Kriege, haben sie sie angegriffen, und sich derselben bemächtiget; aber bey dem Friedensschlusse haben sie solche wieder an Frankreich abgetreten.

§. XXVI.

Sanct Vincent.

Diese Insel liegt unter dem funfzehnten Grad nördlicher Breite, der Insel St. Lucie gegen Mittag. Sie mag achtzehn bis zwanzig Meilen im Umkreiß betragen. Sie ist voller hohen Berge, die mit Waldungen bewachsen sind. Zwischen den Bergen findet man kleine ziemlich fruchtbare Thäler.

Labat nennt sie den Mittelpunkt des Karaibischen Freystaats. Dieses Volk war vor der Ankunft der Europäer in dem Besitz aller Antillen: es hat sich auf diese, so wie man es von den andern Inseln verjagt, dahin gezogen. Es genoß daselbst seiner ganzen Freyheit, und vermehrte sich daher stark. Außer den Karaiben findet man eine unglaubliche Menge Schwarzen auf dieser Insel, die aus den Europäischen Besitzungen entflohen, und auf Kähnen und Flößen dahin geflüchtet sind. Vor diesem führten sie die Karaiben wieder ihren Herren zu, oder verkauften sie an die Europäer, die sie erhandeln wollten. Man weiß nicht, was sie von dieser Gewohnheit abzustehen mag bewogen haben: allein Labat versichert, sie wären anitzt mit sich selbst sehr unzufrieden, daß sie solche unter sich aufgenommen hätten. Ihre Anzahl

ist durch die nach und nach ankommenden, und durch ihre Vermehrung auf der Insel selbst so stark angewachsen, daß sie die Karaiben an der Menge übertreffen. Sie haben sie gezwungen, die Insel mit ihnen zu theilen, und ihnen Cabestere abzutreten. Sie nehmen ihnen so gar ihre Frauen und ihre Töchter weg. Die Väter und die Ehemänner unterstehen sich nicht sie wieder zurück zu holen; denn, weil sie die Schwächern sind, befürchten sie, daß diese Schwarzen sie ganz und gar von der Insel vertreiben, oder sie als ihre Sklaven behandeln möchten. Sie halten oft bey den Engländern und Franzosen an, sie von dieser Tyranney zu befreyen. Im Jahre 1719. versprach ihnen der Chevalier von Feuquieres, General der französischen Inseln diesen Dienst zu leisten, in der Absicht, sich der Schwarzen zu bemächtigen, und sie zu seinem Nutzen zu verkaufen. Er schickte unter dem Befehl zweyer braven Officiere fünf hundert Mann nach der Insel St. Vincent. Er machte sich die Rechnung, die Karaiben würden ihrer Seits auch etwas unternehmen; allein diese, ob sie gleich versichert waren, man suche ihnen einen Dienst zu erweisen, blieben ruhige Zuschauer bey der Unternehmung, so daß sie von keinem weiteren Erfolge war. Die Schwarzen entwichen ins Gebürge, kamen nur bey Nachte zum Vorschein, und brach-

ten alle Franzosen die sie überfallen konnten, ums Leben. Die Angreifenden verlohren dabey viel Leute, vornehmlich auch ihre Anführer.

Vier Jahre darnach, glaubten die Engländer, sie könnten sich das Mißvergnügen der Karaiben zu Nutze machen, und die Insel St. Vincent unter ihre Bothmäßigkeit bringen. Der Herzog von Montagu hätte sich durch eine öffentliche Urkunde den Besitz der Inseln St. Lucie, St. Vincent und Domingo versichern lassen; und trug dem Herrn Wing, seinem Leutenant auf, durch sehr vortheilhafte Vorschläge, es bey denen Karaiben und Schwarzen auf St. Vincent dahin zu bringen, daß sie ihn für ihren Oberherrn erkennen möchten: allein, alle mit einmüthiger Stimme verwarfen seinen Antrag. Sie sagten, sie könnten nicht begreifen, wie ein Europäscher König Rechte über sie, die er selbst nicht hätte, vergeben könnte. Indessen nahmen sie, die ihnen angebotenen Geschenke an, und ersuchten darauf die Engländer wieder abzuziehen. Man versichert, sie hätten sich dahin erklärt, daß, seitdem sie mit den Franzosen einen Vertrag eingegangen wären, sie unter ihrem Schutze stünden; aber wenn die Franzosen etwas wider ihre Freyheit unternähmen, so würden sie solche mit ihrem Leben vertheidigen.

Man findet unter diesen Wilden und Negern einige Franzosen und Engländer, die das freye Leben, das sie daselbst führen, den Bequemlichkeiten die sie bey ihrer Nation haben können, vorziehen. Sie bauen daselbst Tabak, welcher gut fortkömmt, und unter dem Namen St. Vincent Tabak bekannt ist.

Grenada, die Grenadinen.

Einige Erdbeschreiber meynen, man müßte Grenada nicht unter die Wind-Inseln rechnen; aber ihre Lage nöthigt uns zu einer andern Meynung. Wir haben sie nach den andern gesetzt, um ihr keinen Rang anweisen zu dürfen. Sie liegt im zwölften Grad funfzehn Minuten nördlicher Breite, und ist die erste, welche den halben Zirkel von der Mittagsseite anfängt. Ihre größte Länge von Mittag gegen Norden ist neun bis zehn Meilen, und seine größte Breite vier bis fünf. Ihre beyden Enden zwischen Süden und Westen machen einen halben Mond. Hinter der Spitze, welche von der Nordseite ist, findet man eine der schönsten und besten Buchten der Insel. Nicht weit davon ist ein schöner Teich, der nur von ihr durch eine Erdzunge abgesondert wird, welche mit weniger Arbeit durchstochen werden könnte, und den zweyten Hafen von einer schönen Größe bilden würde.

Diese Insel wird in sechs Kirchspiele eingetheilt, welche sind, wenn man von Norden anfängt, das Kirchspiel des Sauteurs, du Grand-Pauvre, du Grand-Marquis, de l'Ame Goyave, du Maigrin, und Basse Terre, an welchen Mönche das heilige Amt verrichten. Das Innerste der Insel ist voll Gebürge, von welchen viele Flüsse herabströmen. Die Thäler und Ebnen sind sehr angebaut. Man baut daselbst Tabak, Indigo, Rucu und Hirsen. Man ziehet hier auch Flügelwerk und Thiere. Die Berge sind voller Waldungen.

Die Einwohner sind überhaupt reich; aber sie haben fast alle ein bäurisches Ansehn, welches ihnen natürlich zu seyn scheint. Ihre Häuser sind schlecht gebaut, übel möblirt, und fast in dem nehmlichen Zustande, in dem sie die erste Zeit waren, da sich die Kolonie hier niederließ.

Diese Insel ist stets von den Wilden bewohnt worden, welche die Fruchtbarkeit, die Jagd und der Ueberfluß an Fischerey hieher mehr zog, als an andere Orte. Im Jahre 1650. kaufte du Parquet das Eigenthum derselben von den Wilden. Erst errichtete er daselbst eine Kolonie von zwey hundert Menschen, welche sich zwischen dem Teich und dem Hafen niederließen. Sie erbauten da ein hölzernes Fort mit Pallisaden

saden und Schießscharten zu zwey Kanonen und vier Steinstücken. Die Wilden wagten nicht, diese Festung anzugreifen, ob sie gleich, so zu sagen, keines Widerstands fähig war; aber sie verbreiteten sich in die Wälder, und tödeten alle Franzosen, welche auf die Jagd giengen. Du Parquet schickte nach Grenada drey hundert wohl bewafnete Mann, welche eine große Anzahl derselben tödeten, und die andern in die Flucht schlugen. Ein Trupp dieser Wilden, welche von den Franzosen auf einen sehr steilen Berg getrieben wurden, wollten sich lieber von dieser Höhe herunterstürzen als sich ergeben; daher dieser Ort auch den Namen **Morne des Sauteurs** oder der Berg der Springenden bekommen, den er noch bis jetzt führt.

Der Fortgang der Kolonie wurde durch die unter ihnen entstandenen Uneinigkeiten gehemmt: aber Herr de Valminier, der das Gouvernement darüber bekam, stillte alle diese Unruhen, und die Insel bevölkerte sich in kurzer Zeit. Labat ist überzeugt, wenn dieser Gouverneur lange daselbst geblieben wäre, so wäre es eine der reichsten Kolonien in Amerika geworden; aber man gab ihm einen Nachfolger von so harten Charakter, daß die Kolonisten sich wegen seiner Tyranney empörten, ihre Niederlassungen verliessen, und nach Mar-

tinik flüchteten. Durch dieses Ausreissen ward er nicht weniger als zur Sanftmuth gebracht, sondern nur desto mehr erbittert: er trieb die Gewaltthätigkeit und Wildheit so weit, daß diejenigen, so auf der Insel geblieben, sich seiner Person bemächtigten, ihm nach aller Form den Proceß machen, und ihn zum Strange verurtheilten. Als er vorstellte, er sey von Adel, so verwandelte man seine Strafe in Enthauptung: aber da man keinen Scharfrichter auftreiben konnte, der zu dieser Verrichtung geschickt genug gewesen wäre, so wurde er erschossen. Der Hof erfuhr diese Uebelthat, und schickte ein Kriegsschiff mit einigen Truppen, deshalb Erkundigung einzuziehen; man erkannte aber, daß die Urheber dieser Entböhrung elende, unbedeutende Leute wären, die alle die Flucht ergriffen hätten, und alle angesehene Personen auf der Insel daran gar keinen Theil genommen: deshalb ließ man mit der Untersuchung nach. Der Pöbel war auch in der That nur dieser Ausschweifung fähig. Aus dem ganzen Gerichte, das dem Statthalter den Proceß machte, wußte nur einer mit Namen Archangeli zuschreiben. Der, welcher ihn verhörte, war ein Hufschmidt; und Archangeli der die Verrichtungen eines Aktuarius dabey hatte, schrieb es auf ein Hufeisen von einem Pferde. Dieser letzte begab sich nach der Insel Mari-Galante, wo er

noch

noch 1692. war, als die Engländer daselbst einen Einfall thaten: er trat zu ihrer Partey und entdeckte den Ort, wohin sich der Statthalter mit den vornehmsten Einwohnern gerettet hatte. Der Major Holms, der die Engländer kommandirte, wußte gar wohl, was zu Grenada vorgegangen war: er wurde über die neue Verrätherey dieses Bösewichts so aufgebracht, daß er ihm und seine zwey Söhne aufhängen ließ.

Die westindische Gesellschaft kaufte 1664. Grenada, und übergab sie zehn Jahr darauf dem König. Die Engländer bemächtigten sich dieser Insel in den letzten Kriegen. Sie ist ihnen durch den Friedensschluß vom Monat Februar 1763. abgetreten worden.

Grenada ist von einer Menge kleiner Inseln umgeben, wo die Einwohner der nadinen. Die Gro- großen Insel das was ihnen fehlt, finden. Man nennt sie **Grandinen**. Die, welche **Cariacu** heißt, hat einen vortreflichen Hafen, die größte nennt man **Reguia**. Man findet daselbst eine große Anzahl Schlangen, daher sie auch den Namen **klein Martinik** bekommen, weil es deren auf dieser Insel sehr viele giebt. Ueberdieß findet man auch große Waldschlangen, welche man in diesem Lande Corveressen nennt; aber sie sind nicht giftig, sondern vielmehr wegen der Mäuse nützlich, die sie tödten.

Siebender Artikel.

Die Inseln am Winde.

Diese Inseln werden so genennt, weil ihre Lagen wie wir schon oben gesagt haben, gegen Südwest der Windinseln ist. Man zählt deren achte, und sind folgende:

§. I.

Tabago.

Diese Insel liegt im eilften Grad nördlicher Breite gegen Nordost von Trinite, von der sie durch einen sehr breiten Kanal geschieden wird. Sie ist lange Zeit wüste gewesen. Die Engländer besitzen sie jetzt. Man giebt ihr dreyßig gemeine Meilen im Umfange.

§. II.

Trinite.

Sie liegt gegen Nordost des mittägigen Amerika, wovon sie nur durch eine Fahrt von drey Meilen geschieden wird, in der drey bis vier Eyländchen noch angetroffen werden. Ihre Lage ist in dem neunten Grad funfzig Minuten nördlicher Breite: sie kann dreyßig Meilen in der Länge von Mittag gegen Norden und achtzehn bis zwanzig in der Breite haben.

Ihr mitternächtlicher Theil ist voller Gebürge, die mit Wäldern angefüllt sind,

in welchen man viele wilden Thiere findet. Der übrige Theil der Insel ist sehr fruchtbar. Sie ist von verschiednen indianischen Nationen bewohnt, welche vom festen Lande hieher gekommen sind. Die Luft ist hier nicht sehr rein, weil fast stets hier Nebel fallen.

Die Spanier, welche die Herren davon sind, haben hier viele Städte, deren Hauptstadt St. Joseph ist. Sie liegt gegen die Spitze von Nordwest.

§. III.

Margarita.

Diese Insel ist zwischen dem zehnten und eilften Grad der nördlichen Breite. Christoph Colombo entdeckte sie 1498. Sie kann vierzig gemeine Meilen im Umfange haben, und ist nur von Neuandalusien durch eine Meerenge von acht Meilen abgesondert.

Ob gleich keine Flüsse daselbst sind, so giebt es doch da sehr schöne Weide. Nachdem sie der Perlenfang berühmt gemacht, legten die Spanier daselbst eine Kolonie an, und bauten ein Schloß: aber es wird nur von den Mulatten bewohnt.

Die Holländer besitzen drey Inseln gegen Abend von Margarita, an der nördlichen Küste vom mittäglichen Amerika. **Bonaire**, oder **Buenaire**, welches sieb-

zehn

zehn Meilen im Umfange hat. Sie wird von Indianern bewohnt, welche daselbst viel Ziegen, Pferde und Ochsen, aber wenige Schaafe halten. Die Holländer haben hier einen Gouverneur mit einigen Soldaten. Sie stehen unter dem Statthalter von Curacao, welche gegen Abend von Bonaire liegt. Es ist die einzige wichtige Insel, welche die Holländer in Amerika besitzen. Sie hat neun bis zehn Meilen in der Länge und achte in der Breite. Sie haben eine sehr artige Stadt mit einem sehr schönen Hafen an der mittäglichen Küste gebaut. Die Stadt führt mit der Insel einen Namen. Die Holländer bemächtigten sich dieser Insel 1632. Sie haben daselbst Zuckersiedereyen angelegt, und ziehen daselbst sehr viel Vieh. Sie treiben einen sehr vortheilhaften Handel mit den Spaniern. Die Stadt ist sehr bevölkert. Es giebt da Quäcker und Juden, welche hier eine Synagoge haben. Der Statthalter der holländischen Antillen hat hier seinen Wohnsitz. Ausser der Stadt giebt es auch einige Forts. Die Insel Aruba oder Oruba liegt gegen Abend von Curaco. Sie ist sehr klein.

Achter

Achter Artikel.

Ursprung, Charakter und Gebräuche der Karaiben.

Die Karaiben sind die alten Einwohner der Antillen. Sie waren daselbst ansäßig, als die Europäer anlandeten. Alle Reisende versichern, daß sie von festem Lande hieher gekommen wären; daß sie sich wider ihre Oberhäupter aufgelähnt, und sich in diese Insel gerettet hätten.

Sie haben überhaupt eine große und schöne Leibesgestalt. Selten findet man einen Ungestalten. Ihr Haar ist schwarz und stets sorgfältig gekämt. So wie der Bart hervor kömmt, reissen sie ihn aus. Beyde Geschlechter sind stets nackend, sogar nach der Gemeinschaft mit den Europäern. Sie tragen das Haupt mit einer Art Mütze bedeckt, die manchmal mit einer einfachen Krone von Blumen umgeben ist. Sie durchboren sich die Lippen, und hängen in die Löcher kleine Stückchen Knochen. Ihre Nasenlöcher durchbohren sie auch, und zieren sie mit kleinen gläsern Kügelchen oder kleinen bunten Steinen. Die Mannspersonen haben Armbänder an den fleischichten Theilen des Armes, und die Weibspersonen an den Elbogen und über der Hand. Ueberdieß tragen sie auch am Halse Halsbänder von Glaskorallen;

über

über das dicke Bein machen sie eine Art von Halbstiefeln. Vorne ist der Leib mit einem Stücke Zeuge bedeckt, das mit einem Gürtel befestigt ist. Einige, vornehmlich die, welche mit den Europäern keinen Umgang haben, tragen kleine Pfeifen am Halse. Man glaubt, sie sind aus den Knochen ihrer Feinde gemacht. Ihre reichsten Zierrathen sind Medaillen, die aus sehr feinen und polirten Kupfer bestehn, und in kostbaren Holze eingefaßt sind. Es ist gleichsam die Liveree und das Ehrenzeichen, welches die Hauptleute und ihre Kinder von den gemeinen Leuten unterscheidet. Ihre Figur würde sehr angenehm seyn, wenn sie keine platten Stirnen hätten. Sie haben schwarze und sehr kleine Augen, ob sie gleich nach der Lage ihrer Stirne sehr klein scheinen. Ihre Zähne sind weiß und wohl gereiht. Von ihrer Gesichtsfarbe kann man sehr schwer urtheilen, weil sie sich alle Tage mit Rucu schminken, der mit Karapat oder Palma-Christi-Oel angefeuchtet ist, welches ihre Haut so roth macht, als gekochte Krebse sind. Außerdem daß sie glauben, diese Farbe gäbe ihnen eine gewisse Anmuth, dient sie auch zur Erhaltung der Haut gegen die Sonnenstrahlen, und schützt vor dem Stich Mustichen und Maringuea, die einen großen Abscheu vor diesem Geruche haben.

Ziehn sie in den Krieg, oder wollen sie im Pompe erscheinen, so brauchen ihre Frauen Genipasaft, um ihnen damit einen Bart und viele schwarze Streifen auf das Gesicht und den Leib zu malen. Diese Zeichen dauern neun Tage. Die Mannspersonen haben alle einen kleinen Strick um die Lenden: er dient ihnen zur Tragung eines bloßen Messers, welches sie zwischen demselben und dem Schenkel stecken, und zur Haltung eines Streifen Leinewands, von fünf bis sechs Zoll breit, womit sie ihre Nacktheit bedecken. Die Knaben von zehn bis zwölf Jahren haben auf dem Leibe nichts als diesen kleinen Streifen Leinewand. Sie haben alle ein melancholisches Ansehn, sind sanftmüthig: aber wenn man sie beleidigt, werden sie wüthend, und treiben die Rache aufs äußerste.

Die Weiber sind von kleinerer Gestalt als die Männer; aber wohl gebaut, nur ein wenig fett. Sie haben auch schwarze Haare und Augen, eine runde Gesichtsbildung, einen kleinen Mund, weiße Zähne, ein frölichers, ofners und lachenders Antlitz als die Mannspersonen. Doch sind sie sehr zurückhaltend und bescheiden. Sie bemalen sich auch roth; aber sie machen sich keinen Bart. Ihr Haar binden sie sich hinter dem Kopfe mit einer kleinen Schnure. Ein Schurz, mit kleinen Glas-

Korallen ausgeziert, und etwa drey Zoll hoch, bedeckt ihre Nacktheit, und ist mit einem kleinen baumwollenen Strick an die Lenden gebunden.

Die Kinder von einem und dem andern Geschlechte haben vom zehnten bis zwölften Jahre Halsbänder von Glaskorallen und einen Gürtel um die Lenden. Die vornehmen Frauen tragen eine Art kattuner Halbstiefel, die ein wenig unter den Knöchel des Fußes gehn, und vier bis fünf Zoll hoch sind. Im zwölften Jahr bekommen die Mädchen den Schurz, und ihre Mutter oder eine ihrer Verwandten ziehen ihnen die Halbstiefel an die Beine. Sie ziehen sie niemals eher aus, als bis sie abgetragen sind. Es würde auch sehr schwer angehen sie abzuziehen, weil sie auf die Füsse gearbeitet und so enge sind, daß sie weder herauf noch herunter gehen können; und die Füsse, wenn sie noch nicht ihre ganze Dicke haben, werden durch die Halbstiefeln so sehr geengt, daß sie wenig Nahrung bekommen, wo sie bestiefelt sind; aber das Dicke des Beins, das darüber ist, nimmt desto mehr zu, und wird fester, als es von Natur ist. Die Halbstiefel haben außer dem, daß sie dick gewebt sind, an den Enden einen halben Zoll breiten Rand. Der oberste ist oft um die Hälfte größer.

Wenn ein Mädchen den Schurz oder die Kamisa, und die Halbstiefel bekommen, so hat sie mit den Knaben keine Vertraulichkeit mehr, welche die Kindheit berechtiget, sondern hält sich stets zur Mutter. Wenn sie vor dieser Zeit von einem jungen Menschen gefodert wird, so betrachtet er sie schon als seine Frau, und besucht sie beständig, bis daß sie es wirklich seyn kann. In Ansehung des Heyrathen ist kein anderer verbotener Grad, als die Brüderschaft. Da die Vielheit der Weiber erlaubt ist, so heyrathet ein Mann oft drey bis vier Schwestern, die seine Nichten oder Basen sind. Er glaubt, mit einander auferzogene Mädchen werden sich besser lieben und in besserer Eintracht leben, auch sich willliger wechselseitige Dienste leisten, und ihrem Verwannten, der ihr Mann ist, besser dienen.

Das Halsband, das Armband, die Kamisa oder der Schurz sind die besondern Zierrathen der Frauenzimmer: die Karakolis und Blumen der Männer. Die Karakolis sind Kreutze von verschiedner Grösse, welche sie an ihre Ohren mit Häckchen oder baumwollnen Fädchen anmachen. Sie hängen einen an jedes Nasenloch, so daß er immer den Mund berührt. Das Unterste der Unterlippe ist auch durchbort, woran ein viel größerer, als die ersten, hängt.

Sie haben einen fünften von sechs Zoll Oefnung, welcher mit einer kleinen Schnure am Halse angemacht ist, und auf die Brust fällt. Wenn sie nun mit dieser Menge Kreutzchen gehen, so machen sie eben so ein großes Geräusche, als die Maulesel mit ihren Bleahen. Diese Karakolis sind aus einem Metall, welches von festem Lande kömmt, welches man für eine Masse von Kupfer, Silber und Gold hält. Labat sagt, daß das Metall, welches darinn das meiste ist, körnigt, spröde und zerbrechlich sey, daher es diejenigen, welche es brauchen mit Gold vermischen müßten, um dehnbar zu machen. Die englischen und französischen Goldschmiede haben diese Komposition nachmachen wollen; aber sind damit nicht glücklich gewesen.

Wenn die Karaiben nicht ihre Kreutze tragen, so verstopfen sie die Löcher an Ohren, Lippen und der Nase, mit kleinen Stäbchen, die verhindern, daß sie sich bewegen. Manchmal tragen sie grüne Steine an Ohren und Lippen. Die, welche nicht grüne Steine, noch Stäbchen, noch Karakolis haben, nehmen dafür Papagayenfedern von verschiednen Farben, und machen sich daraus zehn bis zwölf Zoll lange Bärte über und unter den Mund. Von diesen Federn steckt man auch einige in die Haare der Kinder; befestigt sie auf die rech-

te

te Seite, und dieser Putz ist gar nicht ohne Anmuth.

Die Karaiben haben verschiedne Sprachen. Die alte, welches ihre natürliche ist, hat etwas sanftes und gar keine Kehlbuchstaben. Sie haben so gar eine Art von Abscheu gegen die englische: aber sie haben sich ein mit europäischen vornehmlich spanischen Wörtern vermischtes Kauderwelsch gemacht, dessen sie sich mit den Fremden bedienen. Was ihre eigentliche Sprache anbelangt, so haben sie Dialekte, die sich gar nicht gleichen, und doch verstehn sie sich alle. Ja so gar die beyden Geschlechter haben verschiedne Ausdrücke, um eine und eben die Sache zu bezeichnen: die Alten haben auch dergleichen, deren sich die jungen Leute nicht bedienen. Man versichert, daß sie in ihren Berathschlagungen eine besondere Sprache hätten, die die Weiber gar nicht verstünden. Es ist ihnen gar nicht lieb, daß die Fremden ihre Sprache lernen, und sie geben niemals Unterricht darinn. Als man anfieng sie kennen zu lernen, hatten sie kein Wort für Schimpf, Laster, Tugend, Künste und Wissenschaften. Sie benennten nur vier Farben, weiß, schwarz, gelb und roth, und brachten alle übrige unter eine von derselben.

Diese Wilden sind von Natur nachdenkend und melancholisch; aber sie affek-

tiren lustig zu scheinen. Der größte Schimpf, den man ihnen anthun kann, ist die Benennung Wilde. Dieser Name glauben sie, schicke sich nur für die wilden Thiere. Sie wollten auch nicht, daß man sie Kannibalen nenne, ob sie gleich noch den Gebrauch beybehalten, das Fleisch ihrer Feinde zu essen; und wenn man ihnen damit einen Vorwurf macht, so antworten sie, daß es gar keine Schande sey, sich zu rächen. Das Wort Karaibe mißfällt ihnen nicht, weil es in ihrer Sprache einen braven Kriegsmann, oder einen Beherzten bedeutet.

Sie lieben sich unter einander, und ihre Empfindsamkeit gegen einander geht so weit, daß viele vor Schmerz gestorben sind, wenn sie gehört, daß ihre Gefährten in die Knechtschaft gerathen, oder von den Europäern übel behandelt worden. Sie geben sich gar nicht darüber zu Gute, daß sie von einem Theile ihrer Insuln verjagt worden, und klagen die Sieger noch der Ungerechtigkeit an. Die große Gier nach Gold, die die Europäer haben, will ihnen gar nicht in Kopf, und sie können sich nicht genug wundern, wenn sie sehn, daß die Europäer es dem Krystalle vorziehen.

Sie sind so wenig mißtrauisch, daß sie ihre Wohnungen ganz offen und ohne Hüter lassen. Wenn sie gewahr werden, daß

man ihnen etwas weggenommen, so tragen sie deshalb einige Tage Trauer, und verwenden alsdann alle ihre Aufmerksamkeit auf die Rache; denn ihre Liebe zu einander verwandelt sich in Haß, wenn sie sich beleidigt finden. Niemals verzeiht ein Karaibe ein Unrecht.

Ihre Häuser, welche sie Carbeten nennen, sind von sonderbarer Gestalt: haben ungefehr sechszig Fuß in der Länge, vier und zwanzig bis fünf und zwanzig in der Breite, und beynahe die Figur einer Halle. Es giebt daselbst kleine Pfosten, welche neun Fuß aus der Erde heraus stehn, und große nach Verhältniß. Die Sparren berühren an beyden Seiten die Erde; die Latten sind von Rohr, und die Bedeckung, die so niedrig geht, als die Sparren, ist von Palmblättern. Ein Ende des Gebäudes ist ganz mit Rohr zugemacht und mit Blättern bedeckt bis auf eine Oeffnung, welche zu einer Art Küche führt. Das andere Ende ist fast ganz offen. Nicht weit von diesem Gebäude giebt es noch ein anderes, halb so großes Hauß, welches durch einen Rohrzaun in zwey Theile getheilt ist. In der ersten Kammer, welche zur Küche dient, bereiten die Weiber die Cassave: die andere Abtheilung aber ist das Schlafgemach für alle Karaibische Frauen und Kinder, die noch nicht in das

große Gebäude gelassen werden. Es ist keine andere Möbel darinn, als Körbe und Hamacken.

Auch in dem großen Karbet befindet sich keine andere Möblirung. Der Herr und die Herren seiner Söhne, welche mit auf die Jagd gehen können, haben bey ihren Hamack einen Koffer, eine Flinte, eine Pistole, einen Säbel und eine Patrontasche. Sie sind stets mit Körbemachen beschäftigt: die Weiber machen Hamacken auf dem Weberstuhle. Ferner sieht man in dem großen Karbet eine große Menge Bogen, Pfeile, Kolben, welche eigentlich an den Sparren angemacht sind. Das Esterich ist gemeiniglich von gestampfter Erde, und sehr gleich und nett.

Der Hamack der Karaiben ist besser als der übrigen Indianer ihrer, so wohl in Ansehung der Gestalt als der Nettigkeit der Arbeit. Es ist ein großes Stück von Kattunen Zeuge, sechs bis sieben Fuß lang, zwölf bis vierzehn breit, davon jedes Ende in funfzig bis fünf und funfzig Theile getheilt ist, welche an kleine Schnuren angereiht sind, die man Rabans nennt: gemeiniglich sind sie von Kattun, und werden an jedem Ende vereinigt, und einen Ring zu machen, durch den man eine viel dickere Schnure steckt, womit man den Hamack an zwey Bäume oder zwey Mauern hängt.

Alle

Alle ihre Hamacken sind roth gemalt mit Zierrathen von schwarzer Farbe. Es ist das Werk der Frauen. Ein Karaibe wäre entehrt, wenn er einen Hamack gesponnen oder gemalt hätte. Da sie noch keine Zeugmacherhandwerke haben, so dehnen sie den Faden des Eintrags auf zwey in die Erde geschlagne Pfähler, welche nach dem Verhältniß der Breite, welche sie dem Hamack geben wollen, von einander stehn. Sie werfen ihr Fadenknaul über und unter jeden Faden des Eintrags, und schlagen dieses Gewebe mit einem Stücke schweren harten Holzes, um jeden Faden in seinen gehörigen Ort zu bringen, und die Arbeit recht glatt zu machen. Die auf diese Art fabricirten Hamacken sollen stärker und glätter seyn, sich besser dehnen lassen und länger dauern, als die, welche auf dem Stuhle gemacht werden, und da sie von vier Stücken oder Enden sind, so geben sie nicht so leicht nach, weil die Naht stets stärker ist, als Gewirke.

Man hängt den Hamack so, daß man sich darauf setzen kann, wie auf einen Stuhl von einer gewissen Höhe. Wenn man sich darauf setzt, so muß man eine Hand ausbreiten, sonst schießt man einen Burzelbaum. Kopf und Füsse müssen auch nicht in grader Linie seyn; diese Lage wäre für die Lenden unbequem. Man legt sich überzwerch,

zwerch, indem die Füsse gegen eine Ecke, und der Kopf gegen die gegenstehende gestellt werden: alsdann ist er so gut, wie eine gute Matraze. Man kann sich darinn nach seiner Bequemlichkeit bewegen, sich ausstrecken, so sehr man will, und sich sogar mit der Hälfte des Hamack bedecken. Wenn man von einer Seite zur andern gehen will, so muß man zuerst seine Füsse auf die andere Ecke bringen, und indem man sich mit dem Leibe dreht, befindet man sich auf der andern Zwerchlinie. Man kann seine Betten mit sich nehmen, man schläft darauf kühler: man bedarf keiner Decken, noch Tücher, noch Kopfkissen: sie nehmen auch im Zimmer keinen Platz ein, weil man sie zusammen wickeln kann, so bald man aufsteht. Zwey eiserne Klammern sind zu deren Aufschlagen genug.

Man rühmt eine Art Körbe gar sehr, welche die Männer dieser Nation machen, und welche in Europa unter den Namen **Paniers des Karaibes** berühmt sind. Es giebt welche die drey Fuß lang und zehn bis zwanzig Zoll breit sind; und andere wiederum von zehn Zoll lang mit einer verhältnißmäßigen Breite. Die Höhe der höchsten ist nicht über acht bis zehn Zoll; und sie kömmt auf den Gebrauch an, wozu man diese Körbe bestimmt. Der Grund ist platt, die Seiten ganz grade und senkrecht.

recht. Das Oberste oder der Deckel ist von der nehmlichen Figur, als das Unterste, wo er sehr gut hineinpaßt: seine Höhe ist um ein Drittel kleiner, als die Höhe des Bodens. Diese Körbe brauchen die Karaiben zu Einschließung aller ihrer kleinen Möbeln und Putzsachen, vornehmlich auf ihren Seereisen. Sie binden sie an den Rand ihrer Piroguen, damit nichts daraus verloren geht, wenn sie von ungefehr kippen, welches bey ihren Schiffarthen sehr gewöhnlich ist.

Zur Verfertigung dieser Körbe brauchen die Karaiben Rohr und Stängel von Palmbäumen. Die Arbeiten von Rohr sind dichter und dauern länger; aber mit dem Palmbaumstängel arbeitet man leichter. Die Karaiben bemalen sie mit allerley Farben. Wenn sie die Länge und Breite bestimmt, so flechten sie entweder ihr Rohr viereckigt oder auf eine andere zierliche Art, und ihre Kunst besteht vornehmlich darinn, daß sie sie ohne die geringste Gewalt zusammenziehn. Wenn sie das Unterste des Korbs und seine Fütterung gemacht, deren Materie und Verhältnisse die nehmlichen sind, so legen sie zwischen beyden, am Feuer oder nur an der Sonne gedrocknete Rohrblätter. Dieser Boden ist so glatt und dicht, daß das Wasser gar nicht durchlaufen kann. Die Rän-

der bedecken sie mit einen Stück von Rohr oder Palmbäume, das genug breit ist, um gefüttert werden zu können, und bestechen es mit bunten Zwirn. Oben ist es wie unten. So sehr es auch auf diese Körbe regnet, und so sehr man sie mit Wasser begießt, so bleibt doch inwendig gewiß alles trocken.

Die in diesen Inseln verbreiteten Europäer machen einen großen Gebrauch davon: sie gehen nicht von einer Wohnung zur andern ohne einen Korb, in welchem sie sich ihr Geräthe durch einen Neger tragen lassen. Die Karaiben vertauschen sie für Messer, Beile, Glaskorallen, europäische Zeuge und vornehmlich Branntweine. Die Reisenden beobachten, daß die Karaiben oft eine sehr lange Reise zu einer Jahrszeit unternehmen, wo das Meer sehr gefährlich ist, in der einzigen Absicht, eine Lumperey, ein Messer oder Glasstückchen zu kaufen, und für das, was sie verlangen, alles was sie mitgebracht, geben; allein setzten sie hinzu, diese Leute gäben nicht das Geringste für ein ganzes Waarenlager, wenn sie davon nichts nöthig haben. Außer ihren Körben bringen sie auch den Europäern Papageye, Eidexen, Federvieh, Schweine, Ananas, Bananen und verschiedene Arten Muscheln. Ihre Art, die Papageye zu fangen, ist sehr sinnreich. Sie beobachten die Bäume,

auf welche sie sich setzen, und tragen an den Fuß desselben in der Nacht glüende Kohlen, auf welche sie Gummi und grünen Püment streuen. Der davon aufsteigende Rauch betäubt sie, daß sie davon herunterfallen. Sie heben sie auf, binden ihnen Füsse und Flügel, und bringen sie wieder zu sich, indem sie ihnen Wasser über den Kopf gießen. Um sie zahm zu machen, lassen sie sie einige Tage hungern und weisen ihnen nur das Essen. Sie machen sie dadurch nicht allein zahm, sondern lehren sie auch so leicht reden, als diejenigen, die sie jung fangen. Labat versichert, den Karaiben gefiele die Anzahl mehr, als die Gattung, das heißt, sie zögen zwey geprägte Sous einem Louisd'or vor. In den Rechnungen, welche man mit ihnen macht, legt man ihnen alle Sous Stück für Stück aus, welche die einzige Münze sind, die diese Barbaren kennen. Wenn sie einen langen Faden sehn, so lachen sie und freuen sich darüber, wie Kinder. Was man von ihnen kauft, muß man ihnen sorgfältig aus ihren Augen bringen und wegnehmen, sonst nehmen sie es wieder, und wollen das, was man ihnen gegeben, nicht ersetzen. Wenn sie ihre Waare wieder fordern, nachdem man sie eingeschlossen, so muß man nur thun, als wenn man sie nicht hörte.

Eben dieser Reisende bemerkt, daß zwischen ihnen und den Negern eine unglaubliche Antipathie herrsche. Diese beyden Gattungen von Menschen glauben eine über der andern erhaben zu seyn, und sehen sich mit Verachtung an. Die Neger, welche Christen sind, geben den Karaiben, die es nicht sind, keinen andern Namen, als Wilde, welches die Karaiben mit Widerwillen hören, und darüber oft auf das äußerste aufgebracht werden.

Alle Versuche, welche man zu ihrem Unterrichte und zur Annehmung des Christenthums gemacht, sind umsonst gewesen. Es gab auf ihren Inseln oft eifrige Missionarien, welche ihre Sprache erlernt, und zu ihrer Bekehrung alles angewendet, ohne damit glücklich seyn zu können. Sie tauften zwar einige, aber sie nahmen bald ihren alten Aberglauben wieder an.

Diese Wilden werden für äußerst gleichgültig gegen alles überhaupt gehalten, ausgenommen gegen ihre Frauen. Sie treiben die Eifersucht so weit, daß sie sie bey dem geringsten Argwohne tödten. Ihre Leidenschaft für den Branntewein ist so stark, daß sie alles, was sie besitzen, dafür geben.

Religion. Sie haben eine Art Ehrfurcht gegen die Sonne und den Mond; aber deshalb nicht einen Gottesdienst. Niemals hat

1909

man

man bey ihnen Tempel und Altäre gesehn. Sie haben einen Begriff von einem höchsten Wesen; allein sie glauben, es genösse sein Glück in Ruhe, und wäre auf der Menschen Handlungen so wenig aufmerksam, daß es sich nicht einmal an denen, die es beleidigten, sich zu rächen dächte. Sie lassen zweyerley Geister zu, gute, wovon jeder Mensch einen zum Führer hat; und böse, welche ohne eine beständige Wohnung sind, in der Nacht die Luft durchwandern, und nur zu schaden suchen. Diese Empfindung einer obersten Macht ist mit so viel kindischen Ideen verknüpft, daß man darinn gar nichts vernünftiges bemerkt. Den guten Geistern opfern sie Kassave und Tabaksrauch. Sie rufen sie an zu Heilung ihrer Krankheiten, zum glücklichen Fortgang ihrer Unternehmungen und ihrer Rache.

Ihre Priester oder ihre Wahrsager, welche sie Boyes nennen, haben ihre besondere Gottheit, deren Macht sie rühmen, und versprechen wider die Mayabes, welches die bösen Geister sind, Beystand. Du Tertre sagt, diese Gottheiten wären baumwollne Affengesichter. Er setzt hinzu, Herr Du Parquet, Generallieutenant Seiner Majestät zu Martinik, fand in den Hölen baumwollne Götzen in Gestalt der Menschen, und die Karaiben wagten es nicht hinein-

hineinzugehen. Er ließ sie wegbringen, in eine Küste legen, die er dem Kapitain von St. Malo gab, der sie dem Herzog von Orleans mit einem Schreiben an diesen Prinz überreichen sollte. Der Kapitain ward durch eine Fregatte von St. Sebastian gefangen genommen und nach Spanien geführt, wo man die Götzen fand. Man setzte ihn in die Inquisition, und man hätte ihn als einen Hexenmeister verbrennt, wenn die Briefe des Herrn du Parquet an den Herzog von Orleans nicht seine Unschuld bewiesen hätten.

Ihr Begriff von der Seelen.

Die Karaiben geben vor, jeder Mensch habe in seinem Leibe eben so viel Seelen als so vielmal seine Pulsadern schlügen. Die erste ist im Herzen, von da sie sich nach dem Himmel begiebt, wenn der Mensch tod ist, unter Begleitung eines guten Geistes, der ihr im Leben zum Begleiter gedient hat. Daselbst genießt sie eines Glücks, das sie mit dem größten, welches man auf Erden genießen kann, vergleichen. Die andern Seelen verbreiten sich in die Luft; einige über das Meer, wo sie die Schiffbrüche verursachen; andere über Erde und Wälder, wo sie alles mögliche Unheil anrichten. Man sieht daraus, daß sie die Seele des Herzens für das Principium alles Guten, was der Mensch thut, halten, und die andern für die Quelle aller Laster und Uebelthaten.

Die

Die Regierung der Karaiben ist eben so barbarisch, als ihre Gebräuche und ihre Religion. In jeder Insel haben sie Hauptleute, welche gemeiniglich Häupter zahlreicher Familien sind: ihr Ansehn wird nur im Kriege erkannt. Von ihnen haben die Spanier das Wort Kazike genommen, um einen König zu bezeichnen, und ihn in alle ihre Kolonien gebracht. Die Engländer versichern, daß diese Wilden deren noch haben, und aus ihnen zur Kriegeszeit ihren Feldherrn wählen. Nur Herzhaftigkeit führt zur Würde eines Kaziken. Der, welcher zum Feldherrn erkieset worden, befiehlt die Kriegszurüstungen, versammlet den Rath, und hat allenthalben den Vorsitz: aber es ist nichts beständiges bey einer Nation, wo weder Gesetze noch festgesetzte Macht zur Behauptung der Gebräuche sind. Regierung.

Die Waffen der Karaiben sind gemeiniglich Bogen, Pfeile, eine Keule, welche sie Buton nennen, und ein Messer, welches sie im Gürtel tragen. Ihre Freude ist äußerst groß, wenn sie sich eine Flinte schaffen können; aber sie verderben sie gar bald. Mit dem zu starken Laden zersprengen sie sie, oder verderben den Lauf durch das zu ofte an- und abschäften, und vergessen darüber wie die Stücken zusammen gewesen sind: sie werden dann ungeduldig, Waffen, Kriege.

und

und werfen es weg, ohne weiter daran zu denken. Ihre Bogen haben ungefehr sechs Fuß in der Länge, und neun bis zehn im Durchschnitte. Die beyden Ende sind ganz rund, und es sind daran zwey Kerben, woran die Senne gebunden. Von den beyden Enden wird der Bogen immer dicker bis an die Mitte, die von außen eyrund und von inwendig platt ist. An dem Orte, der den Pfeil trägt, ist sein Durchschnitt anderthalb Zoll. Der Bogen ist gemeiniglich von grünem Holze; sie wählen dazu meistens ein dichtes, starkes und grades Stück. Sie bearbeiten ihn zierlich, seit dem Umgange mit den Europäern, und statt der Kieselsteine, die sie sonst oben an die Spitzen ihrer Pfeile machten, bedienen sie sich des Eisens. Die Senne ist stets längst dem Bogen gespannt, der grade und ohne Krümmung ist: sie ist von indianischen Hanfe oder Karatas, und hat zwey bis drey Linien im Durchschnitte. Ihre Pfeile sind von den Blüthenstengeln des Rohrs. Sie haben ungefehr viertehalb Fuß in der Länge, die Spitze mitgerechnet, welche eingefuget und mit baumwollnen Fäden sehr feste zugebunden ist. Wenn ihnen das Eisen fehlt, so machen sie die Spitze aus grünen sieben bis acht Zoll langen Holze in gleicher Dicke mit der des Rohrs an dem Orte ihrer Zusammenfügung: sie wird bis an das Ende immer

dün-

dünner. Sie ist ganz klein gekerbt, wodurch sie kleine Dornen bekömmt; aber diese Kerben sind so geschnitten, daß die Pfeile in einen Körper leicht dringen, aber wenn man sie herausziehen will, die Wunde sehr erweitern. Um das Holz härter, als es von Natur ist, zu machen, legen es die Karaiben in heisse Asche, die es nach und nach trocknet und vollends ihre Poren zuschließt.

Selten zieren diese Wilden ihre Pfeile mit Blumen: die, deren sie sich im Kriege bedienen, vergiften sie. Zu diesem Ende schneiden sie in die Rinde von einem Baume, der Mancanilla heißt, legen die Spitzen der Pfeile in den Einschnitt, bis daß sie von der klebrigen Milch dieses Baums durchbeitzet sind; sie lassen sie hernach trocknen und bewahren sie, bis sie Gelegenheit haben, sich derselben zu bedienen. Dieser Gift ist so durchdringend, daß, um ihm seine Kraft zu benehmen, man die Spitzen in glüende Asche legen, und nach und nach alle Dornen mit einem Stück Glas schaben muß: hernach legt man sie wieder ins Feuer; und ungeachtet aller dieser Sorgfalt benimmt man ihnen doch nicht allen Gift.

Die Pfeile, welche die Wilden gegen die Papageyen, Holztauben, Rebhüner, Mansfeins, welches Raubvögel sind, und

eine Menge anderer gebrauchen, haben eine glatte Spitze ohne Dornen. Sie sind niemals vergiftet. Die zu den kleinen Vögeln dienen, haben am Ende ein Knäulchen, wie an den Rappieren ist, wodurch sie getödet aber nicht durchlöchert werden. Die Pfeile, welche sie zur Erlegung der Fische in den Flüssen brauchen, sind von Holze und haben eine sehr lange Spitze.

Der Buton ist eine Art Keule, ungefehr viertehalb Fuß lang, platt, in seiner ganzen Länge zwey Zoll dick, ausgenommen am Handgriffe, wo er etwas dünner ist. Er ist von sehr harten Holze und wie Fischgräte ausgeschnitten. Auf der breitesten Seite schneiden sie verschiedne Zierrathen ein, und bemalen die Kerben mit verschiednen Farben. Ein Schlag mit dieser Keule zerschlägt ein Bein, einen Arm und spaltet den Kopf. Dieses Gewehrs bedienen sie sich mit großer Geschicklichkeit und Stärke. Wenn sie keine andere Waffen als den Pfeil haben, so machen sie zwey Einschnitte an den Ort, wo die Spitze in das Rohr gefügt ist. Fährt sie nun in den Körper, so bricht sie ab, und das was nicht in dem Körper ist, fällt so gleich zur Erde, und die vergiftete Spitze bleibt länger in der Wunde. Man muß sie oft durch die gegenüberstehende Seite herausziehen.

Die

Die Kinder haben nach ihrer Größe und Stärke verhältnißmäßige Bogen und Butons. Sie üben sich damit von Jugend auf, und schießen mit den ersten nach den Vögeln, ohne fast einmal zu fehlen.

Wenn die Karaiben auf die See zu Kriegsverrichtungen ausgehn, so nehmen sie nur ein bis zwey Weiber in ihre Pirogue, um die Kassave zu machen und sie mit Rucu zu reiben; wenn sie aber eine Reise zur Lust und um Geschäfte willen thun, so haben sie alle ihre Weiber und Kinder bey sich, wie auch ihre Hamaken und Wirthschaftsgeräthe.

Ihre Pirogues.

Die Pirogue der Karaiben kann neun und zwanzig Fuß in der Länge haben, und bey der Mitte fünftehalb in der Breite; aber an beyden Enden geht sie spitzig zu, die funfzehn bis zwanzig Zoll höher sind, als die Mitte. Sie ist in neun Breter oder Bänke getheilt. Hinter jeder Bank, acht Zoll davon, sind Stäbe, so dick wie ein Arm, deren Spitzen in die Seiten der Pirogue gefügt sind, wodurch alles gleich fest gehalten wird, und die, welche auf den Bänken sitzen, eine Stütze haben. Die Höhe des Rands ist mit vielen Löchern durchbohrt, worinn große Seile angemacht sind, mit welchen das Gebäcke angebunden wird.

Die Wilden haben noch eine andere Art Schiffgefäß, welches sie Bacassa nen-

Bacassa.

nen. Es kann zwey und vierzig Fuß in der Länge und sechszehn in der Breite haben. Das Vordertheil ist erhaben und spitzig, beynahe wie an den Piroguen; das hintere aber platt mit einem gemeiniglich sehr schlecht ausgeschnitzten Menschenkopfe: aber er ist weiß, schwarz und roth gemalt. Es giebt darinn Bänke, wie in den Piroguen. Diese beyden Arten Schiffe sind ohne Steuerruder. Ein Karaibe setzt sich hinten und regiert das Schiff mit einer Art Ruder, die man Pagalle nennt. Sie hat die Form einer Backofenschaufel, und ist fünf bis sechs Fuß lang. Die Wilden machen daran Zierrathen. Der Heft hat gemeiniglich geschwärzte Streifen, und das, was die Schaufel ausmacht, ist eine Art eines halben Monds. Am Ende des Griffs ist ein kleines Querholz von sechs bis sieben Zoll lang, um der flachen Hand zur Stütze zu dienen. Je geschwinder man gehen will, desto mehr Pagallen braucht man. Die Seeräuber haben von den Karaiben den Gebrauch dieser Art Ruder gelernt, und gebrauchen sie in der Nacht, um in die Häfen, Rheeden und in alle Orten einzufahren, wo sie merken, daß das Glück von dem Ueberfall abhängt.

Die Piroguen haben gemeiniglich zwey Masten und zwey viereckigte Segel. Die Bacassen haben drey Masten und kleine Ober-

Obermasten. Zum Beweise der Fertigkeit der Karaiben auf dem Meere erzehlt Labat dieses Faktum. Sie waren an einem sehr beschwerlichen Ort angelandet, und bey ihrer Abfahrt war das Meer sehr groß. Sie legten alle ihr Gepäcke in das Schiff, und jedes wurde mit den Seilen angebunden, die in den Löchern des obern Schiffrands sich befanden. Sie stießen hernach das Schiff auf Steinen, die sie abschüßig gelegt hatten bis an den Ort, wo die große Meereswoge sich endigte. Die Weiber und Kinder giengen an Bord und setzten sich mitten hinein. Die Männer stellten sich längst dem Seilwerke von außen, jeder einer Bank gegen über, wo er sitzen mußte, und die Pagallen wurden an der Seite jedes Orts gestellt. In dieser Stellung erwarteten sie bis die größten Wellen sich gegen das Land gebrochen hatten. Als der Steuermann glaubte, daß es Zeit sey, abzufahren, so erhob er ein Geschrey. Alsbald wendeten alle diejenigen, welche zu den beyden Seiten des Schiffes waren, alle ihre Kräfte an, um es in die See zu bringen: sie sprangen hinein und ergriffen die Pagallen, so wie sie hinein waren. Der, welcher steuern sollte, sprung zuletzt hinein. Alle fiengen an mit solchen Kräften zu rudern, daß das Schiff bald den größten Wogen widerstund. Doch machten diese Wogen Wasserberge, die das Schiff ie-

den Augenblick auf die Seite zu werfen drohten. Ihr Steuermann stund hinten und wich mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit den Stößen der größten Meereswogen aus, indem er sich immer quer hielt. Daher geschah es, daß in dem Augenblicke, da die Pirogue an die Seite der Welle anpralite, sie sich neigte, bis sie in die Höhe kam und ihre gehörige Richtung wieder erlangte; aber in dem Augenblicke verschwand sie und sank von der andern Seite herunter. Sie kam aber bald wieder hervor und man sah das Vordertheil ganz in der Luft, als sie anfieng auf eine andere Woge zu prallen. Man hielt sie für ganz grade, bis sie den Rücken der zweyten Woge erreicht hatte, da es schien, als wenn sie nur auf der Mitte ihres Grunds schiffte, und ihre beyden Enden in der Luft wären. Das Vordertheil versank hernach, und schien unterzugehn, in dem es das ganze Hintertheil und ein Viertel des Bodens bedeckt ließ. Das Schiff kam endlich auf das ofne Meer, wo es viel stiller war, weil die großen Wellen nur zwey hundert Schritte von der Küste anfangen.

Labat sagt, daß das Meer in diesen Gegenden stets sieben Wogen macht, welche sich am Lande mit einer graußlichen Wuth brechen. Die drey letzten Wogen sind die größten. Wenn sie sich gebrochen haben,

haben, erfolgt eine kleine Stille; aber sie dauert nicht lange. Die Wellen kommen mit neuer Wuth und größer, bis daß die siebende sich gebrochen hat. Diese sonderbare Bewegung des Meers ist nur bey den amerikanischen Inseln. Labat sagt, diese Erfahrung verdiene alle Aufmerksamkeit der Naturkundiger und wiederholte Beobachtungen könnten uns auf die Ursache davon bringen.

Das Heyrathen, Begraben, Tanzen und die Feste der Karaiben sind beynahe eben so wie bey den übrigen Wilden von Amerika. Sie sollen ihre Feinde nur in der ersten Hitze ihres Sieges essen. Sie behandeln die Fremden mit Menschlichkeit, die auf ihre Inseln kommen, selbst die Gefangenen, die sie ohne Widerstand bekommen: gegen Weiber und Kinder bezeugen sie viel Sanftmuth. Die Furcht, daß sie die Europäer von den noch ihnen gebliebnen Inseln, wie sie sie von den übrigen andern vertrieben, verjagen möchten, ist Ursache, daß sie an ihren Küsten kleine Observations-Korps halten, um die sich nahenden fremden Barken zu entdecken. Sie kundschaften sie auch eiligst mit einigen ihren Nachen aus. Halten sie sie für feindlich, so versammlen sie sich gleich zu Vertheidigung ihres Lands: aber nie in regelmäßigen Haufen. Sie stellen listige Hin-

terhalte, aus denen sie mit Wuth hervorbrechen, indem sie einen Hagel Pfeile über sie regnen lassen und ihre Butons mit eben der Wuth brauchen. Finden sie einen Widerstand, der sie an einem glücklichen Ausgange zweifeln läßt, so nehmen sie die Flucht nach den Felsen und Wäldern zu; einige stürzen sich so gar ins Meer, und tauchen zwey bis drey hundert Schritt vom Ufer ins Wasser. Sie versammlen sich nicht eher, als bis sie sich an der Anzahl verdoppelt haben; allein man versichert, ihre ganze Nation soll nicht im Stande seyn, mehr als funfzehn hundert Mann unter die Waffen zu stellen.

Sie sollen, als sie in einem Ueberfalle, den sie thaten, viele junge Engländer beyderley Geschlechts aufhuben, sie sehr menschlich behandelt haben; aber sie erzogen sie in ihren Gebräuchen, und diese bekamen eine solche Fertigkeit darinn, daß sie in der Insel St. Vincent, wo sie hingebracht wurden, vermischte Geschlechter hervor gebracht haben, welche man von den ächten Karaiben an der blonden Farbe ihrer Haare unterscheidet.

Neun-

Neunter Artikel.

Naturgeschichte der Antillen.

Da die Antillen jenseits des Wendezirkels vom Krebs liegen, so gehören sie zu dem heissen Erdgürtel: in diesem Theil der Erdkugel kennt man nur zwey Jahreszeiten, Sommer und Winter; weiß von Frühling und Herbste gar nichts. Man verspürt wenigstens nichts von denen Wirkungen daselbst, die diese Jahreszeiten in Europa hervorzubringen pflegen. Selbst der dasige Winter und Sommer ist von den unsrigen sehr verschieden. Wenn sich die Sonne von der Linie entfernt und nach dem Wendezirkel des Steinbocks sich hinwendet, so ist die Luft daselbst fast ganz unbewölkt, und von aufsteigenden Dünsten sieht man alsdann gar wenig; dieß währt so lange, bis sie sich wieder diesseits der Linie befindet, das heißt vom November bis zum Aprill. Die Luft ist zu dieser Zeit so heiter, so rein, daß man mit unverwandtem Auge die Sonne kann auf- und untergehn sehn, und den Mond an Einem Tage im letzten und im ersten Viertel. Die Tage sind warm und die Nächte von verhältnißmäßiger Kälte. Wenn die Sonnenhitze die Schweißlöcher von alle demjenigen öfnet, was sich unter ihr befindet, so zieht der Nachtfrost die Luft zusammen, verdickt sie, und läßt sie in einem sehr dich-

ten Rauch niederfallen. Da nun dieser alle Schweißlöcher offen findet, so zieht er sich da herein, und daher kömmts eben, daß alle die Körper so leicht angesteckt werden, die sich unter dem heissen Erdengürtel befinden. Daher entsteht eben die Menge Ungeziefer, die diesen Inseln eine Hauptbeschwerde verursachen; daher rosten die Degen in den Scheiden an, und die Uhren in den Taschen.

Während der Jahreszeit, die man dort Sommer nennt, regents fast gar nicht auf dem platten Lande, und wegen dieser Dürre fällt das Laub von den Bäumen, vertrocknet das Gras und verwelken die Blumen; und gäb es dort nicht Bäume, deren Blätter gegen die rauhste Jahreszeit ausdauerten, so würde das Land so traurig und öde aussehn, wie unsre Europäischen Provinzen im härtesten Winter. Die Insekten und Amphibien verbergen sich in holen Bäumen, unter Felsen und in Abgründen, um Feuchtigkeiten zu finden, wovon sie leben müssen. Auch den Einwohnern fällts hart, sich zu erhalten, und bekämen sie nicht Erfrischungsmittel aus Europa, so müßten sie sich lediglich mit ihrem Maiz behelfen. Der Westwind, der zu dieser Jahreszeit nicht so heftig ist, wie im Winter, lindert ihnen die gewaltige Hitze ein wenig.

Wenn die Sonne wiederum über die Linie ist, und sich dem Wendezirkel des Krebses zu nähern beginnet, so ziehn ihre mehr grad herabfallenden Strahlen aus dem Meere und allen umliegenden sumpfichten Gegenden eine unendliche Menge Dünste an sich, woraus die fürchterlichsten Gewitter entstehen. Wenn sie aufhören, fällt Regenwetter ein, das acht, zehn, manchmal so gar vierzehn Tage hintereinander anhält. Dieß Regenwetter erkältet die Luft und die Erde, und darum nennt man diese Jahreszeit **Winter**. Während sieben Monaten geht kaum eine Woche ohne Regen vorbey. Außer andern Unannehmlichkeiten bringt diese Witterung Fieber, Schnupfen, Zahnweh, Eiter und Beulen mit sich. Man sieht auf allen diesen Inseln nichts als Krankheiten. Dieser Winter bringt ganz andre Wirkungen hervor, als der Europäische. Nach dem ersten Regen bekommen die Bäume alle ihr Laub wieder, und treiben Knospen; Wohlgeruch duftet aus allen Wäldern; mit einem Wort, der Erdboden verschönert sich ringsum. Das Wild kömmt von den Bergen, die Schaalenthiere werfen ihre Schaalen ab, und alles Gewürme bekömmt eine neue Haut; die Fische, die sich ins ofne Meer begeben hatten, kommen wieder an den Strand, gehn in die Flüsse, und scheinen den Fischern ins Garn schwimmen zu wollen.

wollen. Der Schildkröten wird jetzt eine so ungeheure Menge ausgebrütet, daß man sich davon nähren, und noch davon auf die dürren Zeiten einsammeln kann.

Was die Naturprodukte anbelangt, so sind das eben diejenigen, die man auf dem festen Lande von dem in gleicher Breite liegenden Amerika antrift; sonach verweisen wir unsern Leser dahin, und wollen uns nur hier bey denen Produkten verweilen, die entweder wegen ihrer Pflege, oder wegen irgend einer besondern Eigenschaft ein unterscheidendes Merkmal zu tragen scheinen, als da sind der Zucker, der Kakao und einige andre Kaufmannswaaren, mit welchen allen ein ansehnlicher Handel getrieben wird.

Amerikanischer Zucker.

In der Beschreibung, die wir vom Zucker geben wollen, wollen wir uns nach Labat richten. Der Zucker ist der Saft aus einem Rohre oder Schilfe. Wenn er geläutert, gekocht, gebleicht und getrocknet worden, kann man ihn verführen wohin man will, so lange man keine Nässe dazu kommen läßt. Geschicht das, so schmilzt er, wie leicht zu erachten. Wegen seiner Süßigkeit könnte man ihn ein süßes Salz nennen. Manche Schrifsteller haben geglaubt, er entspränge in Ostindien, allein die mehresten Reisenden versichern, er käme wirklich aus Amerika.

Dar-

Darinn stimmen sie aber gleichwohl mit einander überein, daß die Kunst den Saft aus diesem Rohre zu ziehn, sich aus Ostindien herschreibt. Die Spanier und Portugiesen machten Zucker in Neuspanien und Brasilien, schon lange, ehe die andern Europäer sich in den Antillischen Inseln niedergelassen hatten. Höher kann man aber ihr Zuckersieden nicht heraufsetzen als in das Jahr 1580. Vor dieser Zeit beschäftigten sie sich blos das Land zu erobern, Goldbergwerke aufzusuchen, Perlen zu fischen und Tabak zu pflanzen. Nach den Tabakspflanzungen kamen sie erst auf den Zuckerbau. Da der Tabak dem Erdboden, wo er steht, allen Saft benimmt, so mußte man neues Land urbar machen, um ihn dahin zu pflanzen, und der Boden, den er ganz mager gemacht hatte, wurde zum Anbau der Zuckerröhre gebraucht. Die Franzosen und Engländer dachten anfänglich auf weiter nichts als Tabak, Indigo und Kattun anzubauen. Im Jahre 1643. fiengen die Engländer zu St. Christophers und Barbados an Zucker zu machen; nicht lange, so äften die Franzosen aus der ersten dieser beyden Inseln ihnen nach.

Die Güte des Zuckerrohrs hängt von dem Boden ab, worauf es steht, von der Vertheilung von seiner Reife und seinem Alter.

Die

Die Blätter dieser Pflanze sind lang und schmal, eine einzige Nerve theilt sie in der Mitte: sie sind scharf auf beyden Seiten und wie mit kleinen Stacheln besät, die die Haut aufritzen, wenn man sie verkehrt angreift. Gemeiniglich sitzen die Blätter ganz oben an der Spitze des Rohrs. Diejenigen Blätter, die an den verschiednen Knoten hervorbrechen, wo das Rohr im Wachsthum ist stehn geblieben, fallen ab, so bald er mehr in die Höhe treibt. Sitzen viele Blätter an den Knoten, so schließt man, daß das Rohr schlecht ist, oder wenigstens noch nicht reif. An einem guten Zuckerrohr sitzen oberwärts nur sieben oder acht Blätter.

Gute Röhre sind sieben bis acht Fuß lang, haben fünf bis sechs Linien im Durchschnitt, sind sehr gelb, haben eine glatte, trockne, und leichtbrechende Haut, und wiegen viel. Ihr Mark ist grau, ein wenig braun; ihr Saft süß, klebrig und wie ein wenig gekocht; sie sind reichhaltig, und geben einen schönen Zucker.

Der Boden, der dergleichen Röhre trägt, ist leicht und tief; muß abschüßig seyn, damit das Regenwasser darauf nicht stehn bleibt, und die Sonne muß den ganzen Tag drauf liegen. Ein fettes und starkes Erdreich bringt große und dicke Röhre hervor, deren Saft wässricht und wenig

zuck-

zuckricht ist. Diesen Saft kann man wegen seiner Dicke nur mit großer Mühe läutern und kochen. Der Zucker, den man daraus bekömmt ist weichlich, wenig körnricht, und schlägt sehr leicht um; wird zu Marmelade, oder zu Asche. Derjenige Erdboden, wo die Wurzeln des Rohrs Tufstein oder felsichten Grund berühren, trägt nur kleine, über und über knotichte Röhre, die nicht lange dauern, weil ihre Wurzel trocken ist. Plattes und sumpfichtes Land, das mit dem Boden des Meers einerley Höhe hat, erzeugt schöne lange und schwere Rohrstäbe; da aber dergleichen Land jederzeit sehr viel Salz und Salpeter hat, so theilt es diesen Fehler den Röhren mit, und daher wird ihr Saft niemals recht weiß. Das rothe und feste Erdreich zeugt lange Zuckerröhre, deren Saft ziemlich nach Zucker schmeckt, wenn man sie in der guten Jahreszeit abschneidet, das heißt, vom Anfange des Jenners bis zum Ende des Julii. Der Stamm kann zwanzig, dreyßig Jahr dauern, ohne daß man ihn verpflanzen darf. Das Land, wo viel Waldungen drauf seyn, oder das auf Bergen liegt, ist häufig dem Regen und großen Thau ausgesetzt, und starken Nachtfrösten, und da es von den Sonnenstrahlen fast gar nicht erwärmt wird, so bringt es nichts als sehr wasserreiche Röhre hervor, deren Saft dick ist, und sich nicht

gut

gut kochen läßt. Das neue Land, das will sagen, das noch nie bepflanzt und besäet worden, und worinn man die Zuckerstäbe setzt, so bald es ist urbar gemacht worden, erzeuget dicke und saftreiche Röhre in Menge; allein der Saft davon ist dick, roh, wenig zuckricht und schwer zu kochen. Um sie benutzen zu können, schneidet man sie ab, wenn sie ein halb Jahr alt sind, legt bey Seite, was wieder gepflanzt werden soll, sengt die Stoppeln ab, weil deren Verfaulen die Fettigkeit des Bodens nur noch vermehren würde. Vier Monate drauf geben die Sprößlinge einen vollkommen guten Saft.

Ehe man die Röhre pflanzt, wird der Boden sorgfältig gereinigt; alles Unkraut ausgejähtet; die Stoppen aus dem weichen Holze verbrannt. Ist der Boden eben und sanftabschüßig, so theilt man ihn in Vierecke jedes von hundert Schritten, wozwischen man einen Steg zum Durchgehn läßt. Diese Abtheilungen dienen auch dazu, daß das Feuer, das in einem von diesen Vierecken entstehn könnte, nicht weiter um sich greifen kann, und daß der Herr gar leicht mit einem Blick übersehen kann, ob er von den Arbeitern betrogen wird.

Wenn ein Stück Land dermassen ist abgetheilt worden, so mißt man es mit einer Schnur ab, um die Zuckerröhre in graden

Linien

Linien zu pflanzen. Sie stehen näher und weiter ab, je nachdem der Boden gut ist. Ist der ganze Boden gleich gut, so läßt man von einer Reihe bis zur andern viertehalb Fuß Zwischenraum. Auf die Art kann man weit leichter jähten, weit leichter die Schlangen von weiten entdecken, von denen es in diesen Inseln wimmelt, besonders in Martinik, und die Arbeit der Schwarzen weit leichter übersehn.

Um die Zuckerröhre zu pflanzen, macht man Gräben von funfzehn bis zwanzig Zoll lang, vier bis fünfe breit, und sieben bis achte tief. In einen jeden steckt man zwey Enden Rohr funfzehn bis achtzehn Zoll lang, und richtet es so ein, daß die beyden untersten Enden einander berühren, und die beyden Spitzen auf beyden Seiten des Grabens ungefehr drey Zoll hoch herausragen; man füllt hernach wiederum den Graben mit der Erde, die man ausgegraben, um ihn zu machen. Die Enden Zuckerrohr die man pflanzt, müssen an der Spitze der Pflanze ein wenig unterhalb den Blättern ausgeschnitten werden. Je mehr Knoten sie haben, je mehr Schößlinge treiben sie; außerdem kommen sie schneller fort. Die beste Pflanzzeit für sie ist das Regenwetter. Weil alsdann die Erde lauter Wasser in sich geschluckt hat, so können die Wurzeln und Keime sich oh-

ne alle Schwierigkeit hereinsenken. Die Feuchtigkeit giebt ihnen Wachsthum und alle die Nahrung, die sie brauchen. Bey trockner Witterung zieht die Erde allen Saft der Pflanze an sich.

Die Blüthe des Zuckerrohrs ist weiter nichts als ein Büschel von kleinen Fäserchen, deren äußerste Enden mit einer kleinen grauen und weißlichen Wolle bedeckt sind, indem sie sich öfnen, formiren sie einen umgekehrten Federbusch. Diese Blüthe treibt, öfnet sich und fällt ab, und das alles binnen achtzehn bis zwanzig Tagen. Alsdann hört das Rohr auf in der Länge und Dicke zu wachsen. Zwey Monathe drauf muß mans abschneiden, oder aber es legt sich auf die Erde und treibt daselbst Fasern, die Wurzel fassen und eine Menge Schößlinge treiben. Was die Zuckermühlen anbelangt, darüber sehe man den Labat nach. Dieser hat sich unter allen Reisebeschreibern am meisten hierüber ausgelassen.

Ruku. Der Ruku ist in den Antillischen Inseln sehr häufig anzutreffen. Es ist eine rothe Farbe deren man sich bedient, um Wolle, die man roth, blau, gelb oder grün färbt, die erste Farbe zu geben. Sie entsteht aus einem rothen Häutchen, das kleine weiße und runde Körner in sich schließt, womit die Frucht des Rukubaums

ange=

angefüllt ist. Dieser Baum ist einheimisch; man trift ihn in ganz Amerika. Er ist so groß wie der Pflaumenbaum, aber weit dichtbelaubter. Seine Rinde ist röthlich; seine Blätter sind ziemlich groß, stark, hart, und dunkelgrün. Zweymal des Jahres trägt er fleischfarbne Blüthe, wie Sträusser, die den wilden Rosen sehr ähnlich sind. Sie bringt Hülsen hervor mit Stacheln versehn, wie die Kastanien, aber viel kleiner und voller Körner, die mit den Koriander-körnern ziemlichermassen Aehnlichkeit haben, bedeckt mit einem Inkarnathäutchen, das von dem Korne, welches es umgiebt, sehr schwer abzulösen ist; so bald die Haut abgestreift ist, ist das Korn ganz weiß.

Dieß Häutchen zerquetscht und gekocht, bringt die Farbe hervor, die man Ruku nennt. Wenn sich die Schlaube aufthut, so merkt man, daß das Saamenkorn reif ist, und seine Farbe hat. Es ist hinlänglich, wenn eine oder zwey offen seyn, um den ganzen Strauß abzupflücken, der gemeiniglich acht oder zehn enthält; manchmal auch mehr, je nachdem der Boden gut ist. Die gesammelten Saamenkörner wirft man in große hölzerne Tröge voll Wasser, läßt sie sieben oder acht Tage liegen, bis das Wasser anfängt zu gähren; alsdann rührt man sie mit großen hölzer-

nen Spateln tüchtig untereinander; stampft sie darauf mit hölzernen Stämpfeln, damit das rothe Häutchen abgeht; schüttet das alles in eine Art von Sieb mit ziemlich engen Löchern, damit nichts von den Körnern durchfällt. Das Wasser, was von ihnen kömmt, ist dick, röthlich und sehr übel riechend. Man läßt's in Kesseln sieden, schäumt's ab, und schüttet es weg, so bald es nicht mehr schäumt. Den Schaum, den man sorgfältig aufgehoben, läßt man aufsieden, und rührt ihn in Einem fort, damit er sich nicht an den Kessel anhängt. So bald er anfängt, sich selbst vom Spatel loszumachen, merkt man, daß er genug gekocht hat. Man macht daraus Päcke, jedes zu zwey oder drey Pfund, und schlägts in Rohrblätter die über dem Feuer getrocknet worden.

Tabak. Der Tabak macht einen beträchtlichen Zweig des Antillischen Handels aus. Es giebt daselbst vier Gattungen, die man nach der Gestalt ihrer Blätter unterscheidet. Sie blühen und tragen alle ihren Kern, der zur Fortpflanzung gleich geschickt ist. Jedwede Sorte vermehrt sich von sich selbst, schlägt auch nicht uni, es müßte denn der Boden, worinn sie gesät oder verpflanzt worden, untauglich seyn.

Die erste Gattung ist der grüne Tabak, oder Petun, von den Einwohnern

der große Petun genannt, der seinen Namen der Größe seiner Blätter zu verdanken hat. Sie sind gemeiniglich vier, fünf und zwanzig Zoll lang und zwölfe bis vierzehn breit; dick, fleischicht, wollicht, geschmeidig, und von einer treflichen grünen Farbe, da sie aber zart und saftvoll sind, so nehmen sie beym Trocknen sehr ab.

Die zweyte Sorte, die man Zungentabak nennt, hat beynahe eben so lange Blätter wie der vorige, ihre Breite beläuft sich aber nur auf sieben oder acht Zoll. Die Aehnlichkeit, die sie mit einer Ochsenzunge haben, ist Ursach, daß man diesen Tabak Zungentabak genannt hat. Sie sind fleischicht, dicht, stark und dick, allein weniger saftreich als die Blätter vom großen Petun, und daher schrumpfen sie beym Trocknen weniger ein, und erhalten sich besser. Diese Gattung Tabak wird in den Windinseln, das heißt, zu Martinik, Guadaluppe, Marigalante, St. Christopher, Barbados u. s. w. am meisten angebaut.

Die dritte Sorte ist der Amazonentabak, deshalb so genannt, weil die Saamenkörner unfern des großen Flusses herkommen, der der Amazonenfluß genannt wird. Seine Blätter sind so lang wie die Blätter der beyden vorigen Arten, allein viel breiter, und ihre äußerste Spitze ist rund. Auch hat er auch noch das Unter-

scheidende, daß die kleinen Nerven oder Ribben, die das Blatt halten, senkrecht auf die dicke mittelste Ribbe fallen, anstatt, daß sie in den übrigen Gattungen sich um den Umriß des Blatts herum nach der Spitze herunterschlängeln. Die Blätter dieser dritten Gattung von Tabak sind sehr dicht, sehr fleischicht, nahrungsreich, und obwohl sie saftvoll scheinen, so schrumpfen sie doch beym Trocknen nicht ein. Könnte diese Sorte so schnell verarbeitet werden, wie die übrigen, so würde man sie gewiß für die beste erklären. Ihr Geruch ist so stark und so widrig, daß Leute, die nicht daran gewöhnt sind, sich davor brechen müssen: allein diesen Fehler verliert sie, wenn sie älter wird, und wird binnen einem Jahre sehr gut.

Die vierte Gattung des Tabaks ist derjenige, die man Verino nennt, von einem kleinen Dörfchen, das unsern Kumana in Terrafirma liegt. Sie ist die allerkleinste; hat Blätter, die selten zehn Zoll lang sind; sie sind schmal, rauh, runzlicht und sehr spitzig, und schrumpfen beym Trocknen merklich ein, da sie sehr saftreich sind; man gewinnt nicht viel dabey. Gleichwohl hält man diesen Tabak für den besten von der Welt. Er hat einen süssen, aromatischen Geruch, der etwas Muskusartiges an sich hat, und den er behält, man mag ihn

zu Rauch- oder Schnupftabak verarbeiten. Er theilt seinen Geruch den übrigen Sorten so leicht mit, daß ein Drittel, ja selbst ein Viertel von dieser Sorte mit andern vermischt, hinlänglich ist das ganze Quantum in Verino zu verwandeln.

An Gestalt und Farbe ist die Blüthe dieser vier Sorten sich einander gleich; der Unterschied liegt nur in der Größe, die mit der Größe des Stengels gleiches Maaß hat. Sie sitzt in einem ziemlich starken Stengel, der aus fünf Blättern besteht, die sich von einander thun, ohne sich von einander zu entfernen, und einen fünfeckichten Kelch formiren, der fünf Staubfäden und einen Griffel enthält, der, indem er sich verlängert, zu einer kleinen Schotte wird, die den Saamen der Pflanze bey sich führt. Die Körner sind schwarz, ziemlich derb, beynahe so groß, und so beschaffen wie die Mohnkörner.

Der Tabak überhaupt verlangt fettes Erdreich, nicht allzufest, tief, eben, nicht zu feucht, nicht zu trocken, heftigen Winden und der Sonne so wenig als möglich ausgesetzt. Kälte ist ihm sehr schädlich. Diese Pflanze zieht das Erdreich an sich, und trägt auch nicht das geringste zu dessen Verbesserung bey, dahero trägt auch ein solches Erdreich nicht lange Tabak von ein und eben derselben Güte. Man sät

ihn gemeiniglich im November, ungefehr drey Wochen, ehe das Regenwetter aufhört. Soviel als möglich muß man einen neuen und frischen Boden dazu aussuchen, so wie man ihn an dem Raine der Wälder findet. Man schüttet sechsmal so viel Asche oder Sand herein als Tabakskörner, denn sonst würden sie in solcher dichten Menge aufschiessen, daß eins das andre erstickte. Binnen vier oder fünf Tagen geht er gemeiniglich in die Höhe. So bald er aus dem Erdboden hervorkömmt, muß man ihn mit Laub bedecken, um ihn vor der Sonnenhitze zu schützen. Während seines Wachsthums bearbeitet man das Land, wohin er soll verpflanzt werden. Man theilt ihn in gleichlaufenden Gängen ein, deren einer ungefehr drey Fuß von dem andern steht. Darüber steckt man Stangen in geschobnen Vierecken, die von einander drey Fuß abstehn. Man muß wenigstens mit dem Verpflanzen einer solchen Staude so lange warten, bis sie sechs Blätter hat. Man wählt dazu Regenwetter, man paßt die Löcher nach der Stange ab, und setzt die Pflanzen da herein, deren Wurzeln man ausbreitet. Binnen vier und zwanzig Stunden hat die Staude wieder Wurzel gefaßt, ohne daß die Blätter sich im geringsten verdorben haben. Man rechnet drey Menschen auf die Verpflegung von zehn tausend Tabaks-

pflanzen, die ungefehr vier tausend Pfund Tabak liefern. Man läßt sie gemeiniglich vier Monate in der Erde, ehe man sie abschneidet. So bald die Blätter ihre Farbe verlieren und dunkler werden, ists ein Merkmal, daß der Tabak reif ist, er senkt sich zu Boden, sein Geruch wird stärker und verbreitet sich immer weiter. Brechen die Stengel sehr leicht, so ist dieß das sicherste Kennzeichen ihrer Reife. Mit dem Abschneiden wartet man so lange, bis die Sonne allen darauf liegenden Thau weggetrocknet hat. Man schneidet die Staude zwey Zoll hoch über die Erde ab, läßt sie den ganzen Tag bey ihrem Stamme liegen, und wendet sie öfters um; gegen Abend bringt man sie in die Hütten. Da ihnen nichts so schädlich ist, als der in diesen Gegenden so häufig fallende Thau, so läßt man sie nie eine Nacht durch unter freyem Himmel. Der gröste Theil davon wird versponnen; die Rollen haben verschiedne Größen; die größte beträgt nicht über einen Zoll im Durchschnitt. Man hat auch drey andre Arten den Tabak zu rechte zu legen. Man legt ihn in Würste zusammen in Torquets, und in Päcke. Was man Wurst nennt ist eine Art von Spindel, die an den Enden abgekürzt ist; und man verfährt dabey auf folgende Weise: man spreitet die Blätter aus, immer eins auf dem andern, und wenn sie die ver-

langte Dicke haben, rollt man sie auf, und bedeckt sie mit einem Stück Leinewand, das in Meerwasser getaucht worden; bindet es feste zusammen, und läßt es so lange liegen, bis aus diesen Blättern ein einziger Körper erwachsen ist. Zu St. Domingo ist dieß was sehr gebräuchliches. Die Torquets werden beynahe auf eben die Art zubereitet, nur daß sie nicht so dick sind, und so in einander gepreßt. Gewöhnlich wird diese Staude zu Schnupf- und Rauchtabak verbraucht. Die dasigen Einwohner rauchen beynahe durchgängig Enden Tabak. Diese Enden sind kleine Cylinder sechs bis sieben Zoll lang, und fünf bis sechs Linien im Durchschnitt, sie bestehn aus Tabaksblättern, die man in dieser Länge abschneidet, in ein Blatt wickelt, das man die Robe nennt, und selbiges darum windet. Das eine Ende bindet man mit einem Faden zu, und nimmts in den Mund, wenn man rauchen will, das andre zündet man an.

Was man Sprößlinge nennt, ist eine Anzahl neuer Blätter, die am Stamm der Pflanze heraustreiben, und die man bis zu ihrer Reife wachsen läßt. So groß, so fleischicht sind sie nie, wie die ersten, gleichwohl vermischt man sie mit jenen. Einige bedienen sich so gar der dritten Blätter, die die Pflanze zeugt, nachdem die

Sprößlinge sind abgeschnitten worden. Allein diese Vermischung bringt den Tabak der Inseln in übeln Ruf.

Kakao.

Indigo, Koffee, und Kakao kommen in den Inseln gut fort. Der Kakaobaum (man nennt ihn bald cacaotier, bald cacaoger, wie's einem einfällt) wächst in vielen Gegenden Amerikas ohne irgend eine Art von Pflege. Man findet ganze Kakowälder um den Amazonenfluß herum, auf der Küste der Karaken, und Karthagena, in Panama, in Yukaten, zu Honduras, in den Provinzen von Guatimala. Die Inseln Kuba, St. Domingo, Jamaika, und Portoriko zeugen deren eine unendliche Menge, die man wilde nennt, um sie von denen zu unterscheiden, die Pflege und Wartung erhalten. Die wilden Kakaobäume werden von den Reisenden vorgezogen.

Es ist ausgemacht, daß dieser Baum in Martinik besser wächst, als in den andern französischen Inseln. Dem ungeacht haben die Franzosen die Pflege dieses Baums sehr vernachläßigt. Im Jahre 1684. pflanzte ein Jude einen Kakaobaum; da aber die Schokolat in Frankreich nicht sehr gebräuchlich war, so zog man ihm zu Martinik dem Zucker- Indigo- Ruku- und Kattun-Bau vor, deren Absatz weit zuverläßiger war. Als das Schokolattrinken

ken Mode ward, fann man sehr ernstlich darauf, den Kakaobaum zu pflanzen.

Der wilde Kakaobaum wird sehr groß, sehr stark, und bekömmt viel Zweige. Die Bäume, die man pflanzt, läßt man nicht höher wachsen, als bis zwölf oder funfzehn Fuß, nicht nur, um die Frucht leichter abzupflücken zu können, sondern auch, um sie dem Ungestüm von Wind und Wetter nicht zu sehr auszusetzen, denn sie sind ausnehmend zart. Ihre Rinde ist braun, glänzend, dünn, und klebt fest am Holze, das weißlich, leicht und porös ist. Er hat lange, grade, ziemlich starke Fasern, und ist ziemlich biegsam. Man mag ihn abhauen in welcher Jahreszeit man will, so findet man ihn immer sehr saftreich. Die Blätter sind gewöhnlichermassen acht bis neun Zoll lang, öfters länger, aber selten kürzer. In der größten Breite betragen sie einen Drittel mehr, als in der Länge. Sie sind an beyden Enden spitzig, und hängen an einem starken, wohlgenährten Stiele, der zwey bis drey Zoll lang ist. Ihre Farbe oberhalb ist sehr hellgrün, und unterhalb sehr überladen; ihr Umriß ist von einer sehr schönen Fleischfarbe, und dieser Theil ist so zart, daß der geringste Wind ihn zerbricht, und die Sonnenstrahlen ihn bald versengen. Die Fasern und Nerven sind den Fasern und Nerven der Kirschbäume ziemlich gleich.

Völlig fallen die Blätter von diesem Baume nie ab. Fallen welche, gleich sind wiederum andre da. Zweymal des Jahrs blüht er, und trägt Früchte, wie die meisten Amerikanischen Bäume; man kann so gar sagen, daß er beständig zeugt, weil er nie ohne Blätter, ohne Blüthen oder ohne Frucht ist. Indeß geschieht die reichlichste Lese zu Weyhnachten und Johanni; die Weyhnachtslese ist sogar noch besser.

Die Blüthe ist sehr klein, die Knospe die sie einschließt, beträgt nicht zwey Linien im Durchschnitt, und drey in der Höhe. Gleichwohl zählt man, wenn sie geöfnet ist, zehn kleine Blätter, die einen Kelch bilden, in dessen Mitte sich ein kleiner länglichter Griffel befindet mit fünf Fäden, und fünf Staubfäden ringsherum. Die Blätter haben eine bloße Fleischfarbe, mit rothen Tüpfeln gesprengt; die Fäden sind purpurroth, die Staubfäden silberweiß, die Knospe weniger glänzend weiß. In der Knospe liegt die Frucht. Die Blüthe giebt keinen Geruch von sich, und wächst immer in Büscheln, von denen die meisten abfallen. Setzte alle Blüthe an, so wäre der Baum weder im Stande seine Früchte zu tragen, noch ihnen die gehörige Nahrung zu geben. Die Blüthe hängt hier nicht, wie bey den Europäischen Bäumen an den Enden der Aeste, sondern bricht von Fuß

m

des Schafts aus, bis zum Drittel der fünf großen Aeste. Man bemerkt, daß sie da auszubrechen pflegen, wo der Baum in seiner Jugend Blätter hatte, sonach müssen dieß wohl die zärtsten, und am leichtesten zu durchborenden Theile des Baumes seyn.

Die Früchte, die nach dieser Blüthe kommen, gleichen den Gurken; und an einem Ende spitzig, der Länge nach gespalten, wie die Melonen an den Seiten seyn, und mit kleinen Bulben besät. Die Rinde der Frucht beträgt, wenn man sie und den Baum den sie trägt, in der Dicke nimmt, sieben bis acht Zoll, und die ganze Frucht sieben bis acht Zoll in der Länge, und drey bis viere im Durchschnitt. Aus ihrer Dicke wird ersichtlich, warum die Natur sie grade an die Mitte des Baums und an die Hauptäste gesetzt hat: sie würden die dünnen Aeste gleich zerbrochen haben.

Man unterscheidet die Kakaos nach der Farbe, einige sind bleich und fallen ein wenig ins Grüne, andre dunkelroth, und noch andre roth und gelb; allein das Innre und die Bohnen, die sie in sich schließen, haben einerley Farbe, einerley Substanz, und einerley Geschmack; die Rinde hat auch einerley Farbe. Die Farbe der Hülsen ist inwendig blaßroth; sie schließen eine

ziem-

ziemlich leichte und sehr delikate Substanz in sich, die fast wie Granat-Aepfelkern schmeckt. Dieses Mark wird Kakao genannt, es liegt um fünf und zwanzig Bohnen, die mit Fäsern aneinander gereiht sind. Die stärksten, wohlgepflegtesten Kakaobäume bringen selbst in dem Alter von zehn bis zwölf Jahren, nicht mehr hervor, als die jungen; blos ihre Bohnen sind dicker und länger. Zieht man das Fleisch aus der Hülse hervor, so ists öhlicht, bitter, und mit einem ganz schlichten Häutchen bedeckt.

Der Kakao der Windinseln ist der kleinste. In St. Domingo, Kuba, Portorikko ist er dicker, besser genährt, und schwerer. Der Kakao bey den Karacken ist platter, größer, und hat gar viele Aehnlichkeit mit den Saubohnen. Sind die Kakaobohnen trocken, so haben sie insgesamt eine braunrothe Farbe.

Kakaobohnen treiben, wenn sie kaum acht oder zehn Tage sind gesteckt gewesen, und arbeiten an beyden Enden zu gleicher Zeit. Die dickste platzt, damit der Keim hervor kann, woraus der Baum entsteht, und die kleine treibt in die Erde, woraus denn die Hauptwurzel entspringt. Funfzehn oder zwanzig Tage, nachdem der Keim aus der Erde hervorgegangen, hat er fünf oder sechs Zoll in der Höhe, und

bis an sechszehn Blätter. In zwey Jahren ist er viertehalb Fuß hoch, öfters viere, und die Knospe die sich stets in der Mitte der zweyten letzten Blätter befindet, öfnet sich dann, und theilt sich in fünf, manchmal in sechs Aeste. Den sechsten schneidet man ab, denn er würde die gewöhnliche Eintheilung seiner Aeste, die einen Theil seiner Schönheit ausmacht, verderben. Von der Zeit wachsen keine Bläter weiter an dem Schafte des Baums, und treiben an den Hauptzweigen, die immer mehr kleinere erzeugen, je größer sie werden. Alsdann wächst der Stamm und wird dick, je nachdem ihm der Boden Saft verschaft. In drittehalb Jahren fängt er erst an zu blühen, und in sechs Jahren ist er in seiner völligen Stärke.

Es giebt Kakaobäume, die an zweyhundert und funfzig Schlauben tragen, allein sie sind zwanzig Jahr alt, groß, stark, stehn in einem guten Boden, und sind gegen Wind und Wetter gesichert. Zwanzig Schwarze können nicht nur funfzig tausend Kakaobäume anbauen und verpflegen, sondern auch noch Maniok, Maiz, Erbsen, Pataten.

Funfzig tausend Bäume geben wenigstens, in Pausch und Bogen genommen, hundert tausend Pfund Bohnen, die, wir wollens nur schlecht rechnen, zu sechs bis

sieben Pfennigen verkauft, eine Summe von sieben und dreyßig tausend, fünf hundert Livres betragen. Dieser Gewinnst ist um so beträchtlicher, da er fast ganz in des Herren Tasche kömmt, denn die dabey verwandten Kosten bedeuten nicht viel. Und eben dieß giebt den Kakaobäumen einen beträchlichen Vorzug vor den Zuckerröhren. Eine Zuckermühle, um die nehmliche Summe für weißen, oder ungeläuterten Zucker die nehmliche Summe einzubringen, verlangt dreymal soviel Sklaven, Mühlen, Karren, Ochsen, Pferde, und mancherley Arbeitsleute, die ihre Arbeit zu einem sehr hohen Preiß anrechnen. Labat sagt, eine Pflanzschule von Kakaobäumen ist eine Goldgrube, und eine Zuckersiederey eine Eisengrube.

Eben dieser Mann sagt, die Kakaonuß ist öhlicht, bitter und hitzig. Man kann aus keiner einzigen Frucht so viel Oehl pressen, als aus dieser.

Um Schokolat zu machen, müssen die Kakaobohnen in einer Pfanne wie der Kofee gebrannt werden, damit sich das trockne und harte Häutchen ablöst, was drauf sitzt; hernach stampft man sie, wirkt einen Teig daraus, den man auf einem Steine mit einer Walze von polirten Eisen zermalmet, damit er feiner und dünner wird. Will man die Schokolat aufheben oder

versenden, so muß weder Zucker noch Gewürz in den Teig; muß sie auf dem Steine wohl bearbeitet werden, muß man sie sich setzen und halb eintrocknen lassen, und damit gut. Alsdann wirkt man Tafeln daraus, wie ein Dachziegel oder Cylinder gestaltet, so schwer, als man's nöthig findet, und läßt sie im Schatten trocknen. Diese Masse erhält sich sehr lange. In den französischen Inseln thut man beym Schokolatmachen Zucker, ein wenig klein gestoßnen Zimmt und einen Theelöffel voll Würznägelein herein, und rührt dieß alles in warmen Wasser ein.

Die gewöhnliche Art aber in den Inseln Schokolate zuzubereiten, ist diese. Man reibt mit einem gewöhnlichen blechernen Reibeisen soviel Kakao als man brauchen will, (zwey Unzen gehören auf acht Schälchen von gewöhnlicher Größe) schüttet ihn in die Schokolatekanne, und thut drey Unzen Zucker dazu, wohl auch viere, wenn der Teig noch frisch ist; ist er alt, so ist er nicht mehr so bitter. Schüttet drauf frisches Eyerweiß und Dotter herein, und ein wenig Wasser, kleingestoßnen Zimmt, durch ein Haarsieb gesiebt, so viel auf einem Pfennig liegen kann. Will man dem Zimmte noch mehr Wohlgeschmack geben, so thue man drey kleingestampfte Würznägelein herein. Der Teig, der

Zucker,

Zucker, der Zimmt, und die Würznägelein rührt man mit dem Ey und dazu geschütteten paar Tropfen Wasser wohl in einander; schüttet darauf ein wenig siedendes Wasser in die Kanne, quirlet das alles recht tüchtig zusammen, um die Theile des Kakao, und des Zuckers von einander zu bringen, und diese Materie in Gischt zu setzen. Man setzt es zum Feuer, und läßt es daselbst so lange stehen, bis es überkochen will. Dann nimmt man's ab, rührts nochmals durch einander, damit der Gischt, welches der öhlichste Theil im Kakao ist, allenthalben hinkömmt. Man setzt es wieder an's Feuer, und so bald es anfängt in die Höhe zu steigen, wird's umgequirlet, und man läßts einige Blasen werfen, damit's kochen kann. Wenn man's vom Feuer genommen, wird wiederum so lange gequirlet, als sich Schaum drauf setzt, drauf stürzt man's in Schälchen herein, und was man nicht hat in Gischt bringen können, wird nachher eingeschüttet. Je frischer, je besser zubereitet der Kakao ist, je mehr Gischt giebt er. Man kann auch Milch zu dem Wasser schütten, man muß aber weder die Milch noch das Wasser aufsieden lassen, eh man sie in die Kanne thut. Wenn das Wasser nur recht warm ist, ist es schon gut.

Alle Reisenden behaupten, dieß sey die beste Zubereitungs-Art der Schokolate.

Die Franzosen von den Inseln St. Domingo und den Windinseln sind von der Schokolate, dem Branntewein und dem Tabak sehr große Freunde; bedienen sich dieser drey Dinge statt Uhr und Meilenmaaß. Frägt man sie, um welche Stunde sie wo abgereist, und wenn sie wo angekommen sind, so antworten sie, wir reisten ab, grade wie ein Schnaps gemacht ward, und kamen zur Schokolatezeit an. Das heißt, sie sind mit grauendem Morgen abgereist, und früh um acht Uhr angekommen, weil dieß die Zeiten sind, wo sie Branntewein und Schokolate nehmen. Will man von ihnen wissen, wie weit ein Ort von dem andern liegt, so antworten sie, zwey oder drey Enden Tabak; das heißt, wenn sie auf dem Wege von diesem Orte bis zu jenem immer ihr Pfeifchen schmauchen, so haben sie grade zwey oder drey Enden Tabak aufgeraucht.

Man preßt aus der Kakaonuß eine Art Oehl, gemeiniglich Kakaoburter genannt. Labat sagt, man muß den Kakao rösten, ausschälen, ihn sogleich in einen großen Topf mit Wasser werfen, eine halbe Stunde aufsieden lassen; ihn sodann gleich auf eine große Leinewand schütten, ihn durchseigen, die ausgepreßten Hülsen durchsieben. Wenn das Wasser anfängt kalt zu werden, kann man das darauf schwim-

mende Oehl leicht abnehmen. Ist's nicht klar genug, so thut man's verschiednemal wieder in warmes Wasser, und seigt es durch, und so bald das Wasser kalt wird, schöpft man's leichtlich oben ab. Dieß Oehl bekömmt die Konsistenz von einem fetten Käse, ist ziemlich weiß, ohne Geruch und von gutem Geschmack, und erhält sich so lange man will, ohne stinkend zu werden. Für Hämorhoiden ist es treflich; auch hilfts für Flechten und alle Hautkrankheiten.

Weinstöcke nach den Amerikanischen Inseln verpflanzt.

Die nach den Antillen verpflanzten Weinstöcke haben in dem dortigen Boden nicht so recht fortkommen können; gelangen selten zu ihrer gehörigen Reife. An Hitze fehlts ihnen nicht, allein das Klima ist zu feuchte. Am besten kömmt der Muskatellerwein noch fort, der von Madera kömmt und den Kanarischen Inseln, und man hat die Beobachtung gemacht, daß ihre Reben beym Reifen sich verbessern.

Feigenbäume kommen in diesen Inseln sehr gut fort, tragen das ganze Jahr durch, und bedürfen keine andere Pflege, als daß man sie zur Zeit der Dürre gut begießet, und Mist um den Schaft legt.

Einige Reisebeschreiber haben ausgesprengt, es wäre diesen Insulanern verboten, Korn zu säen, und Wein zu bauen, weil man besorgte, der Wein- und Acker-

Bau möchte dem Handel Eintrag thun. Es ist aber ausgemacht, daß nie ein solch Verbot ausgegangen ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Korubau fruchtlos ist. Man ißt auch fast gar kein Weizenbrod. Die Schwarzen, die Gemietheten, das Gesinde, und die Arbeitsleute leben blos von Wurzelbrod. Die meisten Kreolen, selbst diejenigen, die der Fremden halber oder um sich etwas sehn zu lassen, Weizenbrod auf ihrer Tafel haben, ziehn das Wurzelbrod vor. So ists aber nicht mit dem Weine; Wein geht stark drauf; man mag dessen soviel haben, als man will, so wird man ihn doch immer los.

Ein Hauptgrund, warum man hier nicht Wein- und Acker-Bau treibt, ist der: weil das Stück Land, das man zum Anbau dieser beyden Produkte verwenden müßte, nur zehn Menschen ernähren kann, dahingegen es deren funfzig ernährt, wenn man's für die Landesprodukte bearbeitet.

Denen am Mexikanischen Meerbusen gränzenden Spaniern ists untersagt, Wein- und Oliven-Bäume anzubauen. Und befolgten sie dieß Gebot nicht, so könnten die Gallionen ihren Absatz nicht machen, und diese in Spanien sehr häufige Produkte müßten dort Brache liegen bleiben. Peru und Chily sind nicht mit unter diesem Verbote be-

begriffen; man hält dort sehr reichliche Weinlesen, und der Wein ist gut. In Neuspanien hält man alle Jahr zwey Kornerndten.

Vier Arten von Schasmin.

Es giebt vier Sorten Schasmin in den Antillen. Der gemeine hat nur fünf Blätter; der doppelte deren zehn; beyde Gattungen haben die Weiße des unsrigen; auch hats einen einfach rothen wie der fünfblättricht ist, und einen doppelt rothen. Diese Pflanze ist in diesen Inseln so allgemein, daß man sie allenthalben antrift, so gar in den Wäldern.

Erbsen aus Angola.

Die Hülsenfrüchte, die man Erbsen aus Angola nennt, sehn aus wie Bohnen. Sie stammen aus dem Königreiche Angola her, das auf der Afrikanischen Küste liegt; die Schiffe, die auf den Negerhandel ausgehn, haben sie mit nach Amerika gebracht. Sie wachsen auf einem Strauche, der sechs bis acht Jahr, öfters noch länger dauert, je nachdem das Erdreich beschaffen, worauf er sich befindet. Er blüht und trägt Früchte das ganze Jahr hindurch, und treibt sehr viele Aeste. Seine Blätter sind lang, schmal, dünn, und grünbraun.

Brasilienholz.

Das Brasilienholz trägt jährlich zwey mal kleine weiße Blüthe, die am äußersten Ende sich ein wenig röthet, und kleine Büschel formiret, die mit kleinen Körnern abwechseln, die wie Muskatennüsse beschaf-

fen sind, und die gewöhnliche Größe der Kapern haben. Ihr Geruch und Geschmack ist ein Gemisch von Gewürznägelein, Zimmt und Muskaten. Die Holztauben, die Drosseln, die Rebhüner und die Papageyen sind sehr auf diese Körner erpicht, die sie sehr fett machen, und ihrem Fleische den Geschmack von jenen drey Gewürzen geben. Dieser Baum ist in der Insel St. Crux, zu Guadaluppe, Granada, in den Granadinen zu Mariegalante, und Martinik sehr häufig anzutreffen. Die Einwohner bedienen sich seiner, das Schweinefleisch damit einzusalzen, und schütten von dem Baum soviel dazu als vom Salze. Jede ihrer Sosen machen sie damit an.

Europäische Hülsenfrüchte nach den Antillen hinverpflanzt.

Man hat viel Europäische Hülsenfrüchte nach den Antillen hinverpflanzt. Mit einigen gehts gut, andre arten aber ganz bis zum Unkenntlichwerden aus. Der Saurampfer kommt hier weit besser fort als in Europa. Der Knoblauch bringt hier weiter nichts hervor als Zwiebeln, die in Büscheln wachsen, und die man aus Europa dort hinbringt, werden sehr theuer verkauft. Die Schalotten wachsen daselbst sehr gut; nur muß man dafür sorgen, daß sie umgegraben werden, und blos die Fasern an der Wurzel eingegraben bleiben. Der Körbel, die Pimpinelle und die Petersilien wachsen dort sehr schnell und

gut, wenn man sie oft sorgfältig abschneidet. Der Portulak ist ein Antillisches Landesprodukt; man trift ihn so gar in den Wäldern. Es ist so gar das erste Kraut, das in einem eben urbargemachten Boden treibt. Die Rüben, die Pastinaken, die Mohrrüben, die Haberwurzeln und die rothen Rüben, kommen nicht eher zu ihrer Vollkommenheit, als wenn sie mit Kreolischen Saamenkörner gesteckt sind worden, das heißt im Lande erzeugt. Die Neu-Englischen Saamenkörner erzeugen Mohrrüben, die drey bis vier Pfund wiegen. Die Saamenkörner von den Melonen, Kürbissen, Gurken, Laktuk, Cichorien und Schoten kommen in den Inseln zu ihrer Vollkommenheit, sowohl was die Größe als die Güte anlangt. Melonen gerathen hier vortreflich, der Boden seye welcher er wolle, und selbst das ganze Jahr durch. Ein Loch mit dem Stock in den Boden gebohrt, und vier oder fünf Körner hereingeworfen, ist die ganze Pflege, die sie verlangen. Wenn die Witterung trocken ist, muß man nur sorgen, daß sie begossen werden. Unter hundert Melonen findet man sehr selten eine schlechte. Sie haben einen sehr angenehmen Geruch und Geschmack; ihr Fleisch ist derb, und ihre Farbe ziemlich schön. Selten machen sie Unbequemlichkeit, wenn man gleich noch so viel davon ißt. Diejenigen, die rothes Fleisch haben, nennt

man Französische Melonen und Spanische diejenigen deren Fleisch weißlicht ist, und ins Grüne fällt. Krautkohl wächst hier in seiner größten Vollkommenheit. Ein einziger Kopf ist hinlänglich den ganzen Garten zu besaamen. Man schneidet ihn ab; sein Stengel treibt eine unendliche Menge Schößlinge, die man einen nach den andern herausschneidet, wieder verpflanzt, und die alsdann andern treflichen Krautkohl erzeugen. Der neue Stengel erzeugt wiederum andre, und es ist gar nicht nöthig, daß man Kohlsaamen sät. So leicht man nun auf die Art einen Garten anlegen kann, so werden deshalb die Gärten doch nicht allgemeiner. Der mehreste Theil der Einwohner achtet weiter nichts als die Hülsenfrüchte und Kräuter, die ihre Schwarzen längst den Wäldern hinpflanzen, und in einigen Winkeln Land die man ihnen überläßt.

Außer denen Europäischen Küchenkräutern, die man dort anbaut, hat man noch drey Gattungen, die in Europa unbekannt sind. Das erste heißt **Guingambo**, das fünf bis sechs Fuß hoch wird. Seine Blätter sind groß, runzlicht, rauch und zackicht; haben mit den weiß Pappelblättern ziemlichermassen Aehnlichkeit. Ihre Blüthe ist ein ins Gelbe fallendes Weiß; ihr Geruch ist nicht besonders. Es ist eine Art

von Klocken die aus fünf runden Blättern besteht, von röthlicher Farbe, die einen Griffel in sich schließt, der wie ein Nagel gestaltet ist, mit kleinen gelben Staubfäden. Dieser Griffel verwandelt sich in eine Frucht von der Größe eines mittelmäßigen Eys, und besteht aus vielen Rippen; hält eine Menge gräulicher Saamenkörner, von der Größe unser kleinen Erbsen. Man kocht diese Frucht mit allerhand Fleisch. Die Weiber und Töchter der Kreolen haben ein für ihr Geschlecht taugliches Gericht, worinn sie viel von dieser Frucht hereinthun; (es kommen noch allerhand Kräuter da herein) sie nennen es Kollaru. Es giebt auch eine andre Gattung Guingambo, das zwar die nehmlichen Blätter hat, allein seine Früchte sind nicht so groß, sind ründer und länger, ihre Spitze ist gebogen wie bey den Pfeffergurken.

Man findet in den Antillen ein anderes Küchenkraut, dessen Stengel sehr ästig ist, und zwey Sorten Blätter trägt. Die eine ist sehr klein, es hängen deren drey und drey an einem kurzen Stengel; die andre ist weit größer, und wird durch vier Einschnitte in fünf ungleiche Theile getheilet, die an einem runden und haarichten Stiele hängen. Die Blüthe bildet sich aus einer eyrunden Knospe, die vier Spalten

hat,

hat, aus deren Mitte ein kleiner Stamm hervorgeht, der vier weiße und eyrunde Blätter trägt. Die Frucht stützt sich auf diesen Stamm, und ist weiter nichts als eine Hülse, die viel kleines gräuliches Gesäme in sich schließt, und hat die Gestalt einer plattgedrückten Niere. Diese Hülsen sind vier bis fünf Zoll lang. Man ißt nur die Blätter dieser Pflanze.

Der Sakramalon wird fünf Fuß hoch. Seine Blätter, das Einzige, was man davon essen kan, sind ungefehr sechs Zoll lang, haben wenig Nerven, sind dicht und hochgrün. Der Stengel ist nicht länger als ein Finger. Es hängen an selbigem viel Trauben, die sich aufschließen, und kleine Blüthen zeigen, wo Grün, Roth, Veilchenblau, und Purpur aufs anmuthigste vermischt seyn, die sich in kleine Früchte verwandeln von der Größe einer Erbse: sie sehn veilchenblau, und spielen ein wenig in Purpur. Sie enthalten in einer so dünnen und schlichten Haut, wie die Haut der Weinbeere ist, eine weiche, wäßrichte und übelriechende Substanz. In der Mitte wächst eine ziemlich trockne Bohne, die der Saamen der Pflanze ist.

Da der Maniok und die Kassave das Brod ist, das der größte Theil dieser Insulaner ißt, und auch beynahe jeder Bewohner des festen Landes daselbst,

selbst, so glauben wir beydes beschreiben zu müssen.

Der Maniok ist ein Strauch, dessen Maniok.
Rinde grau, roth oder veilchenblau ist, je nach dem das Holz beschaffen, welches sie bedeckt. Die Rinde ist durchgehends sehr dünn. Der Strauch hat in seinem völligen Wachsthum sieben bis acht Fuß, und sein Stamm ist armsdick. An diesem Stamm und an den Aesten sitzt Knoten bey Knoten, und kleine Auswüchse, die die Stelle der abgefallnen Blätter bezeichnen. Je mehr der Baum wächst, je höher rücken die Blätter an den Aesten herauf, so daß sich selbige nur an den obersten Theilen der Zweige befinden. Das Holz ist weich und mürbe; es entsteht ehr aus Schößlingen, als aus Saamenkörnern. Seine Blätter haben die Gestalt eines länglichten Kleeblatts, oder will man lieber, eines Weinblatts von mittlerer Größe, das man längst den Nerven gespalten, und das nur auf jedweder Seite nur noch fünf bis sechs Linien in der Breite beträgt. Die Wurzel ist so stark wie die stärkste rothe Rübe. Die Rinde dieser Wurzel hat die Farbe des Baums, das Innre aber ist stets weiß, und ist von der Beschaffenheit der Steckrüben. Es finden sich Wurzeln von diesem Maniok, die schon im achten Monate reif sind. Man nennt

den

den Maniok, der dergleichen hervorbringt, weißen Maniok, oder den Maniok von der Weide. Die andern Gattungen Maniok, nehmlich, der großblättrichte, und der rothe, brauchen vierzehn, so gar achtzehn Monathe, um zur Reife zu gelangen.

Da diese Staude von Schößlingen erzeugt wird, so begnügt man sich, um sie zu pflanzen eine Grube zu machen, anderthalb Fuß lang, und fünf bis sechs Zoll tief, worinn man drey Stücken von seinem Holze hereinlegt, jedes funfzehn bis achtzehn Zoll lang. Eins von ihren Enden läßt man ein wenig aus dem Erdreiche hervorragen, schüttet hernach die ausgegrabne Erde drüber weg. Der Raum, den man gewöhnlich zwischen den beyden Gräben läßt, beträgt zwey Fuß. Vermuthet man, daß die Wurzeln den gehörigen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, so reißt man sie aus dem Boden heraus, je nachdem man ihrer bedarf, und indem man den ganzen Baum herausreißt, kommen die Wurzeln ohne Mühe hervor.

Die hierzu bestimmten Schwarzen kratzen die Rinde vom Baum mit einem elenden Messer herunter und werfen sie in ein Becken mit Wasser, worinn man sie recht sorgfältig abwäscht. Man bedient sich hernach eines kupfernen Reibeisens, um sie

zu Mehl zu reiben, das einer großen Holzsäge gleicht. Hierauf wirds gepreßt, um den Saft heraus zu bekommen. Diesen Saft hält man für ein tödtliches Gift, nicht allein für Menschen, sondern auch für Vieh. Diejenigen, die die Wurzeln essen, ehe sie ausgepreßt worden, setzen sich in Lebensgefahr. Labat behauptet, die außerordentliche Kälte dieser Wurzel brächte diese Wirkung hervor, sie wäre vermögend den Umlauf des Blutes zu hemmen, und die Geister einzuschläfern. Gleichwohl hat man die Beobachtung gemacht, daß man die Thiere nach und nach ans Maniokessen gewöhnen kann, und daß sie davon satt werden. Die Wilden lassen ihn aufsieden, und schütten ihn in alle ihre Soßen, ohne daß ihnen das geringste Widrige widerfährt.

Dieses ausgepreßten Safts bedient man sich, um Kraftmehl daraus zu machen. Man läßt ihn in der Sonne trocken werden, wo er weißer wird als Schnee. Alsdenn heißt man ihn Muchache, ein den Spaniern abgeborgter, und von den Franzosen angenommener Ausdruck. Aus der Muchache verfertigt man kleine Kuchen, die so delikat schmecken, als wären sie vom feinsten Weizenmehl gebacken. Das was übrig bleibt, wenn man den Saft ausgedrückt hat, dient dazu Kassava

zu machen, und das Maniokmehl, woraus fast alle Amerikaner ihr Brod zurichten.

Um dieses Mehl zu Kassava zu machen, hat man Platten von geschmolzenen Eisen die rund sind, einen halben Zoll dick, und zwey Fuß breit. Man setzt sie auf einen Dreyfuß, oder auf Steine, und zündet ein Feuer drunter an. Wenn die Platte warm ist, schüttet man den zerriebnen und ausgepreßten Maniok darauf, den man durch eine Art Sieb gesichtet, um das Unreine davon abzusondern. Man schüttet ihn auf die Platte ungefehr drey Finger hoch. Diese Masse senkt sich beym Kochen, und alle ihre Theile verbinden sich mit einander. Man rührt sie ganz sanft mit einem hölzernen Spatel um, wodurch sie sich um so schneller binden. Wenn die unterste Seite genugsam gekocht, was man an der Farbe sehn kann, denn die wird roth, so dreht man sie durch Hülfe des Spatels um. Wenn sie gekocht ist, so setzt man sie zwey bis drey Stunden in die Sonne, damit sich alle etwanige Feuchtigkeit herauszieht. Diese Art Gebackens oder Brod, das alsdann den Namen Kassava bekömmt, hat einen Rand, der ungefehr drey oder vier Linien dick ist, in der Mitte ist es etwas dicker, und wiegt ungefehr zwey Pfund, wenn es drey bis vier und zwanzig

zig Zoll im Durchschnitte hält. Inwendig siehts schneeweiß, und die beyden Seiten haben einen blaß goldfarbigen Rand, der Eßlust erregt. Es hält sich lange, wenn man's an einem trocknen Ort verwahrt, und unterweilen in die Sonne legt. Es ist ein gutes, leichtverdauliches Nahrungsmittel, dem die Europäer leichtlich Geschmack abgewinnen, so saft- und kraftlos es ihnen auch anfänglich vorkömmt. Wenn man die Kassava mit Fleischbrühe benetzt, oder nur blos in Wasser tunkt, so schwillt sie zusehends auf; dieß beweißt, daß sie viel Substanzen in sich hat.

Will man den Maniok als Mehl erhalten, so legt man eine große kupferne Kuffe auf einen gemauerten Ofen, heitzt ein wenig ein, und so wie man noch Maniok hereinwirft, rührt man ihn mit einer kleinen hölzernen Schaufel um. Wenn das Mehl recht trocken ist, sieht's wie grobes, rothes Salz aus. Man läßt's kalt werden, und schüttet es in Fäßchen, wo sichs Jahre lang hält, wenn keine Feuchtigkeit zuschlägt.

Gewöhnliches Getränk der Insulaner.

Das gewöhnlichste Getränk, dessen sich die Bewohner der Antillen bedienen, heißt Anyku. Die Europäer haben's von den Indianern machen lernen, und sich angewöhnt. Man hat große Gefäße von grauer Erde, die in diesem Lande gemacht werden, die sechszig bis achtzig Kannen-

maaß halten. Diese werden mit Wasser angefüllt, bis vier oder fünf Zoll vom Rande; man wirft zwey große, zerbrochne Kassaven herein, und ein Dutzend von denen Erdäpfeln, die man Pataten nennt, scheibenweiß geschnitten, und drey bis vier Kannen Zuckersyrup, oder ein Dutzend kleingeschnitner und wohl zerquetschter und recht reifer Zuckerröhre, und eben soviel reife Bananans, gleichfalls zerquetscht. Nach diesem Mengsel pfropft man den Hals des Kruges sorgfältig zu, läßt dieß Getränk zwey, drey Tage gähren, nimmt nach deren Verlauf die Trestern ab, die eine Rinde drüber gesetzt haben. Alsdann hat dieser Trank Aehnlichkeit mit dem starken Biere; er ist röthlich, nährend, kühlend, aber leicht berauschend. Die Europäer trinken ihn bey ihren Mahlzeiten, wenn's ihnen an Wein gebricht; setzen aber noch immer ein Glas Zuckerrohrwasser drauf.

Der Maby ist ein anders Getränk, das beynahe eben so stark gebraucht wird, als das vorige. Man thut in einen Krug wie der obbeschriebene, zwanzig bis dreyssig Kannen Wasser, zwey Kannen geläuterten Syrup, und ein Dutzend rothe Pataten, und eben soviel bittre Pommeranzen, viereckt zerschnitten. Dieser Trank gährt in weniger als dreyßig Stunden, und giebt einen so herrlichen Klaretwein, als der

beste

beste Birnmost in der Normandie. Er ist weit angenehmer und kühlender als der Anyku, aber auch weit gefährlicher. Ausserdem, daß er viel leichter berauscht, so ist er so blähend, daß man gleich die Kolik weg hat, wenn man sich nur ein klein wenig drinn übernimmt.

Die Schwarzen aus den Zuckerpflanzungen machen ein Getränk, das man Grappe nennt. Es besteht aus dem Saft von wohl abgeschäumten Zuckerrohr, und dem Safte von zwey bis drey Zitronen. Man trinkt diesen Trank warm. Er stärkt, löscht den Durst, stärkt den Magen, ist gut für die Brust, mit einem Worte, thut all das, was nur die kräftigste Fleischbrühe zu thun vermag.

Der Zuckerrohrbranntewein, das heißt derjenige, den man von dem Schaum und Syrup des Zuckers verfertigt, ist bey Indianern und Schwarzen sehr beliebt, und auch bey denen Europäern, die nicht reich genug sind, sich Französischen Branntewein einzulegen. Ob er gleich sehr streng und widrig ist, so trinken sie doch viel, denn er ist spottwohlfeil. An den Spaniern auf der Küste von den Karaken, zu Karthagena, Honduras und auf den großen Inseln wird er häufig verkauft. Und diesen Leuten ist er so lieb, wie der Wein, wenn sie ihn nur in Englischen gläsernen Fla-

schen bekommen, wohl verpfropft, und mit einem dünnen meßignen Drath umwunden, oder in Englischen Körben von zehn oder zwölf Flaschen. Die Engländer haben zwey oder drey Gattungen Getränke erfunden, die aus Branntewein bestehn, und die in den Französischen Inseln sind Mode geworden. Da ist, zum Beyspiel, der Punsch, der nach Europa herübergekommen, daselbst aber weit milder zubereitet wird, wie hier. Hier auf den Inseln schüttet man zwey Maaß Branntewein zu einem Maaß Wasser, und thut dann die übrigen jedermann bekannten Ingredienzien hinzu. Der besteht aus Branntewein, Maderawein, Zitronensaft, Zimmt, kleingestoßnen Gewürznägelein, vielen Muskaten und einer Rinde verbranntes Brod. Die Englische Limonade wird aus Branntewein, Kanarienfekt, Zucker, Zitronensaft, allerhand Gewürzen und Ambraessenz gemacht. Dieß Getränk hält man für das schädlichste von allen.

Viele Europäer, die dieß starke Getränke nicht trinken mögen, lassen sich Akajuäpfel stampfen, und den Saft zwey Tage durch in einem irdnen Gefäße arbeiten. Er setzt sich, und wird eine Art wohlschmeckenden Aepfelmosts. Der Saft von der Ananas, wenn man ihn vier und zwanzig Stunden gähren läßt, wird auch ein sehr

angenehmer Wein, von einer sehr schönen Farbe; allein er ist brausend und berauscht, und die Gährung benimmt ihm nicht das Beissende, das seiner Frucht natürlich ist.

Krabben u. Turlurus in den Antillen.

Sehr freygebig ist dort die Natur mit Hervorbringung eines Geschöpfs, wovon sich der Indianer und der Schwarze, ja sogar auch der Europäer hauptsächlich nähret. Es ist der Landkrebs. Man hat zwey Gattungen. Der große ist vom Seekrebse wenig verschieden, der kleine wird gemeiniglich Turluru genannt. Diese Gattung ist so klein, daß der größte in der That nicht mehr als zwey Zoll in der Breite beträgt. Hart ist ihre Schaale aber sehr dünn; sie sieht roth aus, auf der Mitte des Rückens rothbraun, und wird unvermerkt lichter, unter den Bäuchen sind sie recht lichtroth. Ihre Augen sind kohlschwarz und hornhart, wälzen sich aus dem Kopfe und wieder zurück, wie die Krebsaugen. Sie haben an jeder Seite vier Füsse, deren jeder aus vier Gelenken besteht, der letzte ist platt und läuft gegen vorne spitzig zu. Ueberdem haben sie zwey Scheeren wie die Seekrabben, die scharf zupacken, und ihnen alle ihre benöthigte Nahrung an Wurzeln und Laub abschneiden. Stossen sie auf etwas, wovor sie erschrecken, so klappern sie mit den Scheeren zusammen, als wollten sie ihre Feinde

dadurch ins Horn jagen. Nimmt man sie beym Fuße oder bey einer Scheere auf, so lassen sie einem diesen Gliedmassen in der Hand, und laufen davon. Die Reisebeschreiber versichern, ihre Füße und Scheeren lösen sich so leicht ab, als wären sie nur angeleimt, und an der Stelle dieser abgesonderten Theile bekämen sie das folgende Jahr neue. Die Turlurus werfen jährlich ihre Schaalen ab; alsdann nennt man sie **Beutelkrabben.** Ihre Haut ist zu der Zeit nicht dicker als angefeuchtetes Pergament, und sie sind so außerordentlich schwach, daß sie die Luft nicht eher vertragen können, als bis sich diese Haut zur Schaale wieder verhärtet hat. Während dieser Verwandlung werden sie sehr fett; sie haben Ruhe, und haben sich überdem reichlich mit Vorrath versorgt, ehe sie zu Loche gekrochen sind.

m. Die Männchen unter den Turlurus und Krabben unterscheiden sich von den Weibchen durch ihren ganz anders gebauten Schwanz. Beyde Geschlechter haben ihn unter den Bauch gebogen. Er besteht aus verschiednen Schichten kleiner Schuppen, die an einer nicht allzudicken, aber pergamentstarken Haut befestigt sind. Man bemerkt an selbiger viele kleine Nerven die längelang durch selbige gehn, und dazu dienen, daß er die Schuppen seines äußern

Theils

Theils schneller bewegen kann. Der innre Theil ist mit vielen langen und ungleichen Haaren versehn. Dieser Schwanz läuft bey den Männchen sehr schmal zu, von dem Ort an, wo er an dem Körper angefügt ist, bis da wo seine ersten Hinterbeine anfangen, wo er ganz spitz wird. Der Schwanz der Weibchen ist von oben an bis unten aus gleich breit, und läuft am Ende wie ein Zirkelbogen zu. Sie müssen diesen breiten Schwanz haben, damit sie ihre Eyer bedecken, und vor allen Unfällen sichern können. Die Eyer hängen sich an den obgedachten Haaren an, und der Schwanz trägt sie, verhüllt sie, und verhindert, daß nicht der Sand, das Gras, oder hundert andre Dinge, die sie auf ihrem Wege finden, sie abreissen. Der Schwanz des Männchen und Weibchens fügt sich so genau in eine Höle, die sich an den Bauchschuppen befindet, daß man's kaum gewahr wird.

Die Krabben und Turlurus brüten im Meere ihre Eyer aus. Kaum sind die Jungen ausgekrochen, so kommen sie wiederum aus dem Meere hervor, und verkriechen sich unter das erste, das beste Gras, von wo sie sich auf die Berge begeben.

Die Reisebeschreiber geben diese Thiere für ein wahres Manna der Insulaner aus. Die Karaiben nähren sich fast von weiter

nichts. Die Schwarzen essen es statt Pöckelfleisch, selbst die Europäer bedienen sich dessen stark; es wird an allen Tafeln aufgesetzt.

Man fängt sie auf folgende Art: man geht des Nachts mit einer Fackel um das Rohr und in den Wäldern herum. Um diese Zeit kommen sie aus ihren Löchern um ihre Nahrung zu suchen; beym Fackelscheine erkennt man sie sogleich. Man greift sie von hinterwärts und wirft sie in einen Sack. Oefters kollern sie sich in eben dem Augenblick herum, da man sie haschen will, man nimmt sie aber bey den Hinterfüssen, dreht sie um, und packt sie beym Rücken.

Der Teufel.

Zu einer gewissen Jahreszeit findet man zu Guadaluppe und Domingo ein andres Manna; einen Vogel, den man Teufel oder Teufelchen nennt. Er brütet und füttert seine Jungen in den Gebürgen auf. Er sieht schwarz aus, und ist so groß wie ein junges Huhn. Seine Flügel sind lang und stark, seine Beine ziemlich kurz, die Füsse entenhaft, aber mit starken und langen Klauen versehn. Sein Schnabel ist anderthalb Zoll lang, krumm, spitzig und sehr hart. Seine Augen sind groß, liegen ihm zum Kopfe heraus, er kann sie aber nur des Nachts brauchen. Bey Tage kann er keinen Gegenstand unterscheiden, fliegt

gegen alles an, was ihm aufstößt, wenn ihn der Tag außer seiner Wohnung überrascht hat, und fällt zu Boden.

Er lebt von Fischen, die er des Nachts im Meere fängt. Nach gethanem Fischfang kehrt er wieder in's Gebürge zurück, verbirgt sich in Löchern wie die Kaninichen, und kömmt nur mit Anbruch der Nacht zum Vorschein. Im Fluge kreischt er. Er legt im März, und brütet niemals mehr als zwey Jungen aus. Kurz nachdem sie ausgekrochen, bekommen sie dichte und gelbe Pflaumfedern wie die jungen Gänse, und sind weiter nichts als ein Klumpen Fett. Gegen Ende des May fangen sie an auszufliegen. Sie ziehn alsdann mit ihren Vätern und Müttern davon. Vor'm September bekömmt man weiter nichts von ihnen zu hören noch zu sehn. Das Fleisch dieses Vogels ist schwärzlich, und hat etwas Fischgeruch, sonst ists gut und nährend. Die Kleinen, so lange sie noch ihre Pflaumfedern haben, schmecken sehr herrlich.

Antillische Schlangen.

Mancherley Gattungen Schlangen findet man auch in den Antillen, allein wenig giftige, ausgenommen die in Martinik, St. Lucia, und zu Bequia, (einer der Granadinen,). Man theilt sie in drey Klassen. Einige sind dunkelgrau und schwarz getüpfelt, andere goldgelb, und noch an-

dre roth. Die ersten hält du Tertre für wahre Vipern; sie sind nur zwey Fuß lang, aber armdick, ihr Kopf breit und flach wie die Hand, ihr Rachen mit vier, manchmal acht einzölligen Zähnen versehn. Jeglicher Zahn hat ein kleines Löchelchen, das von der Wurzel an bis unten ausgeht, und durch dieß sprützen sie das Gift in die Wunde.

Die gelben und rothen Schlangen haben den Kopf wie ein Kleeblatt gestaltet, und an diesem Kennzeichen unterscheidet man die schädlichen von den unschädlichen. Sie sind viel größer und länger als die andern, und haben scharfe Zähne. Ihr Gift tragen sie in kleinen Bläschen das Zahnfleisch endlang. Die gelben haben ein etwas gelbliches und dickers Gift als die übrigen; es ist aber das unschädlichste. Die grauen führen Gift bey sich, das wie ein wenig getrübtes Wasser aussieht. Das Gift der rothen Schlangen ist klar wie Felswasser, und das feinste unter allen. Man findet diese drey Sorten Schlangen zu allen Jahreszeiten und in allen Gegenden der Insel; allein im Aprill und May erscheinen sie am öftersten; eine Zeit, wo die Krabben und Turlurus von den Bergen herabkommen, sich in allerhand Löchern verbergen, und jene da herausjagen. Die Ratten und Hüner locken die Schlan-

gen unfern den Hütten hin. Finden sie eine Brüthenne, so legen sie sich auf die Eyer, lassen sich so lange mit bebrüten, bis die Kleinen ausgekrochen seyn; alsdann fressen sie sie mit Haut und Haar auf, und beissen die Henne todt. Sie sind so gar so pfiffig, daß sie der Henne nachklucken, um die Kleinen an sich zu locken. Diese Thiere vermehren sich dermassen, daß Martinik unbewohnbar werden würde, wenn nicht eine ungeheure Zahl umkäme. Diejenigen Waldschlangen, die man Kuressen nennt, fressen ihrer viel; die Ameisen liegen in beständiger Fehde mit ihnen, und fressen ihnen die Augen aus; die meisten Jungen werden von verschiednen Insekten aufgefressen, oder sterben aus Mangel der Nahrung.

So bald das Regenwetter einfällt, verlassen alle Gattungen von Schlangen die Gebürge und die Wälder, und ziehn sich nach dem Meere zu. Nachdem sie sich daselbst gebadet, kriechen sie durch dornichtes Gesträuch, hängen sich daselbst an dem Hals auf, und streifen ihren ganzen Balg dort ab. Hernach verbergen sie sich zwischen Baumwurzeln, oder in irgend ein Loch, bis ihr neuer Balg hart genug geworden, die Luft auszuhalten. Zu der Zeit werden sie so schwach und so mager, daß sie sich kaum umdrehen können. Wäh-

rend

rend ihrer Brunstzeit sind sie am fürchterlichsten. Sie zischen, rufen und antworten sich; alsdann ist die Jagd am gefährlichsten. Labat sagt, er habe sich welche begarten sehn. Sie waren ganz in einander verflochten, sahen aus, wie die Zapfen eines Thaus, harten sich grade empor gebäumt, sahen einander mit ofnem Rachen an, als wenn sie einander verschlingen wollten, fuhren mit den Köpfen auf einander zu, und zischten, und geiferten und sprudelten, gar grauerlich anzusehn und zu hören.

In den übrigen Antillen findet man nichts denn Waldschlangen, ohne dem mindesten Gift; sie sind so gar nützlich, weil sie den Ratten immerwährende Fehde ankündigen. Zu Guadaluppe sind sie selten und sehr klein. Zu Domingo giebts deren sehr große; man nennt sie Hundesköpfe, weil sie einen großen und kurzen Kopf haben, und beständig beißig aussehn; ihr Biß aber ist nicht giftig. So schröcklich auch ihr Gezisch klingt, so wenig Ursach hat man sich davor zu fürchten; sie haben blos mit Ratten und Vögeln und Hünern zu schaffen; thun einem kein Leides.

Das Fett der Vipern oder der giftigen Schlangen ist ein sehr berühmtes Specifikum für Flüsse, Lendenweh, kalte Flüsse, für alles Kontrakte, und für alle Ner-

ven-

venkrankheiten. Dieß Fett sitzt bey den Schlangen unter dem Wirbelbein im Rückgrade und zu beyden Seiten, in zwey mehr oder weniger großen Masse abgetheilt. Man läßt es in der Sonne oder am Feuer schmelzen, schüttet es in eine Flasche, wo's sich sehr lange erhält. Es ist gelb, wenn man's aus dem Körper der Schlange herausnimmt, sobald es aber geschmolzen und geronnen ist, wird's weiß. Es riecht und schmeckt gar nicht übel. Wenn man's gebrauchen will, läßt man's auf einen Teller träufeln, und schüttet Weingeist oder sehr starken Branntewein dazu. Man salbt den kranken Theil damit ein, reibts hernach mit warmen leinen Tüchern tüchtig ein, und legt alsdann eine Binde drum, wo sich der Ueberrest vom Teller eingezogen hat. Das Fett von den Hundeköpfen hält man noch für besser als das Vipernfett; man braucht's für's Podagra, und es thut die treflichsten Wirkungen. Die Jäger sichern sich durch große Stiefeln gegen die Anfälle der Schlangen.

Der Ingwer ist die Wurzel einer ziemlich dichten Pflanze. Ihre Blätter sind lang, schmal, ganz sanft anzufühlen, gleichen den Rohrblättern, sind aber viel kleiner, theilen sich auf beyden Seiten. Anfänglich sehn sie hellgrün, wenn sie reifen, welken sie, und wenn die Wurzeln ihr völ- Ingwer.

liges

liges Wachsthum erreicht haben, vertrocknen sie gar. Diese Wurzeln nehmen verschiedne Gestalten an. Die meisten gleichen den Gänseklauen, daher man sie ehr Klauen als Wurzeln zu nennen pflegt. Sie sind knoticht, haben viele Auswüchse und Knöspchen; liegen nicht tief in der Erde, manchmal ganz blos. Manche drunter sind handbreit, und zolldicke. Ihre Substanz ist weiß und derb, beynahe wie die von einer Steckrübe; queer durch gehn Nerven, und das von dem Ort an, wo sie an dem Stamm hängen, die sich der Läng' und Breite nach durch selbige so ausdehnen, wie die Muskeln und Adern im menschlichen Körper. Diese Nerven haben einen beissendern und stärkern Saft in sich als das übrige Fleisch, das mehr oder weniger süß ist, je nachdem es von den andern entfernt ist.

Der Ingwer verlangt einen etwas leichten Boden. Man pflanzt, wenn das Regenwetter zu Ende geht. Wenn man die Erde umgehackt hat, legt man einen Fuß weit von einander kleine Stückchen von denen Pflanzen, die man bey der letzten Lese aufgehoben hat; man sucht sich die allerfaserichsten aus, beschüttet sie mit Erde. Binnen sechs bis sieben Tagen treiben sie, und werden stufenweise stärker. Die Blätter breiten sich sehr aus. Die Pflanze

breitet ihre Wurzeln mehr oder weniger aus, je nachdem der Boden gut ist. Ihre Reife erkennt man an ihren Blättern, die gelb werden, verwelken und vertrocknen. Alsdann reißt man die Pflanze mit ihren Wurzeln heraus. Wenn der Schaft abgelöset ist, breitet man sie auf geflochtenen Decken aus, setzt sie in die Luft, niemals in die Sonne, weil ihre Substanz so delikat ist, daß sie zu sehr eintrocknen würden. Wenn man auf die Art sorgfältig den Ingwer zubereitet, erhält er sich lange; allein wenn er alt wird, verliert er seine Güte, und man muß sich immer bemühen den frischesten zu nehmen, den man an der Schwere gleich erkennen kann.

So leicht nun auch der Anbau dieser Pflanze ist, so theuer ist sie doch im Preise, weil man glaubt, ohne deren häufigsten Gebrauch in einem Lande nicht zurechte kommen zu können, das unter einem so außerordentlich feuchten Himmelsstriche liegt. Die Europäischen Würzkrämer mischen Pfeffer unter den Ingwer, wenn sie ihn stampfen, und verkaufen dieses Gemengsel unter dem Namen süsses Gewürz sehr theuer.

Man ißt ihn roh, wenn er grün ist, allein gekocht, ist er weit besser. Labat sagt, man müsse ihn lange Zeit vor seiner Reife abbrechen, und zu einer Zeit, wo er

noch

noch so zart ist, daß man seine Fibern fast gar nicht vom Fleische unterscheiden kann, schabt man ihn sehr sorgfältig, schneidet ihn schnittweise; läßt ihn drey, vier Tage in Seewasser weichen, in vier und zwanzig Stunden bekömmt er zweymal frisches Seewasser. Nachher läßt man ihn fünfviertel Stunden lang in einer großen Quantität Wasser aufsieden. Legt ihn einen Tag lang in frisches Wasser, läßt ihn, soviel als möglich, ablaufen, und schüttet schwachen, aber warmen und geläuterten Syrup drüber; läßt ihn vier und zwanzig Stunden drauf, und legt ihn hernach drey Tage lang in andern und stärkern Syrup, wie der erste war. Man schüttet all diesen Syrup weg, denn brauchen kann man ihn nicht mehr, weil sich das Bittre der Wurzel hereingezogen hat. Zu allerletzt legt man ihn in einen starkgeläuterten Syrup, und läßt ihn drinn liegen, wenn man ihn feucht erhalten will; wo aber nicht, nimmt man ihn heraus. Durch dieß Mittel verliert er seine zu starke Schärfe, ob er gleich seine Hitze und andere gute Eigenschaften behält.

Man versichert, der Ingwer früh genommen, befördere die Verdauung der des Abends genommenen Speise. Er verzehrt den im Magen befindlichen Schleim, reinigt alle Gänge im Körper, erweckt Eßlust,

lust, treibt den Urin, macht den Athem ieblich. Nach der Mahlzeit gegessen hilft er zur Verdauung, und treibt Blähungen ab; man muß ihn aber sehr mäßig gebrauchen, denn er ist außerordentlich hitzig. Seine Farbe verräth gleich seine Güte. Der beste ist ambrafarben, durchsichtig, zart, wenn man ihn ißt, ohne deshalb weich zu seyn. Sein Syrup ist klar. Der Syrup, den die Zuckerbecker zum Verkauf machen, oder den sich der Pöbel zu seinem eigenen Behuf zusammenbraut, ist braun; der Syrup davon ist schwärzlich, und die Wurzel so beissend, daß diejenigen, die's ungewohnt seyn, ihn nicht lange auf der Zunge behalten können. Die Seefahrer haben immer Vorrath davon bey sich, zumal wenn sie lange Reisen vorhaben; sie sehn ihn als ein treffliches Gegenmittel für den Scharbock an.

Der Baum, der den Kopaubalsam giebt, ist in den Inseln nicht häufig anzutreffen; allein das Oehl, das man daher auspreßt, hat, nach Labat, so bewundernswürdige Eigenschaften, daß es jedes Uebel hebt. Man findet eine andre Staude in den Antillen, die ihm an treflichen Eigenschaften nichts nachgiebt; man nennt sie den **Milchstrauch**. Seine Blätter sind den Lorbeerblättern ähnlich, nur ein wenig größer, dicker, weicher und fleischich-

Kopaubalsam

ter. Bricht man sie von einander, oder ritzt sie auf, so fließt ein klebriger, dicker und milchreicher Saft heraus. Diese Staude wird nie sehr groß. Man bedient sich ihrer die Felder mit einzuhegen, weil sie sehr schnell wächßt, und weil man sie, wegen ihrer großen Biegsamkeit durch einander flechten, und leicht ziehen kann; wenn sie aber kalt wird, wird sie mürbe, und vertrocknet, so bald sie ist abgeschnitten worden. Ihre Blüthe gleicht der Schasminblüthe und wächst büschelweiß, an jedem Büschel sitzen fünf oder sechs Blüthen. Sie sind weiß, und haben in der Mitte eine kleine eyrunde Knospe, die zwey kleine schwarze Körner enthält den Saamen des Baums; er wächßt aber eben so leicht aus Schößlingen. Sein Holz ist kreideweiß; er hat das Mark in der Mitte wie der Holunder. Seine Rinde ist von aussen blaßgrün, von innen weiß. Der Stiel, der die Blätter an den Zweigen hält, ist beynahe einen Zoll lang, und hat an dem Ort, wo er die Rinde berührt, einen Knoten. Die Blätter, die Zweige, die Knoten, der Schaft, wenn man sie bricht, oder nur ganz wenig zerknickt, geben eine wahre Milch, die man auf Wunden legt, ohne sie vorher am Feuer gewärmt zu haben. Er bringt eben die Wirkungen hervor, wie der wahre Kopau.

Für's Fieber trinkt man in Wein davon so viel, als ein Luisd'or an Gewicht ausmacht; es bringt einen Schweiß zuwege, mit dem gemeiniglich die Krankheit vergeht. Soviel als zwey Luisd'or an Gewicht betragen, in zwey Eydottern eingenommen, und das zu zwey verschiednenmalen, binnen Verlauf von drey Stunden und man bricht sich, läuft zu Stuhle, und weg ist die rothe Ruhr. Die Wurzel dieser Staude, kleingestossen heilt das heftigste Bauchgrimmen. Man wirft drey oder vier Theeloffel voll in ein Glaß Wein, das man hernach durch ein leinen Tuch gießt.

Tendre a Caillou.

Man findet in den Französischen Inseln einen Baum, den man Tendre a Caillou nennt. Er hat seinen Namen von der außerordentlichen Härte seines Holzes; kömmt nur in trocknen und steinichten Gegenden fort. Seine Blätter sind von mittlerer Größe, eyrund, eingekerbt, trocken, und wie von der Sonne verbrannt. Dieser Baum hat nie mehr denn vierzehn Zoll im Durchschnitt; manchmal aber wächßt er fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß in die Länge. Er hat wenig Aest' und Zweige. Seine Rinde ist weißlich, hat eine Menge kleine Schattirungen, und nicht mehr denn vier Linien in der Dicke. Sie klebt ein wenig fest an, wird aber der Baum umgehauen, so geht sie von selbst in die Höhe;

vertrocknet, und platzt ab. Die Substanz, die sich zwischen der Rinde, und dem Kern des Baums befindet, ist mittelmäßig hart, beynahe weiß; allein der Kern ist beynahe von Kieselhärte. Seine Fasern sind lang, gradelaufend, und eine so in die andre hineingepreßt, daß man sie gar nicht von einander sondern kann. Wenn man ihn abhaut, ist er roth; er verliert aber diese Farbe in der Luft, und wird beynahe grau, wenn er eintrocknet.

Simaruba. Der bittre Baum, den man Simaruba nennt, befindet sich zu Kayenne und zu Martinik. Es giebt deren einige, die beynahe zwey Fuß im Durchschnitt haben. Seine Rinde ist braun, gehackt, sehr dick; seine Blätter lang, spitzig und blaßgrün. Das Holz hat eine lichtgelbe Farbe, die beym Trockenwerden verschießt. Es ist fasericht, und so leicht, daß man sich nicht gegen den Wind stellen muß, sonst bekommt man einen Staub in Mund und Nase, der solche Wirkungen hervorbringt, wie gekauter oder pulverisirter Rhabarber. Dieses Holzes bedient man sich Latten draus zu machen, und dünne Planken, um Schieferstein drauf zu nageln. Würmer kommen niemals herein. Seinen bittern Geschmack theilt's all den Sachen mit, die an seinem Feuer gekocht werden. Seine Wurzel ist das kostbarste am ganzen Baume.

Man nimmt zwey große Wurzeln vom Simaruba, schneidet sie in Stücken, läßt sie in drey halbe Achtelmaaße Wasser aufsieden, die man bis zu ein Nösel einkochen läßt. Man theilt es in drey Gläser. Das erste nimmt man früh nüchtern, das zweyte nach dem Mittagsessen, und das dritte zwey Stunden vor'm Abendbrod. Man muß sich aber in Acht nehmen, unverdauliche Speisen zu genießen oder weißen Wein zu trinken. Durch dieß Mittel curirt man in weniger denn drey Tagen die stärksten rothen Ruhren.

Alle Antillischen Inseln bringen die stachlichte Pflanze hervor, die die Engländer den Stechbirnbaum nennen, und die Franzosen la Raquette. Wir haben sie in der Geschichte von Neuspanien beschrieben. Labat behauptet, der Anbau dieses Baums könnte einen sehr reichen Handel den Antillen zuwege bringen. Man bedienet sich der Rakettenäpfel um sehr gesunde Teige daraus zu wirken, oder sehr erquickende Geleen davon zu machen.

Die in den Inseln befindlichen Vegetabilien sind in eben den Theilen des festen Landes, das mit ihnen unter gleicher Breite liegt.

Zehnter Artikel.

Von dem Handel nach den Antillen.

Die Kaufmannswaaren, die man bis jetzt aus den Antillen gezogen hat, bestanden in nichts weiter, als in weißen oder geläuterten Zucker, Indigo, Ruku, Kakao, Kattun, Tabak, Kaßia, Ingwer, Schildpadde, rohem Leder, und Eingemachten. Seit einiger Zeit ist noch der Zucker dazu gekommen.

Unter denen Waaren, die man dort hinbringt, wird man die Viktualien sehr leicht los. Darunter begreift man Ochsen, Speck, Mehl, Salzfische, Schinken, Ochsen- und Schweine-Zungen, Französische und Italienische Schlackwürste, allerhand Arten Käse, trocknes Obst, Olivenöhl, Brennöhl, Butter, Wachs, Lichter, französische und ausländische Weine, Branntweine, Liqueurs; überhaupt alles das, was den Geschmack kützelt; und endlich alle Europäische Arzeneyen und Materialwaaren.

Küchengeräth wird man daselbst auch sehr gut los; als da sind große kupferne, und eiserne Kessel, u. s. w. und dann auch alles Mühlengeräth, alles Geräth zu den Zuckersiedereien, Zuckermühlen, und Werkzeuge für alle Handwerker. Alles was zum Staat und Vergnügen gehört, findet

man dort nicht zu theuer. Leinewand, Nesseltuch, kostbare Steine, Perucken, Kastore, seidne und wollene Strümpfe, Schuhe, Halbstiefeln, Tücher, seidne, goldne und silberne Stoffe, goldne Borten, Röhre, Tabaksdosen, und allerhand Sorten Galanterien, die feinsten Spitzen, Damenkopfputz, silbernes Eß- und Trinkgeschirr, Uhren, neue Parisermoden u. s. w. das alles wird sehr gut abgesetzt. Die Frauenzimmer, in Pausch und Bogen genommen, versagen ihrer Eitelkeit nichts.

Erst vor Kurzen hat man angefangen einen Bücherhandel nach den Antillen zu treiben, und er ist eingeschlagen; man setzt dort viel ab; tauscht dagegen Landeswaaren ein, deren Absatz in Europa weit zuverläßiger ist.

Geographische und historische Beschreibung von Südamerika.

Dieser Theil von Amerika erstreckt sich vom neunten Grad mitternächtlicher Breite bis zum fünf und funfzigsten der mittäglichen, und vom vierzigsten Grade und etliche Minuten der Länge, bis zum vier und achtzigsten Grad und etliche Mi-

nuten; er nimmt aber immer mehr und mehr ab, und läuft endlich ganz spitzig zu. Man theilt ihn in acht Haupttheile, und die sind, Terrafirma, Peru, Chili, das Land der Amazonen, Brasilien, Paraguay, oder Ryo de Plata, Magellanien, und die Inseln.

Erstes Kapitel.

Erster Artikel.

Das Königreich Terrafirma.

Das Königreich Terrafirma fängt gegen Norden von dem Flusse Darien an, geht durch Nombre de Dios, Bocas del Toro, Bahia de l' Amirante durch, und wird gegen Morgen durch den Fluß de Los Dorandos und das Nordmeer begränzt. Nach dem Südmeer zu, indem es sich westwärts wendet, erstreckt es sich von Punto Garda, in der Provinz von Costa Rica, und geht durch Punta de Mariatos und Morre de Puescas durch bis zum Isthmus von Darien, woselbst es sich durch die Südküste, und durch Puerto de Pinas und Morre Quemado, bis zur Bay von St. Bonaventura. Seine Länge vom Aufgange bis zum Niedergange beträgt hundert und vier und achtzig Meilen, ob es gleich der Nordküste nach zu rechnen mehr als zwey hundert und dreyßig hat.

Seine

Seine Breite von Norden bis zu Süden ist die Breite des Panamaschen Isthmus, der die Provinz Panama, und einen Theil von Darien in sich schließt. Der Isthmus hat gewöhnlich zwanzig Meilen in der Breite; es giebt aber auch Oerter, wo er nur vierzehn hat; aber gegen Choco und Siraron dehnt er sich aus, und auch gegen den östlichen Theil der Provinz Veragua, wo er wohl von einem Meere bis zum andern vierzig Meilen in der Breite haben kann.

Dieß Königreich enthält zwey Provinzen, Panama und Darien. Einige Erdbeschreiber rechnen noch Veragua dahin, es gehört aber, wie wir in der Beschreibung von Neuspanien gesagt haben, heut zu Tage zum Tribunale von Guatimala.

§. 1.

Provinz von Panama.

Sie kann vom Aufgang bis zum Niedergang fünf und siebenzig Meilen betragen; ihre Breite von Mittag bis zu Norden ist ungleich; sie hat an manchen Orten ungefehr zwanzig Meilen, an andern kaum vierzehn. Sie enthält genau den Theil des Isthmus, der Nord-Afrika von Süd-Afrika absondert. Eine lange Kette von Gebürgen läuft von Osten bis zu Westen queer durch diese Provinz. Diese Berge gehören zu den Kordelleras des Andes.

Die Städte, Flecke, Dörfer und Wohnplätze der Provinz Panama liegen in Ebnen, die dem Strand endlängst liegen. Der übrige Theil ihres Bodens ist mit Bergen durchschnitten, die wegen der strengen Luft und wegen ihrer Unfruchtbarkeit unbewohnbar sind.

Die Städte sind Panama, die Hauptstadt der Provinz und des ganzen Königreichs, Porto-Belo, San-Jago de Nata de los Cavalleros und los Santos.

Panama liegt in dem Isthmus eben des Namens, dicht an einem Ufer, woran die Südsee schlägt. Ihre Lage ist acht Grad sieben und funfzig Minuten nördlicher Breite. Der Name, den man ihr giebt, ist aus der Sprache der ehmaligen Landesbewohner genommen, und bezeichnet eine fischreiche Gegend, weil's viel Fische da giebt, und die Indianer daselbst Fischerhütten aufgebauet hatten. Im Jahre 1518. setzten die Spanier eine Kolonie hier hin; 1520. erhielt sie den Namen einer Stadt, und ward in kurzen sehr blühend; ward aber 1670. von Englischen Seeräubern geplündert und verwüstet. Man versichert, ein Seeräuber, dem ein Pfeil ins Auge geschossen worden, hab' ihn heraus gezogen, Werk drum gewickelt, ihn in den Flintenlauf gelegt, und gegen die Vestung abgeschossen; da deren Häu-

Dom Ulloa Reise nach Peru Th. 1. B. 3. K. 1.

ser lauter Strohdächer gehabt, hätt' er diese in Brand gesteckt, und die Belagerten genöthigt, sich zu ergeben. Die Spanier erbauten sie wiederum, da wo sie jetzt steht. Sie ist anderthalb Meilen von ihrem ehmaligen Platze entfernt, und liegt weit vortheilhafter. Sie ist mit einer sehr breiten steinern Mauer umgeben, und von einer starken Besatzung vertheidigt, die nach verschiednen Orten Detaschements hinsendet. Hart an der Mauer, gegen Norden zu, liegt ein Hügel, heißt Ankon. Der hebt sich mehr als hundert Klafter über die Pläne.

Die meisten Häuser in dieser Stadt sind hölzern, nur von einem Stockwerk, und das Dach von Ziegel; aber groß sind sie und schön. Eine Vorstadt, die außer der Ringmauer liegt, und größer ist, als die Stadt selbst, ist nur von Holz gebaut. Die Straßen der Stadt und Vorstadt sind breit und gut gepflastert. Man glaubt vor Feuerschäden gesichert zu seyn, weil man das Holz, woraus man die Häuser gebaut hat, für unverbrennlich hält. Es ist gewiß, daß das Feuer, das drauf fällt, sie nur blos durchlöchert, ohne sie in Flammen zu setzen, und sich in der Asche auslöscht. Dem ungeachtet ward die Stadt im Jahre 1737. durch Feuer verwüstet, denn da es in einem Keller voll Schiffspech, Theer und Branntewein ausgekommen

wär, so bekam es eine Gewalt, wogegen das Holz trotz seiner Güte nicht ausdauern konnte. Alle abgebrannten Häuser sind steinern wieder aufgebaut worden.

Die Stadt Panama ist der Sitz eines Tribunals. Der Präsident ist zugleich Gouverneur der Stadt und Generalißimus der ganzen Provinz; sein gewöhnlicher Titel aber ist Präsident. Nur Spaniern von edler Geburt wird diese Würde zu Theil. Der dasige Bischof führt den Titel: Bischof von Terrafirma. Die Dohmkirche und alle Klöster sind von Steinen gebaut. Es giebt daselbst Barfüsser, Augustiner, Patres vom Orden de la Merci, Nonnen von St. Clara, oder vom Hospital von Saint-Jean de Dieu; allein diese Orden sind nicht sehr zahlreich.

Der Hafen von Panama hat sich in der Rhede selbst gebildet, und ist mit einer Menge Inseln bedeckt. Die vornehmsten darunter sind Haro, Puerko und Flamenkos. Der Ankergrund ist bey der mittelsten von den genannten Inseln, woher sie auch den Namen bekommen hat. Sie liegt drey Meilen von der Stadt, und die Schiffe haben daselbst gar nichts zu besorgen.

In diese Stadt schift die Armadille von Peru ihren Schatz aus; sie dient auch den Kaufmannswaaren, die den Fluß Char-

ge heraufkommen, zum Niederlager. Der Nutzen, den die Einwohner daraus ziehn, besteht in der Fracht für die Gefäße, und in den Lieferungen, die sie für die Maulesel und die Schwarzen herbeyschaffen müssen, die zu Cruces Waaren holen, und sie nach Panama auf einem durch Felsen gehauenen Weg zu schaffen. An manchem Ort ist dieser Weg so schmal, daß ein Lastthier kaum den Körper durchzwingen kann, und wenn's beladen ist, nur mit äußerster Gefahr durchgeht. Der Hauszins bringt den Einwohnern auch beträchtliche Summen ein.

Fast zu allen Jahreszeiten kommen Fremden nach Panama. Einige kommen aus Spanien um in die Südsee zu gehn, andre aus der Südsee um nach Europa zurückzukehren. Man sieht hier im Hafen beständig Gefäße anlangen; sie bringen Waaren aus Peru mit, nehmlich Mehl, Weine, Branntweine, Zucker, Oehl, Oliven, geschmolzen Schweinschmalz u.s.w. Die Schiffe von Guayaquil bringen Kakao mit, Chinachina, und andre Produkte der Provinz Quito.

Außer diesem Vortheil hat Panama noch einen, den Perlenfang. Er geschieht auf den Inseln in ihrem Golfo, vornehmlich auf der Königsinsel und zu Tuboga. Beynahe alle Einwohner bedienen sich der

Schwar-

Schwarzen zu dieser kostbaren Fischerey. Man verfährt hierbey eben so wie im Persischen Golfo und im Vorgebürge Komorin; allein die Fischerey hier ist weit gefährlicher; eine Menge Seeungeheuer kämpfen gegen die Perlenfänger an. Es scheint, als wollten diese Thiere die reichsten Produkte ihres Elements gegen die Menschen vertheidigen. Man hat bemerkt, daß sie grade an den Orten, wo diese Fischerey geschieht, sich in größerer Anzahl versammelt haben. Die Haye verschlingen in Einem Augenblicke die Taucher, die sie packen können. Die Mantas breiten sich über sie aus, und ersticken sie. Dieser gefräßige Fisch bekömmt seinen Namen von seiner Gestalt; er ist breit, und dehnt sich aus wie ein Stück Tuch. Erhascht er einen Menschen, so umhüllt er ihn, und rollt ihn in den Zirkel, den sein Körper in seiner Länge formirt, und erstickt ihn durch das heftige und unaufhörliche Drücken. Er gleicht dem Roch, ist aber viel, viel größer. Die Taucher bewafnen sich stets mit großen spitzigen und scharfen Messern. So bald sie eins von diesen Ungeheuern wahrnehmen, gehn sie drauf los, und rennen ihm ihr Messer mitten in den Wanst. So bald sich das Ungeheuer verwundet merkt, nimmt's die Flucht. Dieser Vorsicht ungeachtet kommen viele Fischer um, und eine

noch

noch größere Anzahl verlieren dabey einen Arm oder ein Bein.

Die Perlen aus dem Panamäschen Golfo haben gemeiniglich ein schönes Wasser, und eine ganz beträchtliche Größe. Der größte Theil dieser Perlen geht nach Lima und nach dem übrigen Peru; einige schickt man nach Europa herüber.

Ehemals grub man auch Gold aus den Bergwerken von Terrafirma, was die Reichthümer von Panama nicht wenig vermehrte: jetzt wird's ganz vernachläßigt.

Porto-Belo hat seinen Ursprung der Güte seines Hafens zu verdanken. Diese Stadt liegt auf dem Abhang eines Berges, der den Hafen einfaßt; sie hat die Gestalt eines halben Mondes. Beynahe alle Häuser sind aus Holz gebaut, ausgenommen einige, deren erstes Stockwerk aus Steinen besteht. Ihre Anzahl beläuft sich nur auf hundert u. zwanzig oder dreyßig. Sie machen eine Strasse aus, die längst dem Hafen herunterläuft. Indeß sind auch einige Gäßchen dort, die von dem Abhange des Berges nach dem Ufer zu sie queer durchschneiden. Auch giebts dort zwey ziemlich geräumige Plätze, der eine grad über dem Finanzcollegium, einem schönen steinern Gebäude, das an den Damm stößt, wo die Waaren an's Land gebracht werden; der andre dicht an der

Paro-

Parochialkirche. Man findet zu Porto-Belo drey Kirchen, die Pfarrkirche, die groß, und wohl ausgeschmückt ist; die Kirche von den Vätern aus dem Orden de la Merci, die ganz baufällig ist, und die Hospitalkirche. Am Ende der Stadt, nach Panama zu, findet man eine Gegend, Klein Guinea genannt, weil sie mit freyen Schwarzen bevölkert ist.

Der Name des Hafen giebt all seine Vorzüge zu erkennen. Der Eingang in selbigen ist breit, und durch ein Schloß, St. Philipp de Todo-Fiero genannt, ganz gut vertheidigt; es liegt nach der Spitze von Norden zu. Man rechnet ungefehr sechshundert Klaftern von einer Spitze bis zur andern. Die Südseite wird von Felsen vertheidigt, die aus dem Wasser hervorragen. Man findet auf der Küste, die der Hafen südwärts formiret, der Rhede grad über eine Vestung, Saint Jacques de la Gloire genannt. Als Admiral Vernon im Jahre 1740. diese Stadt ohne Geschütz und Soldaten ganz wehrlos fand, ließ er all ihre Werke schleifen.

Nordwestwärts der Stadt findet man einen kleinen Golfo, ganz bequem zum Kalfatern; man muß aber alles Benöthigte mitbringen; heißt der Golfo von Kaldera. Die Schiffe können in den Hafen von Porto-Belo nicht anders hereinkommen,

men, als durch das Winden, denn entweder der Wind ist ihnen entgegen oder eine große Windstille.

Porto-Belo ist mit Bergen umgeben, unter denen sich ein ungemein hoher auszeichnet, der der Stadt gleichsam zum Wetterglase dient. Die eine Seite des Berges dreht sich nach dem Wege hin, der nach Panama führt, und die andre nach dem Hafen. Der Gipfel ist fast beständig mit finstern und dicken Wolken bedeckt, die die Spanier Capello nennen, oder der Hut des Berges, daraus ist dann der Name Kapira herausgehunzt worden. Werden diese Wolken dick und schwer, so senken sie sich tief, und dieß ist ein Zeichen eines bevorstehenden Gewitters. Heben sie sich aber und werden lichte, wird schön Wetter. Gut und schlimm Wetter wechselt aber so schnell mit einander ab, daß man selten den Gipfel des Bergs entdeckt, der fast immer in Aegyptische Finsterniß eingehüllt ist.

Die Luft ist in dieser Stadt höchst ungesund; schwächt die stärksten Körper. Man behauptet sogar, das Vieh, das man von andern Gegenden hierher gebracht, nähme dermassen hier ab, daß es sich nicht weiter vermehrte.

Diese Berge um die Stadt verursachen daselbst eine unmäßige Hitze, und die auf

selbigen befindlichen dicken Waldungen lassen keinen Sonnenstrahl durch, daher der Boden immer feucht bleibt. Es ziehn sich dicke Dünste in die Höhe, die in starken Regen, und den heftigsten Donnerwettern wiederum herabfallen. Es ist ein so fürchterliches Gepraſſel, und die Blitze sind so leuchtend, und sich so durchkreuzend, daß der Beherzteste dafür erschrickt. Da der Hafen mitten in den Gebürgen liegt, so giebt's daselbst einen gar gräßlichen Wiederhall, der durch das Gekreisch der Affen und andrer dergleichen Thiere noch vermehret wird, zumal Morgends und Abends wenn die Schiffe die Kanonen lösen.

Wegen des höchst ungesunden Himmelsstrichs nennt man Porto-Belo das Grab der Spanier, und eben dieß macht glaublich, daß es nie wird bevölkert werden. Der gröſte Theil seiner Einwohner besteht in Schwarzen und Mulatten. Man findet daselbst nicht mehr als dreyßig Familien von Weissen, die sich nur zur Meßzeit dort aufhalten. Den gröſten Theil des Jahres halten sie sich zu Panama auf. Nöthigte die Officiere nicht ihre Pflicht dort zu bleiben, sie blieben gewiß nicht, auch machen sie sich fort von da, so bald sie nur Urlaub erhalten.

Die Bergwälder stoſſen so dicht an die Häuser der Stadt, daß die wilden Thiere, zumal

zumal die Tieger auf den Gassen sich verbreiten, und alle Kinder verschlingen, die sie erhaschen können. Man legt ihnen gleich an den Stadtmauern auf das sorgfältigste Fallstricke. Die Neger und Mulatten, die man in die Wälder schickt Holz zu hauen, sind so geschickt als muthig, sich gegen diese Thiere zu vertheidigen, sie greifen sie sogar mit der größten Unerschrockenheit an. Zu diesem gefährlichen Kampf nehmen sie ein Fangeisen mit von sieben bis acht Fuß in der Länge, dessen Spitze im Feuer gehärtet ist, und einen kurzen Säbel. In der linken Hand hält der Neger oder Mulatte sein Fangeisen, in der rechten den Säbel. Er erwartet, daß der Tieger ins Eisen rennt; das Thier ergreift es mit der einen Klaue, und sucht mit der andern Pfote den Arm zu erhaschen, um ihn zu zerreissen; allein der Neger ist so vorsichtig gewesen, ihn in ein Stück Stoff zu wickeln, worauf die Klaue gar nicht haften kann. Während den fruchtlosen Bemühungen des Tiegers, versetzt ihm der Neger einen Hieb mit seinen Säbel auf die Pfote, und gemeiniglich stürzt der Vorderbug. Das wüthende Thier springt zurück, und wirft sich von neuen auf seinen Feind los, um den Arm mit der andern Pfote zu packen; der Neger führt noch einen Hieb, Platsch! liegt der andre Vorderbug auch da. Drauf würgt er ihn,

streift ihm das Fell ab, und kehrt mit Fell und Pfote und Kopf in die Stadt zurück.

Messe zu Porto-Belo.

Erfährt man in den andern Städten, daß die Gallionen zu Porto-Belo angekommen sind, so sputet man sich über Hals über Kopf dahin, und der Zusammenfluß von Kaufleuten ist so beträchtlich, daß man ein mittelmäßig großes Stübchen zur Messe für tausend Schildthaler vermiethet. Alsdann ist diese Stadt, die vor kurzen so öd und wüste war, so mit Menschen angefüllt, daß sie selbige kaum fassen kann; durch die Zelte, die am Ufer aufgeschlagen werden, erlangt sie mehrere Größe; ihr Hafen ist mit Schiffen und Barken bedeckt, von denen einige allerhand Peruanische Waaren mitbringen, und die übrigen Viktualien. Man bringt dort Kisten hin voll Gold und Silbers, geprägt, und auch noch Stangenweise.

Wenn die Gallionen und Peruanischen Waaren an's Land sind, geht die Messe an. Die Handlungs-Deputirten begeben sich an den Bord der Admiralitätsgallione um in Gegenwart des Oberbefehlhabers vom Geschwader, und des Präsidenten von Panama die Waarenpreise festzusetzen. Ersterm liegt ob, für das Intresse von Spanien zu wachen, und letztern für das Intresse von Peru. Wenn die Verträge von beyden Seiten sind unterzeichnet worden,

worden, werden sie bekannt gemacht. Den Einkauf und Verkauf, den Tausch von Waaren und Geld besorgen die Mäckler, die aus Spanien oder Peru kommen. Diese haben die Liste von dem, was zu verkaufen ist, jene von dem, was zu kaufen ist. So bald die Käufe geschlossen sind, nimmt ein jeder das ihm Gehörige in Besitz, und es geht an ein Einschiffen. Die Silberkisten werden für die Spanischen Negozianten in die Gallionen geschaft, und die Europäischen Waaren in die Chatas und Bungos, und gehn den Fluß Charee herauf, und nach Panama, von wo sie nach Peru gebracht werden. Diese Messe dauert nicht länger denn vierzig Tage, von dem Tage an gerechnet, da die Gallionen in den Hafen einlaufen. Ist man in der Zeit über den Waarenpreiß nicht einig geworden, so stehts den Spanischen Handelsleuten frey weiter mit ihren Waaren zu gehn, so gar nach Peru. Der Oberbefehlshaber bringt einen förmlichen Erlaubnißschein hierzu mit, dessen Gebrauch man seiner Klugheit überläßt. Sonst ist es jedem Spanier untersagt anderwärts als zu Porto-Belo seine Waaren zu verkaufen, oder sie zum Verkauf weiter zu schicken. Auch ists nicht einmal den Peruanischen Kaufleuten erlaubt Geld nach Spanien zu senden, um dafür Waaren einzuhandeln.

Wie den Engländern ein Schiff mit dem Geschwader laufen zu lassen verstattet war, hielten sich ihre Handelsleute eine Zeitlang zu Jamaika auf, und giengen hernach auf die Messe von Porto-Belo mit einer so reichen Ladung, daß die Ladung der Gallionen weit zurückstehn muß; sie gaben dem Spanischen Handel einen derben Stoß.

San-Jago de Nata ist eine ziemlich große Stadt, die Häuser sind aber nur von ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, und mit Stroh gedeckt. Ihre Einwohner sind ein Gemisch von Spaniern und Indianern.

Los Santes ist eine Pflanzstadt, die die Einwohner von Nata neulichst errichtet haben; in Kurzem wird die zweyte Stadt blühender seyn, als die erste. Außer diesen Städten rechnet man in dieser Provinz sieben Flecken, die alle ziemlichermassen bevölkert sind.

§. 2.

Die Provinz Darien.

Die meisten Bewohner dieser Provinz sind herumstreichende Indianer, die das Spanische Joch abgeschüttelt haben, um in ihrer alten Freyheit zu leben. Man rechnete ehmals zwanzig Flecken oder neuangebaute Wohnplätze in dieser Provinz, allein

alle ihre Bewohner haben sich zerstreut. Die Stadt Nombre de Dios, im Jahre 1510. gebaut, ist jetzt fast gar nichts mehr.

Hier wollen wir uns verweilen, den Isthmus von Panama zu untersuchen, den viele Erdbeschreiber den Isthmus von Darien nennen, ein Name, den er dem grosen Fluß Darien abborgt. Er macht die Grenze von Norden bis zu Westen; liegt im achten bis zehnten Grad Nördlicher Breite, und ist, wo er am schmälsten, keinen Grad breit. Die beyden Meere strömen nicht gradesweges an seine Ufer an; eine Menge Inseln, die die Küsten umgeben, halten sie von beyden Seiten auf. Der Isthmus zeigt sich fast allenthalben als eine ungleiche Fläche. Es giebt dort sehr hohe Gebürge, und Thäler gar weites Umfangs; von den Gebürgen, die noch zu den Kordilleren gehören, strömen Flüsse in selbige herab. Einige ergießen sich in die Südsee, andre in die Nordsee.

Lionels Reisen. Waffer, Geschichte der Reisen Th. 13.

Von dem Gipfel des höchsten Berges entdeckt man eins der schönsten Schauspiele der Natur, die so anmuthig abwechselnden Gestade. Alle die Flüsse, die durch den Isthmus strömen, sind breit zwar genug, aber wenig schiffbar, weil sie an ihrer Mündung Sandbänke und Untiefen haben. Der Fluß Darien ist einer der größten, allein die Tiefe seiner Mündung entspricht nicht

seiner Breite. Der Boden nordwärts ist ziemlich vermischt, aber gemeiniglich gut. Unten an den Gebürgen giebts Sümpfe, die nur eine halbe Meile breit seyn. Man glaubt, daß sich in diesem Theile von Amerika Goldbergwerke befinden, weil's hier Flüsse giebt, die viel Goldsand bey sich führen.

Die trocknen Gegenden des Isthmus erzeugen nicht solche Bäume wie die feuchten. Hier sind sie groß, außerordentlich dick und beynahe ohne Zweige; dort mehr Stauden, als Bäume.

Die Jahreszeiten im Isthmus bringen so wie in den andern in gleicher Breite liegenden Theilen unter dem heissen Erdgürtel, mehr Nässe, als Dürre mit. Das Regenwetter fällt mit dem Aprill ein, und hält den May, Juni, Juli und August durch an; am stärksten ists in dem letztern Monat. Wenn die Sonne durch die Wolken dringt, ist die Hitze außerordentlich, zum Ersticken, denn kein Kühlungslüftchen weht. In der Mitte des September fängts an mit regnen nachzulassen; manchmal dauerts aber fort bis in den Januar. Die Luft ist oft dermassen mit Schwefeltheilen geschwängert, daß man's beym Athemholen verspürt. Nach den Gewittern hört man das Quaken der Frösche und Kröten, das Sumsen der Mücken,

das

das Zischen der Schlangen, und das Gekreisch von einer unendlichen Menge andrer Insekten. Das Platschen des Regens schallte so gar aus den Wäldern wieder zurück. Er ist manchmal so heftig, daß eine Pläne, worauf er niederfällt, in einem Augenblick in einen See verwandelt ist. Die Gewitter reissen öfters Bäume heraus, und schwemmen sie mit sich fort in die Flüsse.

§. 3.

Die Provinz Karthagena.

Ob gleich Karthagena eine besondre Provinz ausmacht, die vom Tribunal der Spanischen Insel abhängt, so glauben wir sie doch hier mitnehmen zu müssen, weil sie auf der Küste von Terrafirma liegt. Ihr Gouvernement erstreckt sich westwärts bis an den Bord des breiten und tiefen Flusses, **Rio de la Magdalena** genannt. Gegen Aufgang begrenzt es der Fluß Darien, und gegen die Nordseite umfaßt es alle zwischen der Mündung dieser beyden belegenen Seeküsten. Man giebt ihm drey und funfzig Meilen von Westen bis nach Osten, und fünf und achtzig von Norden bis nach Süden. Es schließt viel fruchtbare Thäler in sich, die man die Savanen nennt; als da sind: Zemba, Zenez, Tola, Momposa, Barnuka u. s. w., die mit Spaniern und Indianern bevölkert sind. Vor der Ero-

herung des Landes hatten all diese Orte Gold im Ueberfluß. Man findet noch jetzt an verschiednen Orten Spuren von Bergwerken. Es ist zuverläßig, daß die alten Einwohner dieses kostbaren Metalls zum Schmuck brauchten; überdem trieben sie damit Verkehr bey ihren Nachbaren, tauschten sich verschiedne Sachen dagegen ein, woran's dieser Provinz gebrach. Heut zu Tage achtet man diese Bergwerke nicht, weil man sie erschöpft glaubt.

Beschreibung von Karthagena.

Karthagena, die Hauptstadt dieser Provinz, liegt 10 Grad fünf und zwanzig Minuten Nördlicher Breite, und 282 Grad 28 Minuten in der Breite. Ihre vortheilhafte Lage machte sie bald blühend. Einige französische Wagehälse überfielen sie im Jahre 1544, und vierzig Jahre nachher legte sie Drak in Asche. Im Jahre 1697. verwüsteten die Franzosen sie nochmals. Admiral Wernon belagerte sie 1741. ohne sie einnehmen zu können. Die Spanier halfen stets all ihren erlittnen Schäden aufs sorgfältigste ab, so daß sie jetzt eine sehr schöne und sehr blühende Stadt ist.

Sie liegt auf einer Sandinsel, die einen schmalen Weg nach Süd-Westen formiret, und zum Schlüssel dient nach Tierra-Bomba zu kommen, und von da bis nach Boka-Chica. Der enge Paß, der dort-

dorthin führt, war ehmals die Einfuhr in die Bucht, die aber auf Befehl des Spanischen Hofes ist verdämmet worden, und es blieb weiter nichts als die Einfuhr in Boka-Chica, die aber auch zugeworfen wurde, weil die Engländer bey ihrer letztern Unternehmung sich der Schanzen, die diese Stadt vertheidigten, gar zu leicht bemächtigt gehabt. Die alte Einfuhr ward drauf wieder aufgedämmt, und jetzt fahren die Schiffe durch selbige in die Bucht. Nordwestwärts ist der Boden annoch so schmal, daß er hart an der Mauer von einem Meere zum andern nur fünf und dreyßig Klaftern in sich faßt, er wird aber breiter, und bildet eine andre Insel von dieser Seite, und die ganze Stadt ist vom Meere umringt, ausgenommen an denen beyden Orten, die sehr schmal seyn. Gegen Westen zu hängt eine hölzerne Brücke die Stadt mit der Vorstadt zusammen, welche letztere Xemain heißt, und auf einer andern Insel gebaut ist, die auch durch eine hölzerne Brücke mit dem festen Lande zusammenhängt. Nach dieser Vorstadt zu hat die Natur in einer kleinen Entfernung einen Hügel von mittlerer Größe gesetzt, worauf man die Schanze San-Lazaro gebaut hat, die die ganze Stadt bestreicht. An diesem Hügel ketten sich noch verschiedne, weit höhere an, die sich nach Westen hinziehn. Ein noch höherer der

Popa heißt, begrenzt sie. Auf seiner Spitze sieht man ein Augustiner-Barfüsserkloster. Es hat eine gar herrliche Aussicht, die weder nach dem Felde noch nach der Küste zu eingeschränkt wird. Stadt und Vorstadt sind regelmäßig befestigt. Außer sieben Bastionen, die die Vorstadt vertheidigen, giebts eine Menge Schanzen in der Bucht.

Alle Reisebeschreiber stimmen darinnen überein, daß Karthagena nach Mexiko die schönste Stadt in Amerika ist. Sie besteht aus fünf großen, graden, gut verpflasterten Strassen; deren jede über eine halbe Meile lang ist. Die Häuser sind durchgängig von Stein, und sehr gut gebaut, haben Balkons und hölzerne Fenstergitter. Die eine Strasse, die länger und breiter ist als die übrigen, läuft queer durch die Stadt, und formirt in ihren Mittelpunkte einen großen Platz. Die Dohmkirche erhebt sich über all die andern Gebäude, und ist inwendig eben so mit Reichthümern ausgeschmückt, als prächtig sie von aussen ist. Es giebt zwey Pfarrkirchen zu Karthagena; die Pfarrkirche zu San-Toribio in der Stadt, und die Dreyfaltigkeitskirche in der Vorstadt. Man rechnet daselbst eilf geistliche Ordenshäuser von beyderley Geschlecht. Das Rathhaus ist ein prächtig Gebäude; auch der Pack-

2704

hof

hof ist sehr schön gebaut. Alle Gebäude dort haben außerordentliche Schönheiten. Die Zahl der Einwohner soll sich auf vier und zwanzig tausend belaufen. Ueber vier tausend davon sind Spanier, und das Uebrige von Indianischer Schwarzer oder Mulattischer Rasse. Der größte Theil von ihnen ist so wohlhabend, daß sie in allen ihren andern Gegenden der Welt würden für reich gehalten werden.

Der Gouverneur hat seine gewöhnliche Residenz in der Stadt. Was Militärangelegenheiten betrift, so ist er dem Vicekönig von Granada unterworfen, und im Betreff bürgerlicher Angelegenheit kann man von ihm an das Tribunal von Santa-Fee appelliren. Die geistliche Gerichtsbarkeit des Bischofs erstreckt sich so weit, als das Civil- und Militär-Gouvernement. Das Inquisitionsgericht hat Isle Espangole, Terrafirma, und Santa-Fee unter sich. Außer diesen Tribunälen giebts in dieser Stadt ein besonders Justizcollegium. Es besteht aus Regidoren, aus denen man jährlich zwey Alkaden wählt. Man sieht stets darauf, daß zwey Einwohner vom ersten Range diese Aemter bekleiden. Die Schatzkammer hat die königlichen Gelder zu empfangen, und auszuzahlen. Uebrigens ist auch ein Auditeur dort, der eine Art von Gerichtsbarkeit hat.

Die

Die Bucht zu Karthagena wird für eine der besten in diesem Lande gehalten. Sie beträgt dritthalb Meilen im Umfange, gegen Norden und Süden zu, hat einen sehr sichern Grund, und Wasser in Menge. Gleichwohl giebt's an ihrer Mündung einige Untiefen, die Vorsicht erfodern. Der Spanische Hof unterhält dort einen Piloten, der kein weiters Geschäft hat, als das, die Schiffe in diese Bucht zu lenken, oder ihnen die Gefahr anzuzeigen.

Die Ebbe und Fluth in dieser Bucht ist wenig regelmäßig. Es währt fast einen Tag ehe die Fluth steigt, und in vier, fünf Stunden ist sie gefallen. Die größte Höhe, die sie erreicht, hat man bemerkt, ist zwey, drittehalb Fuß. Manchmal ist das Aufschwellen so wenig merklich, daß man's nur an den Wogen abnehmen kann. Alsdann ists gefährlich zu scheitern, so ruhig Luft und Wasser auch ist, denn der Grund ist Triebsand, daher denn ein Gefäß, wenn's darinn zu sitzen kömmt, nicht eher wieder flott werden kann, als bis es gelichtet worden. Nach Boka-Chica zu, in einem Zwischenraum von zwey Meilen, findet man einen seichten Grund von Kießsand und Thone, wo das Wasser an vielen Orten nur anderthalb Fuß hat.

Diese Bucht hat Fische allerhand Arten in Ueberfluß. Die gemeinsten sind El-

se, worin eben nichts sonderliches; allein sehr gute und fette Schildkröten giebts hier in Menge. Auch sind hier viel Haye, die so gierig, daß sie die Menschen in der Barke angreifen. Ingleichen Kaymanns, obgleich diese Art Amphibien nur das Flußwasser lieben.

In dieser Bucht warten die Gallionen, bis die Armadille von Peru nach Panama gekommen. So bald sie davon Wind haben, gleich segeln sie nach Porto-Belo. Nach der Messe kommen sie wieder in diese Bucht, versorgen sich mit dem zu ihrer Rückreise Erforderlichen, und gehen wieder unter Seegel. In ihrer Abwesenheit ist diese Bucht ganz öd' und leer, kaum erblickt man einige von den dasigen Felucken, die sich nicht länger dort aufhalten, als nöthig ist, um gekalfatert zu werden.

Es wird in Karthagena ein ansehnlicher Handel getrieben; die Kaufleute aus den innersten Provinzen kaufen dort Vorräthe und Waaren auf.

Wenn die Gallionen nach Karthagena kommen, sieht man dort eine Menge Buden aufgeschlagen, sowohl für die eben gelandeten Spanier, als auch für die Kaufleute aus der Stadt. Diejenigen, die Sklaven haben, bringen deren Arbeiten hier sehr gut an, und suchen diese Leute durch Erhöhung ihres Lohns aufzumuntern. Jedermann

dermann macht bey der Messe seinen Gewinnst. Die lumpigsten Dörfer, die zu Karthagena gehören, machen durch die Lebensmittel, die sie hereinliefern, und deren Preiß sich nach Maaßgabe der Consumtion erhöhet, einen ansehnlichen Gewinn.

Dieß Leben, Weben und Geschäftigseyn dauert nur so lange als die Gallionen in der Bucht liegen, kaum sind sie weg, zurückgesunken ist wiederum alles in Unthätigkeit; man nennt diese Zeit die Grabesstille. Der Verkehr, den alsdann die Stadt treibt, ist fast von gar keiner Bedeutung.

Während der Grabesstille wird Karthagena blos von den zu ihrem Sprengel gehörigen großen Marktflecken unterstützt, die ihr alle Lebensbedürfnisse zuführen, und sie gegen Stoffe umtauschen.

Außer diesem kleinem Verkehr hat Karthagena ein kleines Kontor für den Verkauf der Negersklaven, die die Schiffe dorthin bringen. Sie bleiben hier solange aufbewahrt, bis man aus den innersten Provinzen sie zu kaufen kömmt. Fast jeder Karthagener treibt die Handlung. Die Kreolen besitzen Land: es giebt unter ihnen einige, die aus echtadlichen Häusern stammen; sie haben sich in der Stadt niedergelassen, woselbst sie die ersten Bedienungen verwaltet gehabt. Einige haben ihre edle

Geburt

Geburt dadurch erhalten, daß sie sich nur mit ihres Gleichen oder mit den Officieren der Gallionen verbunden haben, andre hat das Elend gezwungen in Indianische Familien hereinzurathen. Wenn die Farbe sie nicht verräth, so schätzen sie sich glücklich unter die Weissen gerechnet zu werden.

Tracht der Einwohner von Karthagena.

Die Weissen, die sich zu Karthagena niedergelassen, haben die Tracht der Stifter der Kolonie beybehalten; nur haben sie noch viel leichtern Zeug zu ihrem Anzuge genommen; tragen West und Beinkleider von feiner Bretanger-Leinewandt; Wämser von schlichten Taft. Letzters ist allgemein Mode, trägt jedermann, wes Standes und Würden er auch seye. Perücken waren 1735. daselbst noch so selten, daß nur der Gouverneur und einige Officiere welche trugen. Statt der Halsbinden knöpfte man das Hemde vorn blos mit einem grossen goldnen Knopf zu; ließ es auch öfters offen. Viele gehn, den Kopf unbedeckt, und das Haar am Nacken abgeschnitten; allein eine weit größre Anzahl trägt eine weißleinene Mütze. Zur Kühlung führt man einen Fächer bey sich, von feinen und dünnen Palmblättern in Form eines halben Monds gemacht; der Stiel ist auch von Palmblättern zusammen gedreht.

Die weissen Frauenzimmer haben eine Art Unterrock, Pollera genannt, den sie

am Gürtel befestigen, und der bis auf die Fersen hinabgeht; er ist von schlichten, ungefütterten Taft. Den übrigen Theil des Körpers bedeckt ein Wams; sie tragen ihn aber nur in der Jahreszeit, die bey ihnen Winter heißt; im Sommer haben sie nur ein auf der Brust zugeschnürtes Mieder an. Ohne Mäntelchen und Unterrock gehn sie nie aus. Um der Tageshitze zu entgehn, gehn sie schon um drey Uhr des Morgens in die Kirche. Diejenigen, die nicht völlig weiß sind, werfen über die Pollera eine Taftjuppe, von was für Farbe es ist, ausgenommen nicht schwarz, denn das dürfen sie nicht tragen. Diese Juppe hat fast ein kleines Loch bey dem andern, damit man das drunter befindliche Frauenzimmer sehen kann. Den Kopf bedecken sie mit einer weißleinen Mütze, die wie eine Bischofsmütze gestaltet ist, stark mit steifgestärkten Spitzen besetzt. Ohne diesen Kopfputz sieht man sie nie. Frauenzimmer von Stande tragen eine Art Pantöffelchen wo sie nur mit den Zähen hereinkönnen. In ihren Häusern verlassen sie ihre Hängebetten gar nicht, und schaukeln sich ohn' Aufhören in selbigen kühle. Auch den Männern gefällt dieß Ding gar nicht übel.

Geist und Scharfsinn findet man häufig bey beyden Geschlechtern; allein auf Wissenschaften mögen sie sich nicht legen,

sie

sie mögen Namen haben, wie sie wollen. Sehr mildthätig sind sie, zumal gegen die Europäer, die ihr Glück zu suchen kommen, und nichts finden, denn Elend, Krankheiten, ja oft den Tod. Drückt das äußerste Elend diese Ausländer, so wenden sie sich an die Negerinnen und Mulattinnen, die sie zu sich nehmen, gehörig verpflegen, und wenn sie sterben, auf ihre Kosten begraben lassen. Diejenigen, die ihre Gesundheit wieder erlangen, sehn sich öfters genothdrungen, ihre Wohlthäterinnen, oder eine von ihren Töchtern zu heyrathen. Diejenigen von diesen Fremdlingen, die mehr Thatkraft haben, wie die übrigen und arbeitsamer sind, gehn hin, und werden Kanotführer, oder begeben sich auf Dörfer, wo sie sich ein Stück Landes beurbaren und bebauen, das ihnen so viel Unterhalt verschaft, daß sie ganz gemächlich leben können.

Branntewein, Schokolat, Eingemachtes und Honig lieben die Karthagener sehr; Rauchtabak aber über Alles. Auch raucht dort jedermann, Weib, Mann und Kind, wes Alters und Geschlechts es auch seyn mag. Gleichwohl raucht das vornehme Frauenzimmer nur blos im Innern ihrer Häuser. Man raucht Röllchen Blättertabak. Ein Mädchen hat das äußerste Ende einer angezündeten Tabaks-

rolle im Munde, raucht immer zu, ohne es ausgehn zu lassen, und fühlt vom Rauche keine Beschwerde. Wenn ein Mädchen ein Ende Tabak anzündet, und es einer Mannsperson überreicht, so ist dieß das größte Kennzeichen ihrer Achtung und Freundschaft, und es wäre tödliche Beleidigung, wenn man's ausschlüge. Eben so viel Leidenschaft haben beyde Geschlechter fürs Tanzen. Die Bälle fangen mit einigen Spanischen Tänzen an, und schliessen mit Landestänzen, die viel Angenehmes für Fremde haben, zumal da Liederchen dazwischen gesungen werden.

Der dortige Himmelsstrich ist ausnehmend heiß. Vom May bis zum Ende Novembers (dieß ist die Jahreszeit, die man Winter nennt,) giebt's dort so häufige Regen und Gewitter, daß immer Donnerwetter auf Donnerwetter kömmt, Strassen und Felder unter Wasser gesetzt werden. Alsdann füllt man die Cisternen, die dem Mangel an Fluß- und Quell-Wasser abhelfen müssen. Brunnen giebt's indessen in ziemlich großer Menge da, allein das Wasser ist süßsalzicht, und nicht zum Trinken; man kann es blos zum häuslichen Gebrauch verwenden.

Vom December bis zum Ende Aprills nimmt die Hitze ab, die Nordwinde wehen die Luft kühl, und dieß ist gleichwohl die

Zeit, die man Sommer nennt. Weil zu Johannis das Regenwetter einen Monat lang aufhört, nennt man diese Zeit den Nachsommer. Hitze ist nun fast beständig da, und Tag' und Nächte sind einander ziemlich gleich. Daher kömmt's eben, daß da die Körper in beständiger Ausdünstung sind, alle Einwohner so todtenblaß, so erdfahl aussehn, als wären sie eben von einer großen Krankheit genesen. Man merkt dieß allen ihren Handlungen an, und der schleppende Ton ihrer Stimmen verräth schon ihre Trägheit. Wer aus Europa hierhinkömmt, behält drey höchstens vier Monate seine Kräfte und Farbe, alsdenn wird er allmählig den andern Einwohnern gleich.

Vielen Krankheiten ist man in diesem Lande unterworfen. Das Uebel, das man Chapeturade (um die Ableitung dieses Worts wollen wir uns nicht bekümmern,) nennt, raft öfters das haibe Schifsvolk weg, wenn die Gallionen hier angekommen sind. Hinter die Beschaffenheit dieser Krankheit ist man noch nicht recht. Bey einigen kömmt sie von zu großer Erkältung, bey andern von einer Unverdaulichkeit, worauf ein schreckliches Brechen folgt, mit einem so heftigen Wahnwitz vergesellschaftet, daß man den Patienten binden muß, damit er sich nicht in Stücken zerreißt; mit-

ten in der Hitze stirbt er, wie in einer Art von Raserey. Sonderbar ists, daß diese schreckliche Krankheit vor denjenigen Achtung zu haben scheint, die ihr in den ersten Tagen entronnen seyn, und sich an die dasige Luft gewöhnt haben. Man versichert so gar, daß diejenigen, die nach einer langen Abwesenheit wieder zurückkehren, nie davon sind befallen worden. Vorm Jahre 1730. war dieß Uebel in diesem Lande ganz unbekannt.

Aussatz ist zu Karthagena und in ihrem ganzen Weichbilde etwas sehr gewöhnliches; man nennts die Sankt Lazarusplage. Diejenigen, die ihn dem Schweinefleisch beymessen, der gewöhnlichen Nahrung hier zu Lande, bedenken nicht, daß dieß Fleisch in andern Gegenden von Amerika so stark gegessen wird, wie hier, und daß man die Ursach nirgend anders zu suchen hat, als in der Beschaffenheit des Klimas. Damit er nicht weiter um sich greift, hat man außer der Stadt ein groses Hospital erbauet, dicht an einem Hügel, worauf ein Schloß liegt, das davon den Namen San-Lazaro bekommen hat. Man bringt in selbiges alle herein, die man für aussätzig hält, weß Geschlechts, Standes und Alters sie auch seyn. Wollen sie nicht gutwillig hin, schleppt man sie mit Gewalt herein. Indeß vermehrt sich nur

die

die Krankheit unter ihnen, (denn es steht ihnen frey einander zu heyrathen,) und pflanzt sich auf ihre Kinder fort. Im übrigen sind die Hospitaleinkünfte mittelmäßig; man läßt den Armen die Freyheit in der Stadt betteln zu gehn, wenn sie gleich diejenigen anstecken können, die sie sich zu nahe ankommen lassen. Daher kömmt's, daß die Anzahl der Kranken so groß ist, daß ihre Wohnung von so großem Umfang ist wie eine kleine Stadt. Ein jedweder hat dort sein Stückchen Land, das ihm bey seiner Ankunft angewiesen wird. Er baut sich dort eine mit seinen Glücksumständen übereinkommende Hütte, und endet daselbst sein Leben in Frieden. So schmerzhaft auch diese Plage ist, so lange leben doch die damit Behafteten. Die Sinnenlust reitzt es sehr, und um die Unordnungen zu verhüten, die dadurch entstehen könnten, verstattet man den Kranken sich zu verheyrathen.

Unter denen besondern Seuchen zu Karthagena gehört auch die Krätze, wenigstens ihrer Bösartigkeit halber, und wegen ihres Umsichgreifens. Vernachläßigt man diese zwey Uebel, so werden sie unheilbar. Das beste Gegenmittel ist Erde aus Maquimaqui, die ihre Kraft behält, man mag sie verführen, wohin man will.

Kulebrilla, oder die kleine Schlange ist eine noch sonderbarere, aber weniger allgemeine Krankheit. Sie besteht aus einer Geschwulst, die sich zwischen den Membranen der Haut setzt, und dermassen vermehrt, daß sie den Umkreiß des angegriffenen Theils eingenommen hat. Besonders kömmt sie in die Arme, Schenkel und Beine. Ihre äußern Kennzeichen sind, daß die Haut aufgetrieben, entzündet wird, und ein unaufhörliches Jucken erfolgt. Man pflegt dieß Uebel auf folgende Art zu heilen; legt Zuapflaster an den Ort, wo man das zu entdecken glaubt, was man den Schlangenkopf zu nennen pflegt. Wenn sich die Haut zu öfnen beginnt, kömmt eine Art von kleiner weisser Sehne, die man für ein Thier hält. Man zieht's mit einer aufgewickelten Karte heraus, woran man's mit einem seidenen Faden befestigt, und alle Tage sorgfältig um die Karte wickelt, bis in der Beule nichts mehr davon drinn ist, die alsdann von selbst vergeht. Diese Operation erfordert viel Geschicklichkeit und Geduld. Ungeachtet ganz Karthagena der Meynung, daß es ein Thier ist, das in der Beule steckt, will's Dom Ulloa doch nicht glauben. Spielarten von dieser Krankheit sind in Afrika und an vielen andern Orten bekant.

Die Produkte von Karthagena sind von denen in den Gegenden ringsum befindli-

findlichen so wenig unterschieden, daß wir sie zu einem gemeinschaftlichen Artikel versparen.

Die Bucht zu Karthagena und das Land, das man ehmals Kalamari nannte, wurden 1502. durch Rodriguez Bastidas entdeckt. Zwey Jahr drauf wollten die Spanier eine Pflanzstadt dort errichten, fanden aber soviel Widerstand von Seiten der Einwohner, daß sie ihr Vorhaben fahren ließen. Im Jahre 1527. unterjochte Heredia die Indianer, und stiftete und bevölkerte Karthagena.

§. 4.

Sitten und Gebräuche der Indianer zu Terrafirma.

Der Istmus zu Panama enthält wenige Indianer; man findet deren nur nordwärts an den Ufern der Flüsse. Diejenigen, die südwärts wohnten, haben sich in die mittägigen Länder hingezogen, um der Spanischen Herrschaft zu entgehn.

Die Indianer aus diesem Kreyse sind gewöhnlichermassen fünf bis sechs Fuß hoch, wohlgebaut, und gehn sehr grade; sind beynahe durchgängig starkknochig, und haben eine breite Brust; sind geschmeidig, lebhaft, und sehr behend im Laufen. Krüppel von Natur giebt's gar nicht unter ihnen. Ihre Weiber sind klein und dick;

ihre Dicke aber hat nichts unförmliches. Ihr Aug' hat Leben und Anmuth. Beyde Geschlechter haben insgemein ein rundes Gesicht, eine kurze platte Nase, große Augen, eine hohe Stirn, weisse, wohlgereihte Zähne, dünne Lippen, einen kleinen Mund, und einen wohlgestalten Kinn.

Ihr Haar ist schwarz, und sehr stark; hängt ihnen gemeiniglich über den halben Rücken herab. Die Weiber befestigen sie am Halse mit einer Schnur, die Männer aber lassen sie schwimmen. Sie kämmen sich mit einem hölzernen Instrumente, das aus vielen Stöckchen besteht, die an beyden Enden spitzig sind, und fünf, sechs Zoll lang; sie sind den Stöckchen unsrer Handschumacher ähnlich. Sie binden deren zehn oder zwölfe in der Mitte zusammen, und indem sie die äußersten Enden mit den Fingern von einander machen, dient ihnen jede Spitze zum Kamm. Sie kämmen sich öfters des Tages, raufen sich das Haar aus, Augenbranen und Augenlieder ausgenommen. Die Weiber verrichten gemeiniglich diese Operation; nehmen das Haar zwischen zwey Stöckchen, und reissen es sehr geschickt aus. Bey manchen Anlässen lassen sich die Mannspersonen das Haar abschneiden; wenn sie einen Feind mit eigner Hand erlegt gehabt, pflegen sie's nie zu unterlassen. Mit diesem ei-

nen

nen Ehrenzeichen noch nicht zufrieden, bemalen sie sich den ganzen Körper schwarz. Ein schwarz angestrichner, haarloser Mann wird unter diesen Barbaren für einen Held gehalten, die Achtung für sein Heldenthum dauert aber nicht länger als vom Tage der That an, bis zum ersten Mond, und der Held wär' um all seine Ehre, wenn er nicht alsdann die Farbe wegschafte und das Haar wachsen ließe.

Die natürliche Farbe der Indianer ist kupferroth oder orangebleich. Ihre Augenbranen sind achatfarben; sie färben sie nicht, reiben sie aber mit einem Oehle ein, das sie sehr glänzend macht.

Wasser behauptet, man fände hier zu Lande blanke Indianer; ihre Anzahl läßt sich mit den kupferfarbnen in gar keinen Vergleich bringen; übrigens hat ihre Haut nicht die schöne Weisse der Europäer, ist kalkartig. Sie haben durchgängig den Körper mit Milchhaar bedeckt, das die nehmliche Weisse hat, und so dünn ist, daß man die Haut sehr gut erkennen kann. Die Männer hätten einen weissen Bart, wenn sie ihn wachsen ließen; so raufen sie ihn aber aus, ihr Milchhaar lassen sie unangetastet. Ihr Haupthaar und ihre Augenbranen sind so weiß, wie die Haut. Ihr Haupthaar ist kraus. Diese Indianer sind nicht so dick und so stark wie die

andern.

andern. Zur Nachtzeit, wenn der Mond nur ein wenig scheint, sehn sie sehr hell; unterscheiden sogar einen sehr fernen Gegenstand. Deshalb giebt man ihnen in ihrer Landessprache einen Namen der Mondaugen bedeutet. Ihr Aug' ist zu schwach, das Sonnenlicht auszuhalten, und trieft beständig, daher sie den ganzen Tag über bis gegen Abend in ihren Häusern bleiben müssen. Sie sind von so schwacher Leibesbeschaffenheit, daß sie keine heftigen Leibesübungen aushalten können; gleichwohl laufen sie des Nachts in den Wäldern herum. Man rühmt ihre Leichtfüßigkeit. Von den kupferfarbnen Indianern werden sie verachtet.

Alle Indianer in dieser Gegend bemalen sich den Körper mit verschiednen Figuren, und ihre Kinder müssen auch dran, wenn sie gleich noch nicht laufen können. Ihre Weiber haben dieß Geschäft auf sich, zeichnen ihnen auf allen Theilen ihres Körpers, besonders auf dem Gesichte Vögel, Menschen, Bäume, u. s. w. Sie brauchen dazu, die rothe, gelbe und blaue Farbe, und lösen dieß alles in einer Art Oehl auf, womit sie stets versorgt sind. Zum Zeichnen haben sie eine Art Pinsel. Die Malerey dauert etliche Wochen und wird aufgefrischt, sobald sie anfängt zu verschießen.

Wenn

Wenn diese Indianer in den Krieg wollen, lassen sie sich kurz zuvor anmalen; das Gesicht roth, Schultern und Bauch schwarz, und den übrigen Körper gelb, oder mit einer andern Farbe. Einige machen diese Malereyen unauslöschlich; sie lassen sich die Haut mit einer Dornenspitze aufritzen, und in die aufgeritzten Theile hereinmalen. Kleidungsstücke bringen sie nie an ihren Leib; die Weiber binden sich blos einen leinen oder tuchnen Schurz vor, der bis an die Knie reicht. Die Männer haben ein trichterförmig gedrehtes Platanusblatt um ihre Lenden, das an einer um den Leib gewundenen Schnur befestigt ist. So gewohnt sie auch des Nacktgehens seyn, so erpicht sind sie doch auf Kleider. Kann ein Indianer ein altes Matrosenhemde ertappen, so prahlt er damit einher.

Die in den nördlichen Gegenden wohnen, sind gleichwohl mit einem weißen kattunen Rocke bekleidet, der mit unsern Fuhrmannskitteln Aehnlichkeit hat, ausgenommen, daß die Aermel an jenem weit und offen sind, und nur den halben Arm bedecken. Diesen Anzug legen sie aber nur bey feyerlichen Gelegenheiten an. Die Weiber tragen ihnen selbigen in Körben nach bis in den Ort ihrer Versammlung. Da legen sie diesen Schmuck an, und gehn mit einander um ihre Wohnstätte spatzieren.

Die

Die Männer haben noch einen andern Zierrath, eine goldne, eyrunde Platte, oberwärts ausgeschweift, die sie auf den Mund legen; sie ist wie ein halber Mond gestaltet, und die beyden Hörner desselben laufen gegen die Nase zu herauf. Wie diese Platte da liegen bleibt, kann man nicht erfahren. Gegen die Mitte hat sie die Dicke eines Louisdors, gegen die äußersten Enden aber ist sie dünner. Dieses Schmucks bedienen sie sich nur an Festtägen, oder in ihren Rathsversammlungen. Die Platten, die sie alltäglich tragen sind kleiner, und bedecken nicht einmal die Lippen.

Statt der Platte tragen die Weiber in eben der Gegend des Gesichts einen Ring, dessen Größe nach dem Rang ihres Mannes abgemessen ist. Die größten Ringe haben die Dicke eines Gänsekiels, und sind rund. Sie befestigen sie an der Nase, die von dieser Last unmerklich herabgedrückt wird, so daß sie ihnen im Alter sehr oft über dem Kinn herabhängt. Platte und Ring wird abgenommen, wenn man essen will, gleich aber wieder angelegt, wenn das Essen vorbey ist; ob sie sich gleich in Einem fort auf den Lippen hin und herschieben, so hindern sie doch nicht am Sprechen. Ihre Oberhäupter tragen bey Anlässen zum Prunk, Ohrringe, und zwey große Goldplatten, eine auf der Brust,

die andre auf dem Rücken. Sie sind achtzehn Zoll lang, wie ein Herz gestaltet, oberwärts durchbohret, und mit Fäden an jeglichem Ohrringe angeknüpft. Der Kazike trägt an den Tagen der Rathsversammlung, ein Diadem, aus geschlagnen Golde verfertigt, das acht bis neun Zoll breit ist, oberwärts ausgezackt wie eine Säge, und mit einem Geflechte von kleinen Röhren gefüttert. Alle seine Gefährten haben um den Kopf ein solches Geflechte von Röhren, aber kein Blättergold drauf, roth angemalt, und einen sehr schönen buntfarbigten Federbusch drauf sitzen.

Außer diesen den beyden Geschlechtern eigenthümlichen Zierrathen, giebts auch noch gemeinschaftliche. Dieß sind Schnüre oder Ketten von Zähnen und Muschelwerk die sie sich um den Hals winden, und die über die Brust herabhängen. Die Ketten von Zähnen, die man für Tiegerzähne hält, sind mit vieler Kunst gemacht, und so geschickt aneinander gereiht, daß man's für eine Einzige Knochenmasse halten sollte. Nur Indianer vom ersten Range tragen sie. Leute aus dem Mittelstande tragen nur Ketten von Muschelwerk, und zwar fünf bis sechse, immer eine über die andre; die Weiber und Kinder tragen nur eine einzige. Nur an Festtägen nimmt man diesen Schmuck. Die Weiber haben auch Armbänder

bänder von Muschelschaalen. All der Anputz, womit sie manchmal beladen sind, giebt ihnen eine Art von Anmuth.

Ihre Häuser. Die Hütten dieser Indianer sind gemeiniglich von einander entfernt, und stets an den Ufern eines Flusses belegen. In manchen Gegenden findet man deren genug, um Städte draus machen zu können; sie liegen aber alle bunt durch einander, sind so zerstreut, daß sie nicht einmal Eine Strase abgeben. So bald sie merken, daß ihr Wohnplatz den Spaniern zu bekannt wird, tauschen sie ihn gegen einen andern um. Ihre Wandrungen fallen ihnen gar nicht schwer, weil sie an den Ort wo sie hinkommen, kein Gebäude von Grundaus aufzuführen brauchen. Sie machen einige Löcher in die Erde, stoßen einige Pfähle herein, die sieben bis acht Fuß hoch sind, flechten Stäbe dazwischen, und bewerfen sie mit Erde. Die Dächer haben sehr wohlgeordnete Sparren, die mit Blättern bedeckt sind. Sonst ist in der ganzen Hütte keine Regelmäßigkeit zu finden. Sie ist ungefehr fünf und zwanzig Fuß lang, und acht bis neune breit. Oben im Dache läßt man ein Loch, das den Schornstein vorstellt; das Feuer, das in einer so warmen Gegend gemacht wird, kann nie stark seyn, und wird in der Mitte der Hütte angemacht. Abtheilungen

und

und Stockwerke sind in den Hütten nicht zu finden, das ganze Haus wohnt an Einem und eben demselben Ort, und jeder hat sein Hängebette an dem Dache schweben.

Die dicht aneinander belegnen Wohnungen machen eine Art von gemeinschaftlicher Schanze aus, die ungefehr hundert und dreyßig Fuß lang und fünf und zwanzig breit ist. Die Mauern sind gewöhnlichermassen nur zehn Fuß hoch. Sie sind an allen Seiten durchbohrt, damit man den Feind kann anrücken sehn, und auf ihn losschießen. Ein weiters Vertheidigungsmittel kennen sie nicht. Giebts indessen einen engen Weg, der den Eingang zu ihrer Wohnstätte versperren kann, so ziehn sie einen Schlagbaum vor, und pflanzen an manchen Orten Bäume so dicht neben einander, daß es Mühe kostet, sich da durch zu arbeiten. Diejenigen, die man dazu wählt in der Schanze zu wohnen, müssen sorgen, daß alles reinlich gehalten wird, denn sie dient gemeiniglich zu den Rathsversammlungen.

Feldbau.

Diese Indianer bauen nur das Land um ihr Haus herum. So bald sie an einen andern Ort kommen, gleich ist ein jeder drüber her, sein Feld urbar zu machen, und Bäume zu fällen. Wenn die Erde aufgeworfen ist, bohrt man Löcher mit den

Fingern herein, und legt in jedes Loch zwey oder drey Körner Maiz. Die Säezeit ist im Aprill und die Aerndte im September. Man rauft die Aehren mit den Händen aus, läßt das Korn trocknen, zerreibt es nachher mit kleinen, glatten Steinen zu Mehl, nicht um Brod daraus zu backen, sondern Getränke draus zu brauen.

Getränk. Das vornehmste heißt Chica Copa; man bereitet es dadurch zu, daß man den Mehlstaub vom Maiz viele Tage im Wasser liegen läßt. Man macht davon noch ein ander Getränk, heißt Missa, und man hat davon zwey Sorten. Die eine wird von frisch abgepflückten Platanen gemacht, die man in ihrer Schlaube brüt, und sie in der Schlaube zerquerscht, nachdem man sie zuvor geschält hat; der daraus fließende Saft wird mit einer gewissen Quantität Wasser vermischt. Die andre Sorte Missa besteht aus trocknen Platanen, und wird zu Kuchen verbacken. Da man diese Frucht nicht lange halten kann, wenn sie reif ist, so läßt man sie auf einer hölzernen Maschine, wie unsre Roste gestaltet, bey langsamen Feuer trocknen, und bäckt daraus Kuchen, die man aufhebt. Dieß dient den Indianern des Isthmus statt Brod; sie essen's zu ihrem Fleische, und führen's mit sich auf Reisen. Von den Yams, Pataten und Kassava macht man den nehmlichen Gebrauch. An jedem von

ihren Wohnplätzen trift man diese verschiednen Nahrungsmittel in Ueberfluß; Küchenkräuter aber gar nicht. Die gewöhnlichste Würze ist der Pimento, (Indianischer Pfeffer,) womit jede Hütte wohl versehen ist.

Die Männer sind in diesen Gegenden weniger träge, als diejenigen, die mehr nach Mittag zu wohnen.

Dem ungeachtet aber ist die Arbeit der Weiber noch immer sehr beschwerlich. Sie pflanzen und säubern den Maiz, bereiten die Plantanen zu, die Yams, alle übrigen Nahrungsmittel, und das Getränk; tragen auf den Reisen alles Geräth und die Lebensmittel. Ob nun gleich die Männer ihnen alle diese beschwerliche Arbeit überlassen, so lieben sie sie dem ungeachtet und machen ihnen viel Liebkosungen. Nie wird man einen Indianer seine Frau prügeln sehn, ihn nie hören ihr Grobheiten sagen, ob sie gleich fast alle in der Trunkenheit Stänker und Zänker sind; und das Betragen der Weiber gegen die Männer ist äußerst liebreich; es sind ganz gutherzige Dinger, die gegen Fremde sehr liebreich sind.

Sobald ein Weib niedergekommen ist, tragen ihre Freundinnen und Nachbarinnen sie sogleich mit ihrem Kinde an den Fluß, und waschen sie beyde in dem

vorüberfließenden Wasser. Man wickelt das Kind in eine Baumrinde, die statt Windel dient, und legt's in ein klein Hängebette; wäscht es alle Tage mit kaltem Wasser ab. Die Altern hegen Affenliebe gegen ihre Kinder. Schwimmen, den Bogen abschießen, und die Lanze werfen, ist das Einzige, was sie ihnen beybringen; und sie werden in den drey Stücken sehr geschickt. Im zehnten oder zwölften Jahre begleiten sie den Vater auf die Jagd und auf seine Reisen; die Mädchen bleiben mit den alten Weibern in ihren Hütten zurück. Bis in's dreyzehnte, vierzehnte Jahr laufen Jungen und Mädchen nackt herum, alsdann erst legen diese ihren Schurz um, jene ihren Trichter.

Zu häuslichen Arbeiten gewöhnt man die Mädchen bey Zeiten; sie verfertigen Stricke aus Baumrinden, reinigen den Kattun, spinnen ihn, und ihre Mütter verarbeiten ihn zu Leinewand. Ihr Instrument ihn zu welzen, ist eine hölzerne Rolle, drey Fuß lang, die zwischen zwey hölzernen Pfählen herumläuft. Um diese Rollen wickeln sie Kattunfäden, so lang, als sie die Leinewand haben wollen, deñ abgeschnitten werden sie nie. Sie drehen den Faden um ein Stückchen Holz, das von beyden Seiten eingekerbt ist, und indem sie mit der einen Hand alle Fäden des Einschlags

schlags nehmen, regieren sie mit der andern das Werk. Um die Fäden zusammen zu ziehn, so treten sie bey jeder Tour mit einem langen, dünnen und runden Holze, das zwischen den Schnuren des Einschlages sich kreutzet, den Weberstuhl. Die Mädchen weben den Kattun noch auf eine Art, daß man Fransen daraus machen kann, und bereiten die Röhre zu, woraus man Handkörbe flicht. Das Letztre nehmen die Mannspersonen über sich; sie färben die Röhre kunterbunt an, und machen hernach Handkörbe daraus, kleinere Körbe, und Schaalen, die so fest sind, daß kein Getränk heraus läuft, ob sie gleich nicht mit Lack oder Firniß verklebt seyn. Dieser Schaalen bedienen sie sich sowohl als ihrer Kürbisflaschen zum Trinken. Ihre Körbe sind so stark, daß man sie nicht zerschmeissen kann.

Sobald die Mädchen mannbar werden, werden sie so lange in ihrer Aeltern Hause versperrt, bis man um sie wirbt. Ihr Gesicht ist mit einem kleinen kattunen Schleyer bedeckt, den sie selbst vor dem Vater nicht ablegen. Wieviel Weiber sie nehmen sollen, bestimmt kein Gesetz nicht. Waffer sagt, der Kazike Lacenta hätte deren sieben gehabt, und wäre nie auf die Jagd oder Reisen gegangen, ohne eine davon in seinem Nachtquartiere zu finden.

So erlaubt nun Vielweiberey bey den Indianern des Isthmus ist, so unerlaubt ist bey ihnen der Ehebruch. Er wird aufs schärfste bestraft; der grausamste Tod folgt dem Verbrechen auf den Fuß. Schwört die Frau, sie seye genothzüchtiget worden, so erhält sie Begnadigung, und nur der Ehebrecher wird bestraft, wird aber das Verbrechen, das sie abgeläugnet hat, bewiesen, so wird sie lebendig verbrannt. Sie haben noch andre, eben so strenge Gesetze. Ein Räuber wird ohne Schonung verurtheilt. Einem Jungfernschänder stößt man einen kleinen stachlichten Stock in die Harnröhre, und dreht ihn öfters drinne herum. Dieß ist eine so grausame Marter, daß der Mensch selten am Leben bleibt; geschiehts aber, so läßt man ihn laufen, und er kann sich heilen lassen, wo möglich.

Heyrathen.

Vor der Hochzeit hat der Vater, und in seiner Abwesenheit der nächste Anverwandte, das Mädchen, das verheyrathet werden soll, sieben Nächte durch in seinem eignen Gewahrsam, um ihr zu bezeugen, wie nah ihm ihr Verlust geht; hernach überliefert er sie dem Manne. Alle Indianer aus dem Distrikte sind zum Hochzeitsfeste eingeladen. Die Männer bringen Arbeitsäxte mit, und eine jede von den Weibern einen halben Scheffel Maiz; die Knaben Früchte und Wurzeln, und die

Mäd-

Mädchen Wildbret und Eyer; niemand kömmt ohne ein Geschenk. Ein jeder legt das Seinige vor der Hochzeitshütte hin; drauf treten die Mannspersonen herein, und der Bräutigam setzt einem jeden eine Schaale starkes Getränk vor. Die Weiber kommen nun, und bekommen auch eine Schaale Liqueur; die Knaben und Mädchen werden auf die nehmliche Art eingeführt. Wenn alle Gäste versammelt sind, erscheinen beyderseitige Schwiegeräl-tern. Der Vater des Bräutigams hält eine ziemlich lange Rede, worauf er zu tanzen beginnt, und Verdrehungen macht, daß ihm fast der Odem ausbleibt. Darauf wirft er sich auf die Knie, und stellt seinen Sohn der Braut vor, deren Vater auch auf den Knien liegt, und sie bey der Hand hält. Letztrer steht alsdann auf, und tanzt gleichfalls. Nach diesem Tanz umarmt der junge Ehemann seine Frau, und giebt sie ihrem Vater wieder. Alsbald laufen die Männer in vollem Sprunge nach dem Stückchen Land hin, das den beyden Verehlichten zum Anpflanzen ist angewiesen worden, und fangen an für sie zu arbeiten. Die Weiber und Kinder säen Maiz da herein, oder anderen für die Jahreszeit schicklichen Saamen. Sie vereinigen sich alle, eine Wohnhütte für die Neuverehlichten zu erbauen. Sobald man das junge Paar in deren Besitz gesetzt hat,

fängt ein jedweder an Chika-Copa zu machen; wovon ganz über die Massen getrunken wird; eh' sie aber trunken werden, nimmt der Ehemann aufs sorgfältigste alle Hacken und Trutzwaffen weg, und hängt sie an die oberste Sparre der Hütte. Das Fest dauert solang es was zu trinken giebt, das heißt drey oder vier Tage.

Auch giebt's noch andre Anläße zu Feyerlichkeiten, z. B. die Versammlung eines großen Raths. Diese Indianer sprechen bey ihren angestellten Lustbarkeiten wenig, trinken einer des andern Gesundheit, und reichen einander die Schaale, wenn sie getrunken haben. Die Weiber stehn und warten ihnen auf. Bey öffentlichen Gelegenheiten trinken und tanzen sie nie mit den Mannspersonen. Sie erwarten bis ihre Männer fort sind, eh' sie sich unter einander vergnügen; haben sich letztre ganz voll getrunken, so lassen sie sichs äußerst angelegen seyn, ihnen beyzustehn; bringen sie durch gemeinschaftliche Hülfe in ihre Hängebetten, sprützen Wasser über sie her, um sie abzukühlen, und verlassen sie nicht ehr, als bis sie eingeschlaffen sind. Dann gehn sie hin, machen sich zusammen lustig, und betrinken sich ebenfalls.

Instrumente und Tänze.

Pfeile und Lanzen zu machen, ist die Hauptbeschäftigung der Männer; auch machen sie musikalische Instrumente, vornehmlich

nehmlich eine Art Flöten von ausgehöhlten Bambusrohr. Nach dem Schall dieser Flöte tanzen sie. Sie stellen sich in die Runde, legen die Hände auf die Schultern, und drehn sich mit vieler Heftigkeit von allen Seiten herum. Die geschicktesten sondern sich von dem Zirkel ab, und machen allerhand Sprünge, und allerhand artige Wendungen. Bey einer zahlreichen Versammlung dauert der Tanz einen ganzen Tag durch; hernach stürzen sie sich allzusammen in den Fluß, um sich abzukühlen.

Ihr liebster Zeitvertreib ist die Jagd. Sie finden am Schießen soviel Vergnügen, daß sie keinen Vogel können vorbey fliegen sehn, ohn' einen Pfeil auf ihn abzudrücken, und sehr selten fehlen sie. Ohne Bogen und Lanze gehn sie nie aus ihrer Hütte. Außer ihrer besondern Jagd, die sie wieder anfangen, sobald ihr Fleischvorrath all' ist, stellen sie öfters feyerliche Jagden an, wozu sie sich in großer Anzahl versammeln. Auf jede Rathsversammlung folgt gemeiniglich eine Jagd, deren Tag ordentlich anberaumt wird. Solche Jagden dauern manchmal zwanzig Tage, je nachdem ihnen viel Wildpret aufstößt. Die Weiber begleiten die Männer, und tragen ihnen Platanen, Bananas, Yams, Pataten und geröstete Wurzeln nach, und Maizmehl, um Chika-Copa zu machen.

Das Wildpret, was durch die Hitze verderben kann, verzehrt man auf der Stelle, und nimmt nur das mit, das sich hält. Zur Nacht bleibt man, wo man hinkömmt; sucht aber einen Fluß, einen Bach, oder den Abhang eines Berges; hängt das Bette zwischen zwey Bäumen auf, und zündet die ganze Nacht hindurch Feuer an.

Hunde. Man versichert, die hiesigen Hunde wären sehr gut zur Jagd. Wenn sie ein wild Schwein müde gemacht haben, umzingeln sie's, und da sie's nicht anpacken dürfen, so halten sie's so lange eingeschlossen, bis ihre Herren dazu kommen. Alsdann ziehn sie sich alle zurück, um sich vor Pfeile zu sichern. Wenn die Indianer das Schwein mit Pfeilen verwundet haben, eilen sie drauf los, und geben ihm mit der Lanze den Fang; weiden es aus, werfen die Eingeweide weg, binden die Beine ihm kreutzweis zusammen, stecken einen Stock durch, und bringens ihren Weibern nach Hause getragen.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Indianer nie ein Thier essen, als bis sie ihm Blut abgezapft haben. Fangen sie einen lebendigen Vogel, so stoßen sie ihm einen Pfeil in den Leib, damit alles Blut heraus läuft. Wenn sie das Fleisch der wilden Thiere aufbehalten wollen, lassen sie's unter freyem Himmel über's Feuer trocknen, mit so glücklichem Erfolg,

wie die räubrischen Karaiben, obgleich mit weniger Vorsicht. Dieß Wildbret, das unserm geräucherten Fleische gleicht, hält sich lange. Sie schneiden Stücken davon herunter, thun es in ein irdenes Geschirr, und Wurzeln dazu, und eine Quantität Piment, und lassen es sieben bis acht Stunden auf glühender Asche stehn. Mehr als einmal wöchentlich essen sie nicht Fleisch, allein Platanen und andere Früchte haben sie beständig im Munde. In jeglicher Hütte liegt ein groß Stück Holz, das ist ihr Tisch, ringsum legen sie kleine Klötze, das sind ihre Stühle. Bey Festen spreiten sie lange Platanusblätter auf den Tisch, die ihnen statt Tischtuchs dienen, und jeder Indianer hat eine Kürbisflasche mit Wasser neben sich stehen. Mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand nehmen sie das Essen aus der Schüssel, und tunken bey jedem Bissen, den sie essen, diese zwey Finger in ihre Wasserflasche. Brod essen sie ganz und gar nicht zu ihrem Fleische; sie haben aber ein Klümpchen Salz neben sich liegen, womit sie sich von Zeit zu Zeit die Zunge reiben, um Eßlust zu bekommen.

Wenn diese Wilden reisen, dient ihnen die Sonne zum Wegweiser; versteckt sie sich hinter Wolken, so richten sie sich nach der Rinde der Bäume; aus der dichtesten Seite erkennen sie Mittag. Auf was Weise sie die Lage der Oerter und die Tage zu

mei-

bestimmen wissen.

meiniglich durch Wälder, Sümpf' und Flüsse, weit lieber als durch die gebahnte Heerstraßen, sowohl aus Besorgniß Spaniern aufzustoßen, als auch weil's hier was für sie zu jagen giebt. Mann, Weib und Kind schwimmt durch die Flüsse, allein den Strom herunter zu fahren, bedienen sie sich der Kanote und der Flösse. Wenn jemand frägt, was für einen Weg er nach dem und dem Orte nehmen müsse, so drehn sie ihm das Gesicht nach dem Orte hin, wo er hin will; und um ihn zu bezeichnen, wenn er dort ankommen wird, so lassen sie ihn starr auf einen Theil des Bogens sehn, den die Sonne in ihrer Halbkugel beschreibt, je nachdem sie hoch oder niedrig steht, gegen Morgen wie gegen Abend der Mittagslinie verkündigen sie ihm den Tag, ja sogar die Stunde, wenn er ankommen kann.

Wochen, Tage, ja Stunden, wissen sie nicht anders als durch Zeichen zu unterscheiden, die sie sogar denen begreiflich zu machen wissen, die ihre Sprache nicht verstehn; die vergangne Zeit wissen sie durch Monde zu erkennen zu geben. Sie zählen nach Einheiten und Zehnern, und das bis hundert hinauf, weiter kommen sie aber nicht.

Religion.

Von der Religion der Darienschen Indianer sagen die Reisebeschreiber wenig. Einige

Einige versichern, sie erkennten die Sonne für ihre Hauptgottheit, allein sie erweisen ihr keine Verehrung, und haben keinen Tempel nicht. Man schickt Missionaren dorthin, die ihrer viele bekehren. Diese Indianer, sagt Gomera, fürchten sich sehr vor dem Teufel, malen ihn unter verschiednen Gestalten, so wie er ihnen, nach ihrem Vorgeben erscheint.

Die Spanier haben ihnen den Vorwurf gemacht, sie wären Menschenfresser; es geschahe aber blos, wie man versichert, um ihre grausame Begegnung zu entschuldigen. Diese Indianer sind sogar rechte gutartige, linde Geschöpfe.

§. 4.

Naturgeschichte von Terrafirma.

Thiere, Kühe, Schweine.

In allen dortigen Spanischen Pflanzorten giebt's viel Kühe, allein ihr Fleisch ist trocken und wenig nahrhaft; vielleicht eine Wirkung des dasigen Himmelstrichs! Allein die Schweine von Europäischer Rasse sind dort sehr delikat, und werden für die besten in ganz Amerika gehalten. Die Spanier ziehn das Schweinfleisch allem übrigen Fleische vor, und konsumiren davon nicht wenig.

Wilde Schweine.

In dem Isthmus findet man die Art Eber oder wilde Schweine in starker Anzahl, die die Indianer Pekkaris nennen; sie

sie sind beynahe so wie die Virginischen Schweine gebaut. Ihre Farbe ist durchgehends schwarz; ihre Beine sind sehr kurz, gleichwohl laufen sie hurtig genug. Dieß Thier hat seinen Nabel nicht unterm Bauche, sondern auf dem Rücken. Wenn man ihn nicht gleich abschneidet, sobald es ist erlegt worden, verdirbts in zwey, drey Stunden; beobachtet man aber dieß, so erhält sich das Fleisch zwey, drey Tage lang frisch. Es ist nahrhaft, gesund und wohlschmeckend. Diese Thiere ziehn gemeiniglich truppweise. Die Indianer jagen sie mit ihren Hunden, und tödten sie mit Lanzen und Pfeilen. Es giebt in diesen Gegenden noch eine andre Art von wildem Schwein, Vare genannt; hat starke Borsten, große Hauer und kleine Ohren. Ein sehr wildes Thier, das alle andern Thiere angreift. Man jagt's wie den Pekkari, und sein Fleisch wird nicht minder geschätzt. Sein Nabel sitzt gehöriges Orts.

Art von Dammhirschen.

In den Wäldern des Isthmus trift man ein gewisses Rothwildbret in großer Menge an, das unsern Damnhirschen sehr gleich ist. Die Indianer jagen es nie, ob's gleich gar treffliches Fleisch hat, und wollen's, aus einem unbekannten Aberglauben nicht essen; sehn's sogar höchst ungern, wenn die Europäer es thun. Finden sie die Hörner, die diese Thiere zu gewissen

wissen Zeiten abwerfen, so heben sie selbige aufs sorgfältigste auf.

Die Hunde in diesem Distrikte sind Hunde. sehr klein, und sehr ungestalt, haben hartes und langes Haar, sind sehr gut das Wildbret aufzujagen, und fangen einiges Wild im Laufen. Können sie's in einen Weg hereintreiben, so muß es ihnen so lange Katz aushalten, bis der Jäger dazu kömmt.

Die Kaninchen sind blos an der Grö- Kaninchen. se und an den Ohren von den unsrigen unterschieden; sind von der Größe eines Hasen, und haben sehr kurze Ohren. Schwänze haben sie gar nicht. Gruben machen sie sich nie; halten sich immer zwischen den Baumwurzeln auf. Die Indianer finden an ihrem Fleische viel Behagen, und die Reisebeschreiber rühmen's wegen seiner Vortreflichkeit. Hasen giebt's in diesem Distrikte gar nicht.

Affen giebt's dort sehr häufig, und das Affen. von allen Arten. Die beträchtlichste ist eine Art von Sapajus, die die Indianer Mikas nennen. Sie sind von der Größe einer Katze, und grau.

Der Fuchs ist hier nicht viel größer, Füchse. wie eine gewöhnliche Katze. Sein Haar ist sehr fein und fällt in's Zimmtfarbne. Sein Schwanz ist nicht lang, aber sehr dick, und besteht aus einem lockern Haar, das

eben

eben so sehr zu seiner Vertheidigung als zu seiner Zierde dient. Verfolgt ihn ein Hund, oder ein anders ihm auffätziges Thier, so feuchtet er im Fliehen seinen Schwanz mit seinem Urin an, und wedelt ihnen damit unter die Nase. Dieser Geruch ist so stark, daß sie augenblicklich stehn bleiben. Ulloa behauptet, man könne ihn eine Viertelmeile weit riechen, und öfters eine ganze halbe Stunde lang.

Nicht weniger hat die Natur die Armadilla mit Schutzwehren versehn; ein ganz sonderbares Thier! Es hat die Größe eines Europäischen Kaninchens, aber seine Gestalt ist ganz verschieden. Rüssel, Füsse und Schwanz gleichen einem Schweine. Sein Körper ist mit einer harten und starken Schaale bedeckt. Da diese seinem unregelmäßigen Baue angemessen ist, so setzt sie es vor alle Arten Anfälle in Sicherheit, ohn' ihm im Gehen hinderlich zu werden. Ueber dieser Schaale liegt noch eine, wie ein Mantel geformt, die mit der ersten vereinigt ist. Sie dient ihm dazu den Kopf zu verbergen, so daß alle Theile seines Körpers in gleicher Sicherheit sind. Die Oberfläche der beyden Schaalen stellt verschiedne, erhabne, sehr dunkle Figuren vor, die so verschieden nüanzirt sind, daß sie sehr anmuthig in's Auge fallen. Die Indianer und Schwarzen sind die Einzigen,

gen, die das Fleisch von diesen Thieren essen, und es sehr gut finden.

Ratten und Mäuse, sind hier zu Lande was sehr gemeines, und wegen ihrer Gefräßigkeit was sehr Lästiges. Sie sind grau, und außerordentlich dick; vermehren sich ganz ungemein, weil's keine Katzen hier giebt. Ratten

Gegen Porto-Belo zu giebt's ein Thier, das mit dem in der Naturgeschichte von Mexiko unter dem Namen Faulthier gedachten, viel Aehnlichkeit hat; es hat aber nicht die nehmlichen Eigenschaften. Man nennts Perico ligero, ein ironischer Name, der seine außerordentliche Langsamkeit bezeichnet. Er ist wie ein Affe von mittlerer Größe gestaltet, aber gräßlich anzusehn. Seine Haut ist runzlicht und graubraun. Seine Pfoten und Beine fast ganz ohne Haare. Es ist ein solcher Feind der Bewegung, daß es den Platz, worauf es sich befindet, nie eher verläßt, als bis es der Hunger dazu treibt. Vor'm Anblick der Menschen und wilder Thiere entsetzt es sich gar nicht. Wenn sich's rührt, so ist jede seiner Bewegungen mit einem so kläglichen Schrey vergesellschaftet, daß man's nicht ohne Mitleid und Abscheu anhören kann. Es rührt sogar nicht den Kopf, ohne nicht diese Töne des Schmerzens auszustossen, der ohne Perico ligero oder Pierrot, der Laufer

Zweifel von einem angeerbten Krampf seiner Nerven und Muskeln herrührt. Seine ganze Vertheidigung besteht in diesem traurigen Geschrey. Es nimmt gleichwohl die Flucht, wenn irgend ein ander Thier es verfolgt, sein Geschrey verdoppelt sich so lebhaft, daß es seinen Feind von weiterm Verfolgen abschreckt. Indem es stehn bleibt, kreischt's noch immer fort, als wenn seine gemachte Bewegung, ihm noch einen lebhaften Schmerz zurückließe. Eh' sich's auf den Weg macht, bleibt's eine lange Zeit unbeweglich. Dieß Thier lebt von wilden Früchten. Findets deren keine auf der Erde, so tölpelt es einen Baum herauf, woran es welche erblickt, und schlägt deren soviel herunter, als er nur kann, damit sich's die Mühe spart, noch einmal heraufzusteigen; wickelt sich drauf wie ein Knaul zusammen, und kollert sich den Baum herunter, damit es dem sauern Herabsteigen entgeht. Am Fuße des Baums bleibts so lange liegen, bis seine Lebensmittel aufgezehret sind, und der Hunger ihn nöthigt, anderswo Nahrung zu suchen.

Yguana.

Das gewöhnlichste Gericht derjenigen, die nach Panama zu wohnen, ist der Yguana. Er ist wie ein Eydex gestaltet; seine Länge aber beträgt gemeiniglich vier Fuß. Seine Farbe ist gelb mit grün vermischt, und unter'm Bauche, der fast

grün

grün ist, ist das Gelbe lichter. Er hat vier Füsse, wie die Eyder; allein seine Zähen sind verhältnißmäßig größer, und wie die Gänsefüsse durch ein dünnes Häutchen mit einander vereinigt, die Krallen sind aber größer und gehn über das Häutchen weg. Seine Haut ist mit einer Schaale bedeckt, die sie sehr hart macht. Vom obern Theile des Kopfs bis zum Anfange des Schwanzes, dessen gewöhnliche Länge ungefehr zwey Fuß beträgt, ist er mit einer Reihe Schuppen bedeckt, die alle senkwärts herunterlaufen, und drey bis vier Linien lang, und zwey breit sind. Keine steht dicht an die andre, und sie formiren eine Art von Säge; vom äußersten Ende des Halses aber werden ihrer immer weniger und weniger, und sind gegen Anfang des Schwanzes fast gar nicht merklich. Der Bauch ist, ohne Vergleich, dicker als der ganze Körper. Der Schlund ist mit spitzigen und von einander stehenden Zähnen versehn. Dieß Thier geht auf dem Wasser, schwimmt nicht, und läuft mit solcher Schnelligkeit drüber weg, daß man's den Augenblick aus dem Gesichte verliert. Auf der Erde läuft es lange nicht so rasch. Wenn die Weibchen trächtig sind, haben sie einen ganz übermäßig dicken Leib; sie legen jedesmals über ein Schock Eyer. Die Eyer sind so groß wie Taubeneyer, und sind in einem dünnen Häutchen eingehüllt. Man ißt sie dort zu

Lande, und hält sie für ein sehr delikat Gericht. Will man den Yguana essen, so muß man ihm den Balg abziehn. Sein Fleisch ist sehr weiß, aber Saft- und Kraftlos.

Unter diesem Himmelsstrich findet man eine so große Anzahl Vögel, daß es fast unmöglich ist, sie alle genau zu beschreiben. Das Geschrey und Gekrächze von jenen mit dem Gesange von diesen vermischt, macht's unmöglich, sie zu unterscheiden. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Natur, in Rücksicht auf die Austheilung von Federn und Gesang, eine Art von Gleichgewicht getroffen hat. Die schönstbefiederten Vögel haben einen widrigen Gesang, und ganz unansehnliche, den allermelodischsten.

Der **Guanayo** wird wegen seiner Schönheit bewundert, stößt aber die schneidendsten und widrigsten Töne von der Welt aus. Dieß unangenehme Schicksal hat er mit all den Vögeln gemein, die einen dicken und kurzen Schnabel haben.

Der **Chicaly** hat rothe, blaue und weisse Federn, die so schön sind, daß die Indianer ihren glänzendsten Staat daraus verfertigen. Sein Gesang ist traurig und widrig. Er ist dick und lang, trägt den Schwanz immer grade, hält sich auf den Bäumen, und fliegt nie auf

die

die Erde herab. So schwarz auch sein Fleisch ist, so gut schmeckt's.

Der Tukan ist beynahe von der Dicke der Holztaube, hat aber längere Füsse. Sein Schwanz ist kurz, und buntfarben. Türkisblau, Purpur, gelb, und andre Farben machen einen sehr schönen Effekt auf das Auge. Sein Kopf ist nach Verhältniß des Körpers, außerordentlich dick. Sein Schnabel beträgt sieben bis acht Zoll in der Länge. Der obere Theil hat, dicht am Kopfe, zwey Zoll in der Grundfläche, und formirt in seiner Länge eine dreywinklichte Figur, deren beyde Oberflächen zur Seite sich wie Buckel erheben. Der dritte Theil, das heißt der Innre, dient dazu, den untern Theil des Schnabels aufzunehmen, der sich in den obern hereinfügt, und diese zwey Theile, die einander vollkommen gleich sind, laufen gegen ihr äußerstes Ende dermassen schmal zu, daß sie eine solche Spitze formiren, wie die Spitze eines Dolchs ist. Die Zunge ist wie ein Federkiel gestaltet; ist roth, wie alle innre Theile des Schnabels, der übrigens von außen, die schönsten Farben von sich spielt. Er ist gelb an der Wurzel sowohl als an der Erhöhung, die die beyden Seitenflächen des obern Theils haben. Diese Farbe formirt eine Art von Band, der einen halben Zoll breit ist. Das übrige

ist dunkle Purpurn, ausgenommen zwey einen Zoll von einander abstehende Streifen, die von schönen Kramoisi sind. Die Lippen, die sich berühren, wenn der Schnabel zu ist, sitzen voller Zähne, und formiren zwey sägenförmige Kinnbacken. Die Spanier haben diesem Vogel den Namen der Prediger gegeben. Und das darum, sagt Ulloa, weil er auf dem Gipfel eines Baums sitzend, indeß daß die übrigen weiter unten sitzen, und schlafen, mit seiner Zunge ein Geräusch macht, das wie übelartikulirte Worte klingt. Dieß Geräusch macht er aus der Besorgniß, daß Raubvögel kommen sich den Schlaf der übrigen zu Nutze machen, und sie auffressen möchten. Man kann diesen Vogel so leicht zähmen, daß er gleich auf den ersten Ruf kömmt, wenn er nur einige Tage in einem Hause gewesen. Er nährt sich gemeiniglich von Früchten, ißt aber alles, was man ihm giebt, wenn er ist gezähmt worden.

Gallinazo: Gallinazo nennen die Spanier eine Art Vogel, der den Hünern gleicht. Er hat die Dicke eines jungen Pfaus, der Hals ist aber ein wenig dicker, und der Kopf breiter. Vom Kropf an bis zur Wurzel des Schnabels hat er keine Federn. Dieser Raum ist mit einer schwarzen, rauchen und drüsigen Haut umgeben, worauf

viel

viel Warzen und andre Unreinigkeiten sitzen. Die Federn dieses Vogels sind schwarz, fallen ein wenig ins Braune. Der Schnabel ist wohl proportionirt, stark, und ein wenig gekrümmt. Er ist sehr heimlich; sitzt schaarenweise auf den Dächern. Es giebt kein Thier, wovon er sich nicht nährte; fehlt's ihm an dieser Nahrung, so nimmt er seine Zuflucht zu Unflath. Dieser Vogel hat einen so feinen Geruch, daß er das Aas drey bis vier Meilen weit riecht; er läßt's nicht ehr liegen, als bis er alles Fleisch davon abgepickt hat. Man hat die Beobachtung gemacht, daß, wenn die Natur nicht diese Gegenden mit einer so grosen Anzahl Gallinazos versehn hätte, die Luft, durch die beständigen Verwesungen angesteckt, sie würde ganz unbewohnbar machen. Von der Erde fliegen sie sehr schwer auf, steigen aber hernach so hoch in die Luft, daß man sie bald aus dem Gesichte verliert. Wenn sie auf der Erde sind, kommen sie dahergehüpft. Ihre Beine sind von gleicher Länge. An den Füssen haben sie vorwärts nur drey Krallen, eine vierte, die an der Seite ist, und ein wenig hinterwärts hinhängt, und einige andre an denen Beinen; diese verfitzen sich dermassen in einander, daß der Vogel, da er keinen graden Tritt thun kann, hüpfen muß, um fortzukommen. An jeder Klaue haben sie eine lange und starke Kralle.

Treibt der Hunger die Gallinazos, und sie finden keinen Fraß, so fallen sie das Vieh auf der Weyde an. Eine Kuh oder ein Schwein, das nur die geringste Wunde hat, kann ihren Bissen in der Gegend nicht widerstehn. Sie picken die Wunde so groß, daß sie tödtlich wird.

Es giebt noch eine andre Gattung von Gallinazos, die dicker ist, und niemals aus dem Felde wegkömmt. Einige haben den Kopf und Hals, roth, oder roth und weiß; über dem Kopf ein Halsband von weissen Federn. Sie sind so fleischfräßig wie die vorigen. Die Spanier nennen sie Reyes Gallinazos, nicht allein, weil ihre Anzahl sehr beträchtlich ist, sondern auch, weil man die Bemerkung gemacht hat, daß, wenn einer von ihnen sich auf ein Aas setzt, keiner von der andern Gattung sich nahet, als bis er weg ist.

Fledermäuse.

Die Anzahl der Fledermäuse im Isthmus ist beträchtlich. Sie sind so dick, daß sie Waffer mit unsern Tauben vergleicht. Ihre Flügel sind breit, und nach Verhältniß ihrer Dicke lang, haben an ihren Gelenken spitzige Klauen. In der Provinz Karthagena sind sie in so großer Anzahl, daß sie mit Sonnenuntergang Wolkenweise in die Stadt ziehn. Da die Hitze die Einwohner nöthigt, Thür und Fenster des Nachts offen zu lassen, so fliegen sie

nach

nach der Schlafstelle, und hat jemand im Schlafe Arm' oder Bein nicht zugedeckt, so öfnen sie ihm so künstlich, als der geschickteste Barbier, die Ader, und saugen das herausfließende Blut auf. Und saugen, und saugen, so daß sie beynahe alles Blut herausfaugen, und den Gebißnen in Lebensgefahr setzen würden, wenn er nicht aufwachte.

Die Quams, die Korossons, die Pelikane, die blaue und grüne Papageyen, die Paraquites, und die mehresten in der Beschreibung von Mexiko gedachten Vögel, sind im Isthmus sehr häufig anzutreffen. Waffer sagt, der Korosson ist ein großer, schwarzer, schwerer Vogel, dick wie ein Truthahn; das Weibchen aber ist nicht so schwarz, wie das Männchen. Uebrigens trägt er eine schöne Kuppe von gelben Federn, die er nach seinem Gefallen bewegen kann; seine Brust ist wie die Brust eines Truthahns. Er lebt auf den Bäumen, und nährt sich von Früchten. Sein Gesang ist sehr anmuthig. Man ißt sein Fleisch, ob's gleich ein wenig hart ist; die Indianer vergraben seine Knochen aufs sorgfältigste, weil sie behaupten, wenn Hunde davon fräßen, so würden sie unfehlbar toll.

Die Quams, die Korossons, die Pelikane, die blaue und grüne Papageyen, die Paraquites, und die mehresten in der Beschreibung von Mexiko gedachten Vögel, sind im Isthmus sehr häufig anzutreffen.

Man findet in dieser Gegend einen, diesem Korrosson ziemlich ähnlichen Vogel, nur

nur ist er roth, hat längre Füsse, und einen kürzern Schwanz. Er läuft immer auf der Erde, fliegt fast nie, und hat ein sehr gutes Fleisch.

Zwey Gattungen Hühner.

Die Indianer haben um ihre Hütten eine große Menge zahmer Hühner. Die eine Gattung hat Aehnlichkeit mit den unsrigen, ist aber durchgängig gekuppt und sehr buntfarbicht. Die andre Gattung ist kleiner, hat einen Zirkel von Federn um den Beinen und einen sehr dicken Schwanz, den sie immer in die Höhe halten. Die Spitzen ihrer Flügel sind schwarz. Diese zweyte Gattung vermischt sich nicht mit der ersten, und kräht wie unsre Hähne mit dämmernden Morgen. Von den Wohnungen entfernen sie sich nie. Da sie mit vielem Maiz gefüttert werden, sind sie sehr fett. Das Fleisch und die Eyer dieser beyden Gattungen Hühner giebt eine sehr gute Nahrung.

Seevögel.

Auf der Küste des Isthmus, zumal gegen Norden, sieht man eine unendliche Menge Seevögel. Diese Vögel unterscheiden sich nicht von denen bereits beschriebenen.

Insekten und kriechendes Gewürme.

Insekten und kriechendes Gewürm giebt's in dieser Gegend in so großer Anzahl, daß sie den Einwohnern zu keiner kleinen Beschwerde gereichen, und daß ihr Leben durch den Biß dieser gefährlichen

Thie-

Thiere oft in Gefahr gesetzt wird. Es giebt Schlangen dort, Hundertfüsse, Skorpionen und Spinnen. Unter den Schlangen giebt's keine giftigere auf der Welt, als die Koralen, die Klöckchenschlangen, und die Widenschlangen.

Die erstern sind vier bis fünf Fuß lang, und einen Zoll dick. Ihre Haut ist roth, grün und gelb gefleckt; und diese Flecke sind so regelmäßig geordnet, wie die Steine auf dem Damenbret. Der Biß ihrer Zähne oder Hacken bringt ein so feines Gift in die Wunde, daß der Körper des Verwundeten alsbald aufschwillt. Das Blut in allen Organen wird hierauf dermassen verdorben, daß die Adern an den äußersten Enden der Finger aufplatzen. Alsdann quillt das Blut mit Heftigkeit heraus, und man ist gleich des Todes.

Die Klöckchenschlangen sind nicht so groß, wie die vorigen, nur ungefehr zwey, drey Fuß lang; ihre Farbe ist ein aschfarbenes, und gemeiniglich gewässertes Eisengrau. Das Klöckchen sitzt am äußersten Ende ihres Schwanzes. Es gleicht einer an der Pflanze vertrockneten Erbsenhülse; hat verschiedne Erhöhungen, worinn runde Knöchelchen liegen, deren Bewegung einen Klang hervorbringt, wie zwey, drey Klöckchen verursachen könnten. Der Biß dieser Schlange ist sehr gefährlich, man kann

kann ihr aber leicht entgehn, weil ihr Geklingel ihre Annäherung zu erkennen giebt.

Eine andre Schlange, deren Geschlecht sehr zahlreich ist, nennt man die Weidenschlange, nicht nur weil ihre Farbe, die Farbe des Weidenbaums ist, sondern weil sie sich stets an den Aesten dieses Baums anleimt, und sich ihnen einzuverleiben scheint. Gefährlich ist ihr Biß immer, doch so nicht, wie der Biß der übrigen. Indeß haben die Indianer die Spanier Mittel gelehrt, die gegen den Biß dieser Thiere zuverläßig gut seyn soll. Das sicherste ist wohl die schon erwähnte Habilla.

Die Panamaer behaupten, in den benachbarten Feldern fände man Schlangen, die an beyden äußersten Enden ihres Körpers einen Kopf sitzen hätten, und deren Gift aus dem untersten Kopfe so gefährlich wäre, wie das aus dem obersten. Sie sollen zwey Fuß lang seyn, ihr Körper so rund wie ein Wurm, im Durchschnitt sechs, acht Linien haben, und die beyden Köpfe von gleicher Dicke mit dem Leibe; man setzt hinzu, diese Schlange wäre äußerst träge in ihren Bewegungen, sähe grau aus, und wäre mit weißlichten Flecken getüpfelt.

Hundertfüsse.

Die Hundertfüsse sind eine Art von Asselwürmern von einer ganz ungeheuern Dicke, die diese Gegend überschwemmt haben.

ben. Ulloa liefert uns die Beschreibung von denen, die er zu Karthagena gesehn, wo sie in den Häusern noch häufiger aus- gebrütet wurden, als in dem Felde. Ihre gewöhnliche Länge beträgt zwey Drittel von einer Elle. Einige sind eine ganze Elle lang, und fünf oder sechs Zoll breit; ihre Figur ist beynahe eyrund. Der Rücken und die Seiten sind mit braunen, in's Rothe fallenden, harten Schuppen bedeckt, die Gelenke haben, daher sie sich um so leichter rühren können. Diese Schuppen sind stark genug, um das Thier gegen jegliche Art Schläge zu schützen. Will man's tödten, so muß man es auf den Kopf schlagen. Es ist sehr gewandt, und sein Biß tödtlich.

Skorpionen giebt's sehr häufig hier zu Lande, und das von mancherley Sorten, schwarze, rothe, braune und gelbe. Die von der ersten Gattung entstehn aus trocknem und verfaultem Holze, die andern in den Winkeln der Häuser, und in den Kleiderschränken. Ihre Dicke ist nicht gleich. Die größten haben, den Schwanz ungerechnet, drey Zoll in der Länge. Gift führen sie auch nicht in gleicher Quantität bey sich. Das Gift der schwarzen hält man für's gefährlichste; thut man aber schleunig dazu, so ist's nicht tödlich. Das Gift der übrigen Skorpione erzeugt Fieber, und eine Art Starrwerden der flachen Hand,

das

das sich der Stirn, den Ohren, den Nasenlöchern, und den Lippen mittheilt. Die Zunge schwillt auf, das Auge wird trübe. In dem Zustande bleibt man ein, zwey Tage, alsdann verfliegt das Gift unmerklich, und man hat keine weitern Folgen zu besorgen. Die dortigen Einwohner sind überzeugt, daß ein Skorpion das Wasser reinigt, und trinken es ohne Anstand, wenn sie einen drinne sehn. Sie sind dieser Insekten dermassen gewohnt, daß sie sich nicht scheuen, sie in die Hand zu nehmen; und damit sie nicht gebissen werden, ergreifen sie sie beym letzten Wirbelbein des Schwanzes. Manchmal hauen sie ihnen den Schwanz ab, und schäckern hernach mit ihnen. Ulloa sagt, wenn man einen Skorpion in ein irdnes Geschirr thut, und Tabaksdampf da hereinläßt, wird dieß Thier wie rasend, und beißt sich in den Kopf und tödtet sich. Aus diesem öfters angestellten Versuche zieht er die Folgerung, daß das Gift des Skorpions bey ihm selbst eine Wirkung hervorbringt, wie in andern Körpern.

Karakol Soldato.

Der Karakol Soldato oder Soldatenschnecke ist ein gefährliches Insekt. Von der Mitte des Körpers an bis zu seinen äußersten, hintern Theilen hats Schneckenfigur, allein die übrigen Theile des Körpers gleichen dem Krebse. Die Farbe

dieser Theile ist weiß mit grau vermischt; dieß Thier ist zwey Zoll lang, und anderthalb breit. Hat weder Haus noch Schaale; sein Körper ist biegsam, um sich zu bedecken, ist es so geschickt sich die Schneckenhäuser aufzusuchen, und darinn zu wohnen. Manchmal geht es mit diesem Hause fort, manchmal verläßt es selbiges, und sucht seine Nahrung zu suchen; sobald ihm einige Gefahr drohet, läuft's nach dem Orte, wo es sein Haus stehn lassen, und begiebt sich da von hinterwärts herein; der vordre Theil verschließt den Eingang. Er vertheidigt sich mit seinen Pfoten, deren es sich wie der Krebs bedient. Sein Biß verursacht binnen vier und zwanzig Stunden eben solche Zufälle wie der Skorpionbiß. So lange dieß Uebel dauert, muß man sich hüten, Wasser zu trinken; man hat die Erfahrung gemacht, daß das Wasser alsdann eine Art Krampf, oder konvulsivisches Erstarren verursacht, das fast stets tödtlich ist. Waffer sagt, der Schwanz dieses Insekts wäre eine sehr gute Speise. „Der Karakol, fährt er fort, nähret sich „von dem, was von den Bäumen ab„fällt, hat am Halse ein Säckchen, wor„inn er stets Mundvorrath führt, und in„wendig ein anders, das mit Sand an„gefüllt ist; sein Fleisch wird zu Gift, wenn „er Manzanille gegessen hat. Einige Engländer, die davon zu unvorsichtig gegessen,

„wur-

„wurden gefährlich krank. Das Oehl „von diesen Insekten ist in der That ein „treffliches Specifikum gegen alle Verren„kungen und Quetschungen.“

Kröten. Die hiesigen Kröten sind ganz ausnehmend dick. Beym Regenwetter findet man alle Wege damit angefüllt. Sie verbreiten sich in den Städten, und pflastern sie gleichsam aus; niemand geht aus der nicht auf sie träte. Wen sie erhaschen können, beissen sie, und ihr Biß ist um so gefährlicher, da sie unter diesem Himmelsstriche sehr giftig sind.

Schmetterlinge. Die Schmetterlinge hier zu Lande sind, wenn man dem Ulloa glaubt, außerordentlich schön. Mücken giebt's dort von verschiednen Arten, die ganz ungemein zur Last fallen, zumal die Art, die man Maringuins nennt; sie hat vier Geschlechter. Das erste, das man Zankudos nennt, ist das dickste; das zweyte ist den Spanischen Moskiten völlig gleich; das dritte, Gegenes genannt, ist klein, und den Getraydewürmerchen ähnlich; das vierte heißt die Weißmäntel. Diese Moskiten sind dermassen klein, daß man eher ihren Biß, als sie selbst verspürt. Die beyden ersten Geschlechter erzeugen durch ihren Biß ein dickes Geschwür, dessen Entzündung erst binnen zwey Stunden vergeht. Auf den Stichen der beyden übri-

gen

gen folgt keine Geschwulst, allein ein ganz unleidliches Jücken.

Ulloa spricht von einem kleinen Insekt, Nigua Nigua genannt. Es ist dermassen winzig, das man's kaum erkennen kann. Seine Füsse haben nicht Gelenke wie die Füsse der Flöhe. Es hängt sich an den Füssen an, und beißt die Haut durch. Man merkt's nicht eh'r, als bis es anfängt, sich auszudehnen. Im Anfange kann man's ohne Mühe wieder herausbringen, läßt man sichs aber einmal einfressen, so muß man den Ort, wo's sich aufhält, wegschneiden. Es saugt das Blut aus, nistet sich in einem dünnen, weissen Häutchen ein, und gräbt sich darinn dermassen ein, daß Kopf und Vorderfüsse auswärts hingedreht seyn, der übrige Theil des Körpers aber inwendig liegt. In diesem Loche legt es Eyer, aus denen, wenn sie ausgebrütet sind, eine unendliche Menge Niguas hervorkömmt, die sich bis auf die Knochen durchfressen. Wenn man ihrer losgeworden ist, so dauert der Schmerz so lange, bis das Fleisch wieder drüber gewachsen ist. Während des Hereinfressens verspürt man dieß Insekt gar nicht, allein den folgenden Tag verursacht's das schmerzhafteste Jucken.

Ungeachtet der Kleinheit dieses Thiers kann man unterscheiden, daß es davon zwey Gattungen giebt; die eine ist giftig,

die andre nicht. Die lezte ist den Flöhen ähnlich, wenigstens der Farbe nach. Die andre ist gelblich, und sein Nest aschfarben; und sitzt es auch an den äußersten Theilen des Fußes, so bringt es in den Drüsen des Unterleibs eine beträchtliche Entzündung zuwege, die mit den stehendsten Schmerzen vergesellschaftet ist, und nicht eher nachläßt, als bis die Eyer ausgerottet sind.

Bienen.

Bienen giebt's auch hier zu Lande; sie tragen ihren Honig in den Strunk von abgehauenen Bäumen. Die Indianer greifen herein, und zieh'n ihn heraus, ganz mit Mücken besät. Da diese Mücken nicht stechen, so schließt man daraus, daß sie keinen Stachel haben. Die Indianer mischen Wasser unter den Honig und machen sich daraus ein Getränk. Das Wachs nützt ihnen nicht, weil sie eine Art leichtes Holz haben, das ihnen statt Licht dient.

Ameisen sind hier zu Lande sehr häufig; sie sind sehr dick, geflügelt, und stechen sehr heftig. An den Orten, wo man sie wahrnimmt, setzt man sich nicht hin, und ruht aus. Die Indianer besichtigen, wenn sie reisen, das Erdreich aufs genaueste, ehe sie ihr Hängebette an den Bäumen befestigen. Es giebt andre Insekten, die sich in alle gewebte Zeuge setzen, in alle leinene, in seidne und silberne Stoffen. Ulloa nennt eins davon, das zu Karthagena sehr häu-

fig

fig anzutreffen. Es ist eine Art Motte, heißt der Komegen. Sie ist so rasch und lebhaft, daß sie den Pack Waare, worinn sie sich gesetzt, in weniger als nichts in Staub verwandelt. Ohne dessen Lage in geringsten zu verrücken, frißt sie ihn von allen Seiten her so fein, fein durch, daß man's nicht eher gewahr wird, als bis man das Stück Zeug betastet, alsdann fällt's ganz in Staub zusammen. Diesen unangenehmen Zufall hat man hauptsächlich nach der Ankunft der Gallionen zu besorgen, die dem Komegen stets einen reichlichen Raub liefern. Kein ander Verwahrungsmittel dagegen hat man, als daß man die Päcke auf Bänke legt, die ein wenig von der Erde erhaben sind, ihre Füsse betheert, und so wenig dicht an die Mauer bringt, wie möglich. Dieß Insekt ist wegen seiner Kleinheit kaum ersichtlich. Es ist blos in Karthagena zu treffen, zu Porto-Belo sieht man's gar nicht.

So fischreich als die Nordküste des Fische. Isthmus ist, giebt's selten Küsten. Wasser giebt einige von den dortigen Fischgeschlechtern an.

Der Hargun ist, nach ihm, ein dicker, derbfleischiger Fisch; der wie der Lachs und Stockfisch in Stücke zerhauen wird. Es giebt deren, die an funfzig Pfund wiegen. Aus ihrem Fette zieht man ein beträchtliches Quantum an Oehl.

Vielfraß. Der Vielfraß ist hier zu Lande weniger häufig, als an den benachbarten Küsten, man findet aber hier selbst einen ihm ziemlich ähnlichen Fisch, nur daß sein Schnabel länger und schmäler ist, sein Körper nicht so dick, und sein Fleisch um ein Vieles besser.

Kavelly. Der Kavelly ist um den Sambalischen Inseln sehr häufig anzutreffen. Es ist ein langer, dünner und sehr wohlschmeckender Fisch, der der Makrelle gleicht.

Vieille. Die Vieille ist auch sehr gäng' und gebe dort, und paßirt für ein sehr gut Gerichte.

Der Parakode ist rund, dick wie ein wohlbeleibter Hecht, aber länger. Die man auf dieser Küste hier fängt, sind von gar herrlichem Geschmack; gleichwohl sind sie, wie man bemerkt hat, in manchen Gegenden giftig. Waffer behauptet, es käme von der Nahrung her, die sie zu sich nehmen. Er hat viele Personen, die davon gegessen, sterben sehn, andern Haar' und Nägel ausfallen. Der Parakode, fährt er fort, führt sein Gegengift bey sich; es ist sein Rückgrad der in der Sonne gedörrt und gepülvert wird. Um den giftigen vom giftlosen zu unterscheiden, muß man seine Leber kosten; schmeckt sie bitter, ist er gefährlich, unschädlich aber, wenn sie süß ist.

Eben diese Küste liefert einen Fisch, von Gar. den Reisebeschreibern Gar genannt, den man für den Schwerdtfisch, oder den Meerhecht halten sollte; er hat aber nur zwey Fuß in der Länge; auf seiner Schnautze sitzt ein langes Bein, das über das Drittel seines Körpers ausmacht. Er schwimmt über dem Wasser beynahe so schnell, wie eine Schwalbe fliegt, und macht in Einem fort Sätze. Sein Bein ist so spitzig, daß er manchmal Kanote damit durchbohret. Es ist sehr gefährlich für Schwimmer ihm aufzustossen. Sein Fleisch ist sehr gut.

Der Sulpin ist ein Fisch mit langen Sulpin. Stacheln versehn, die ungefehr einen Fuß in der Länge betragen. Auch dessen Fleisch ist sehr gut.

Die Stechrochen, die Seepapagayen und die Meeraale sind hier in solcher Anzahl, daß man fast müde wird, sie zu essen.

Muscheln liegen ganz häufig um all den Muscheln. Sambalen herum. Diejenige, die Wasser die große Muschel nennt, ist groß, inwendig gewunden, gegen die ihrer Dicke entsprechenden Oefnung zu flach, auf der ganzen Oberfläche rauh, inwendig aber glätter wie die Perlenmutter, deren Farbe sie hat. Sie schließt einen sehr schlammichten Fisch in sich, den man mit Sande abreibt, eh man ihn brät. Man prügelt

ihn vorher noch tüchtig, weil sein Fleisch zäh wie Leder ist. Wenn dieß alles geschehn, wird sein Fleisch sehr köstliches Geschmacks. Weder Austern noch Seekrebse giebts auf der Küste des Isthmus. Blos bey den Sambalen findet man einige dicke Krebse, denen die zwey großen Klauen fehlen, die die Seekrebse gewöhnlich haben.

Waffer versichert, er habe sein Möglichstes gethan, alle Fische in dem süssen Wasser des Isthmus kennen zu lernen, gleichwohl beschreibt er deren nur zwey. Der eine, sagt er, gleicht unsern Rochen, ist schwärzlich, und voller Schlagadern, einen Fuß lang, und sehr süß, so gar ungemein wohlschmeckend. Der andre hat den Leib wie ein Hecht, den Kopf wie ein Kaninchen, die Zähne tiefliegend, und die Lippen voll lauter Knorpel. Sein Fleisch ist ebenfalls sehr gut.

Fischfang der Indianer.

Der Fischfang der dasigen Indianer geschieht mit großen Netzen von Mahot oder Seidengrase, die unsern Wachtelnetzen gleichen. In reissende Ströme, in deren Bette Felsen liegen, werfen sie sich in's Wasser, schwimmen dem Fische nach, und fangen ihn mit den Händen in den Löchern. Des Nachts haben sie Fackeln von eben dem Holze, woraus sie ihre Lichter machen, und ergreifen den Fisch, den der Schimmer des Lichts hervorlockt, mit auf-

seror-

ferordentlicher Geschicklichkeit. Sie weyden ihn aus, und kochen ihn in Wasser, oder rösten ihn auf Kohlen. Sie essen ihn mit Meersalz, das sie sich selbst machen. Sie lassen Seewasser, wozu sie vielen langen Pfeffer, ihre allgemeine Würze, gethan, über dem Feuer ausdünsten, und fertig ist ihr Salz.

Dieß Land ist voller Waldungen, und enthält Spielarten von Bäumen, Früchten und Pflanzen, die in Europa unbekannt, und von denen in den andern Theilen von Amerika sehr verschieden sind, in großer Menge. Wasser, der sich stark auf dergleichen Beobachtungen legte, giebt dem Kattunbaume den ersten Rang. Er ist der stärkste auf dem ganzen Isthmus, und in solchem Ueberfluß vorhanden, daß man drüber erstaunt. Er trägt eine Hülse von der Dicke einer Muskatennuß, die mit einer Art Pflaume oder kurzer Wolle angefüllt ist, welche die Hülse aufplatzt, so bald sie reif ist. Pflückt man sie nicht sorgfältig ab, so weht sie der Wind weg. Die Indianer machen von diesem Kattune starken Gebrauch, und aus dem Holze machen sie Pirogen; eine Art Ruderschiffe das von ihren Kähnen so verschieden ist, als unsre Barken von den Schiffen. Die hohlen Bäume verbrennen sie, die Spanier aber, die die Bemerkung gemacht,

Pflanzen und Früchte.

macht, daß das Holz weich und leicht zu verarbeiten ist, hauen sie sehr sorgfältig um, und machen verschiednes draus.

Cedern. Die dortigen Cedern, zumal die gegen Norden, sind berühmt, nicht allein wegen ihrer Stärk und Höhe, sondern auch wegen ihres schönen Holzes. Es hat eine sehr anmuthige Röthe, und sehr schöne Adern, und einen so lieblichen Geruch, das man ihn wirklich balsamisch nennen kann. Gleichwohl macht man keinen bessern Gebrauch davon, als vom Kattunbaum. Die Indianer verfertigen Kanote daraus und Pyrogen.

Maka. Der Maka ist ein sehr gewöhnlicher Baum, dessen Schaft immer gradaus wächst. Er ist nicht höher denn sechs Fuß, aber seine Eigenschaften sind ganz sonderbar. Er ist mit einer Art von Blumenkranz gekrönt, woran sehr scharfe kleine Spitzen sitzen. In der Mitte des Baums ist ein Mark enthalten, wie der Hollunder hat. Der Schaft bis zum Gipfel ist kahl; aber daselbst gehn die Aeste hervor, die das ausmachen, was man Blumenkranz nennt. Sie sind einen Fuß breit, und eilf bis zwölfe lang, laufen gegen ihr äußerstes Ende immer schmäler und schmäler zu; ihre Ordnung und Dicke bringt jene Figur hervor. Außer den Stacheln, die an diesen Aesten sitzen, tragen sie eine Art Frucht,

wie

wie eine Traube gestaltet, eyrund, aus vielen Blüthen bestehend, die die Dicke einer kleinen Birn haben. Ihre Farbe ist anfänglich gelb, wird aber beym Reifen röthlich. Jede Frucht hat ihren Kern. Das Fleisch, ob gleich ein wenig bitter, ist angenehm und gesund. Die Indianer hauen diesen Baum oft ab, um dessen Frucht zu essen, und da er schwarzes, schweres, hartes und leicht zu spaltendes Holz hat, bedienen sie sich dessen gemeiniglich zur Erbauung ihrer Häuser. Die Männer machen auch die Spitzen an ihren Pfeilen daraus, und die Weiber Schiffchen zu ihrem Kattunweben.

Der Bibby ist eine Art von Palmbaum. Er bekömmt diesen Namen von einem Safte, der von ihm herabtrieft; ist sehr häufig im Isthmus anzutreffen, und wird durch den Nutzen, den man von ihm schöpfen kann, den Indianern sehr schätzbar. Ihr Stamm ist grade, wird siebenzig Fuß hoch, ist aber nicht dicker als ein gewöhnlicher Mannsschenkel. Sein Schaft ist ohne Rinde, und mit Stacheln versehn, wie der Maka. Seine Aeste, die auch oberwärts hervorkommen, haben einen großen Ueberfluß an runden, weißlichten und nußdicken Früchten. Die Indianer machen daraus eine Art von Oehl. Sie stampfen sie in einem großen Mörser, lassen

Bibby.

sie aufsieden, und quetschen sie hernach. So bald der Saft gerinnen will, schäumen sie ihn sorgfältig ab. Dieser Saft wird ein sehr helles Oehl. Sie mengen es unter die Farben, womit sie sich den Leib anmalen. Wenn der Baum jung ist, bohren sie den Stamm durch; da quillt dann ein Saft heraus, den sie Bibby nennen, von ganz angenehmen Geschmack, aber immer ein wenig bitter. Binnen ein, zwey Tage trinken sie ihn.

Auf dem festen Lande des Isthmus giebt's viel Ahornbäume, die kein ander Holz haben, als den Stamm, um den viele lange und dicke Blätter wachsen, eins auf dem andern, und Arten von Büscheln formiren, an deren Obertheile sich die Blüthe lang heraus erstreckt. Die Indianer pflanzen diese Bäume zu Gängen und Lustwäldern, was die Landschaft sehr anmuthig macht, weil blos die Stämme belaubt sind. Man hat noch eine Gattung Ahornbaum, Bananos genannt, die in dem Isthmus nicht weniger häufig zu finden; allein ihre Frucht ist kurz, dick, süß, mehlicht, und wird roh gegessen. Die von der andern Sorte aber, gekocht.

Rammey. Der Rammey wächst nur in den Inseln. Sein Stamm ist grade, zweiglos, und hält nicht weniger als sechszig Fuß in der Höhe. Man macht viel Aufhebens von

seiner

seiner Frucht, die wie eine Birne gestaltet ist, und viel größer als die Frucht von dem, der in Neuspanien wächst. Die Frucht vom Mammey Sapota ist kleiner, aber derber, und von einer weit schönern Farbe.

In den Inseln wachsen viel Sapadil- Sapadil. len, eine Frucht, die nicht dicker ist als hier zu Lande eine Bergamotte, und deren Haut einer Renette gleich sieht. Der Baum ist von der Eiche wenig verschieden.

Die Ananas ist im Isthmus sehr was Ananas. gewöhnliches; sie wird zu allen Jahrszeiten reif. Auch findet man eben so im Ueberfluß eine andre Frucht, die die Indianer mit eben so großer Begierde essen, und die Wasser die Stechbirne nennt. Ihre Pflanze ist ungefehr vier Fuß hoch, und sehr stachlicht. Ihre Blätter sind sehr dick, an ihrem äußersten Ende ragt die Birne hervor, die man als eine sehr gute Frucht ansieht.

Die Zuckerröhre wachsen im Isthmus Zucker- unangebaut. Die Indianer beginnen da- röhre. mit weiter nichts, als daß sie sie kauen, und den Saft heraussaugen.

Wasser sagt, in den Inseln des Isth- Manzanil- mus hätte Manzanille einen so höchst an- le. genehmen Geruch, als schön ihre Farbe ist; dieser Baum wüchse nur auf einem Boden, der mit dem schönsten Grün bedeckt ist; er wäre niedrig, voller Blätter, der Stamm

aber

aber so dick, und das Holz so körnicht, daß man Stücken davon zu eingelegter Arbeit braucht; gleichwohl könne man ihn nicht ohne die größte Gefahr umhauen, und der geringste Tropfen seines Safts zöge eine Blase auf dem Gliede, das sie berührt. Eben dieser Reisebeschreiber erzehlt, einem Franzosen, der sich nach einem kleinen Regen unter einem solchen Baum gesetzt, wären einige Tropfen Wasser auf den Kopf und auf die Brust gefallen, die daselbst so gefährliche Blattern erzeugt hätten, daß man viel Mühe gehabt, ihm das Leben zu retten. Er behielt davon einige Narben, als hätt' er Pocken gehabt.

Maho. Der Maho des Isthmus hat die Dicke der Eiche; indeß giebt's eine andre Gattung, die nicht so dick und häufiger ist, an feuchten Oertern wächst. Seine Rinde ist so dünn wie unser Kanenas. Will man nur ein Stück davon abbrechen, so reißt sie von einander, und ein Streif solang wie der ganze Baum sondert sich ab. Diese Streifen sind dünn, aber so stark, daß man allerhand Thaue und Strickwerk daraus verfertigt. Waffer sagt, die Indianer schälen den ganzen Baum, schneiden die Rinde in Stücken, schlagen selbige, säubern sie, drehen sie zusammen, und rollen sie in ihren Händen oder auf ihren Schenkeln, wie unsre Schuster mit ihrem Drate zu

thun

chun pflegen; aber viel rascher. Sie machen auch Garne daraus, um große Fische zu fangen.

Die Kürbisse wachsen zu Darien wie Kürbisse in den andern Theilen von Amerika, auf einem ziemlich kleinen, aber sehr dickbelaubten Baume, sie sind auf den Aesten zerstreut, wie die Aepfel an den ihrigen. Die Dicke der Frucht ist sich nicht gleich; ihre Schaale die jederzeit rund ist, hält zwey bis fünf Maas in sich. Es giebt deren zwey Sorten, süsse und bittre, obgleich ihre Bäume die genaueste Gleichheit haben. Die Substanz von den Früchten der beyden Gattungen ist schwammicht, und saftvoll. Der süssen Kürbisse bedienen sich die Indianer, um sich auf ihren Reisen abzukühlen. Die andre Sorte hat einen so herben Geschmack, daß man sie nicht essen kann, aber abgesotten, als ein Trank, thut sie treffliche Dienste, heilt dreytägige Fieber und Kolicken. Die Kürbißschaalen auf dem Isthmus sind so hart wie die Kokosschaalen, aber nicht so dick. Die Indianer verfertigen vielerley daraus, malen sie ungemein künstlich an, und verkaufen sie theuer genug den Spaniern. Sie haben auch große Kürbisse, die sie, wie die unsrigen kriechen lassen. Diese haben auch zwey Gattungen, die süsse, die gegessen wird, und die bittre, an der nichts brauchbar

bar ist, als die Schaale. Man bedient sich deren zum Wasserschöpfen. Die Schaalen von den kleinen Kürbissen dienen zu Schüßeln und Geschirren.

Seitengras. Das Seitengras des Isthmus ist weiter nichts als eine Art von platten Schilf, der an feuchten Orten wächst. Seine Wurzel ist voller Knoten. Seine Blätter, die wie eine Degenklinge gestaltet, sind manchmal zwey Ellen lang, und zweyschneidig wie eine Säge. Die Indianer hauen diese Aeste ab, lassen sie in der Sonne trocknen, nehmen ein Stück Rinde, machen Fäden draus, die sie hernach wie den Maho drehen, und Stricke draus verfertigen zu ihren Hängebetten und zur Fischerey. Die Art von Seyde wird nach Jamaika hinverlangt, wo die Engländer sie stärker finden, als ihren Hanf. Die Spanierinnen machen Strümpfe daraus, die sie sehr theuer verkaufen, und gelbe Schnürsenkel, die die Negerinnen für einen großen Staat halten.

Leichtholz. Man findet in dem Isthmus einen Baum Leichtholz genannt. Warum er so heißt, zeigt sein Name an. Er ist so dick wie eine Ulme. Sein Schaft ist grade, und seine Blätter haben viel Aehnlichkeit mit den Nußbaumblättern. Ein Mensch kann einen ganz erstaunenden Bündel von diesem Holze auf sich laden. Waf-

fer weiß nicht, ob's schwammicht ist wie Kork, hat zwey oder drey Menschen auf vier kleinen Planken von diesem Holze daherschwimmen sehn, die mit Makapflöcken an einander befestigt waren. Die Indianer verfertigen Flöße davon, um über die Flüße zu kommen, oder um in Gegenden zu fischen, wo's keine giebt.

Es giebt noch eine andre Art Holz hier zu Lande, **Weißholz** genannt, gewöhnlicher maaßen achtzehn bis zwanzig Fuß hoch. Seine Blätter gleichen den Senesblättern. Das Holz ist sehr hart, dicht, schwer, und weißer als irgend eins in Europa. Es ist so schön körnicht, daß mans zu allerhand Arten von eingelegter Arbeit gebrauchen kann. Weißholz.

Braune **Tamarinden** giebts sehr häufig hier zu Lande; sie sind sehr dick und den. sehr hoch, wachsen bey den Flüßen, auf sandichtem Boden. Tamarinden.

Der **wilde Zimmtbaum** ist in allen Wäldern zu finden, und trägt eine Frucht, die man gar nicht nutzen kann. Sein Geruch hat etwas zimmtartiges; der Zimmt steckt in einer Hülse, die kürzer ist, und dicker, wie die Bohnenhülse. Der wilde Zimmtbaum.

Die dornichten **Bambus** wachsen in allen Gegenden des Isthmus. Waffer vergleicht sie mit dem Brombeeren oder mit Bambus.

dem

dem jungen Gehäu, das an den Stöcken wieder ausschlägt, und die Oerter, wo's steht, unbrauchbar macht. Eine einzige Wurzel bringt zwanzig bis dreyßig Aeste hervor, die sehr stechende Spitzen haben. Dieser Baum wird dreyßig bis vierzig Fuß hoch, und bekömmt eine verhältnißmäßige Dicke. Am Schafte sitzen in gewisser Entfernung von einander Knoten, die zehn bis funfzehn Kannen Saft halten. Seine Blätter sind fast wie Holunderblätter. Man macht vielfältigen Gebrauch von diesem Baume.

Mangelbäume. Die Mangelbäume sind in diesem Lande so häuffig, als in den benachbarten Gegenden, und richten daselbst vielen Unfug an, weil ihre Aeste sich gewöhnlich um andre herum schlingen. Wasser bemerkt, daß die Rinde der Mangelbäume, die im salzichten Wasser wachsen, roth ist, und zum Lederfärben dienen kann.

Pfeffer im Isthmus. Es giebt auch im Isthmus zwey Sorten Pfeffer; die eine Klockenpfeffer genannt, die andre Vogelpfeffer; wächst aller beyder an Sträuchen. Die Indianer verbrauchen davon viel, zumal von der zweyten Gattung.

Färbeholz Unter den vielen Farbeholz, daß man in Isthmus findet, ist ein rothes, wovon wir, glaubt Wasser, viel Nutzen ziehn könnten. Diese Bäume sind gegen Nor-

den

den sehr häufig anzutreffen. Ihre Höhe ist dreyßig bis vierzig Fuß; ihre Rinde rauh und sehr ungleich. Sobald es gefällt, sieht's gelbroth aus. Die Indianer versetzen es mit einer dortigen Erde, und färben mit diesem Mengsel den Kattun zu den Hängbetten, und zu ihren Röcken. Dieß Holz und diese Erde brauchen nur bloß zwey Stunden in reinem Wasser zu kochen, und sie geben eine Blutfarbe, worauf, wie Wasser versichert, das Wasser keinen Eindruck macht.

Die Große Bäume.

Die größten und stärksten Bäume, die man um Karthagena herum antrift, sind der Knobo oder Akaju, die Ceder, der Balsambaum, der Marienbaum, und die Palmbäume. Aus dem Holze der erstern verfertigt man Kanote, und vorzüglich Chambanen, eine Art von Barken, deren sich die Einwohner bedienen, um ihren Handel längst den Küsten und auf den Flüßen zu treiben. Man findet daselbst zwey Sorten Cedern, die eine weiß, die andre röthlich. Die letzte wird am meisten geschätzt; von dem Balsambaum, und dem Marienbaum tröpfelt ein verschiedenartiger harzichter Saft; dieser heißt Marienöhl, und jener Balsam von Tolu, der Name eines Dorfs, wo dieser Baum ringsum in Ueberflusse wächst. Die Palmbäume erheben ihr Dickbelaubtes auf den

Wipfeln der Berge empor, und geben daselbst eine sehr reizende Aussicht. Man hat viel Gattungen Palmbäume, die man mit dem Auge nicht von einander unterscheiden kann, die Zunge unterscheidet sie aber gar merklich. Sie geben alle eine Art Wein, der das gewöhnliche Getränke der dortigen Indianer ist. Der beste ist der, den man aus der Königspalme, und der Kooza preßt. Wenn man ihn fünf, sechs Tage gähren lassen, schäumt er wie Schampanger, ist angenehm, scharf, und kann berauschen. Sein Fehler ist, daß er zu bald sauer wird, daher muß man stets darauf bedacht seyn, frischen einzulegen.

Gayak und Eibenbaum.

Der Gayak und Eibenbaum von den Gebürgen zu Karthagena sind beynahe eissenhart.

Im mitternächtlichen Amerika findet man eine Art von biegsamer Weide, woraus man sehr gute Bänder machen kann. Diejenige, die zu Karthagena wächst, hat verschiedne Spielarten. Einer von ihnen giebt man den Vorrang, die man

Gabilla.

Vorzugsweise Gabilla, oder die Karthagenische Bohne nennt. Es ist in der That eine Bohne, die einen Zoll breit seyn kann, und neun Linien lang; sie ist platt, und wie ein Herz gestaltet, ihre Hülse weßlich, hart und rauch, ob sie gleich zart ist.

Sie

Sie schließt einen Kern in sich, der von der gewöhnlichen Mandel sich wenig unterscheidet, außer daß er nicht so weiß und bittrer ist. Man versicherte, er seye das beste Gegengift gegen jeden Schlangenbiß. Man muß es nur unmittelbar nach dem Biß einnehmen, sogleich breitet sich das Gift nicht weiter aus, und alle seine Wirkungen sind vernichtet. Man sieht ihn als ein Präservatif an. Die Jäger und Arbeiter gehn nie früh nüchtern auf den Berg, ohne welchen zu sich genommen zu haben, alsdenn gehn sie, und arbeiten unbesorgt, gleichsam als wenn sie unverwundbar worden wären. Die Karthagenische Gabilla ist im höchsten Grade hitzig, auch nimmt man jedesmal, das man sie braucht, sehr wenig und wenn man sie genommen, muß man sich vor jedem hitzigen Getränk hüten.

Sinnkraut.

Die Pflanze, die man Sinnkraut nennt, ist unter diesem Himmelsstriche sehr häufig anzutreffen. Sie ist zubekannt, als daß man sich bey deren Beschreibung lange verweilen sollte.

Getrayde.

Dieß Land ist zu hitzig, und zugleicher Zeit zu feucht, als daß Gerste, Wäizen und dergleichen Getreyde darinn fortkommen könnte, allein Maiz und Reiß ärndtet man hier reichlich ein. Ein Scheffel Maiz zur Aussaat trägt deren hundert. Aus

diesem Korne bäckt man den Bollo, eine Art Kuchen, der in all diesen Gegenden statt Brod dient, und womit man auch die Schweine und allerhand Geflügel füttert. Der Bollo von Maiz ist weiß, aber ohne allen Saft und Kraft. Spanier und Indianer bereiten ihn auf folgende Weise; sie lassen den Maiz eine Zeitlang in recht reinem Wasser liegen, und quetschen ihn hernach zwischen zwey Steinen. Durch das viele Zermalmen, und öftere Wasseraufgießen bringen sie's endlich soweit, daß die Haut abgeht; hernach kneten sie ihn, und malmen ihn von neuem zwischen zwey Steinen. Wenn er wohl zermalmt ist, schlägt man ihn in Baumblätter, und läßt es in Wasser kochen. Der Kuchen von Bollo wird binnen vier und zwanzig Stunden zu Teig, und taugt vor Ablauf dieser Zeit nichts. Man kann ihn auch mit Milch einkneten, und vielleicht wird er davon besser, auflaufen aber wird er nie, weil sich kein Flüßiges völlig hereinziehn kann. Seinen natürlichen Geschmack kann ihm keine Zuthat benehmen.

Die Neger aus den Pflanzörtern im Isthmus bekommen, wie in den andern Amerikanischen Kolonien, von der Art Brod, die man Kassava nennt. Es besteht aus den Wurzeln von Yuka, Nagmes und Maniok. Wir wollen beschreiben,

ben, wie es hier zubereitet wird, damit der Leser es mit der Zubereitungsart in den französischen Inseln vergleichen kann. Man schält diese Wurzeln ab, reibt sie mit einem achtzehn Zoll langen kupfernen Reibeisen. Das Mehl, das daraus geworden, ist so dick, wie grobe Sägspähne. Man wirfts in's Wasser, damit der Saft herauskömmt, der, wie wir gesagt haben, ein wahres Gift ist. Da bleibt's eine Zeitlang drinne liegen, und man giebt öfters neu Wasser. Alsdann wird's abgenommen, getrocknet, und als ein runder Kuchen geknetet, der ungefehr zwey Fuß im Durchschnitt hält, und vier Linien in der Dicke. Man bäckt den Kuchen in kleinen Oefen auf großen kupfernen oder ziegelsteinernen Platten. Es ist eine sehr nahrhafte, aber saftlose Speise, die lange hält ohne zu verderben, und binnen Ablauf von zwey Monaten noch den nehmlichen Geschmack hat, und nur, daß er ist hart geworden.

Waizenbrod ist auf dem Isthmus was Seltnes, weil das Mehl aus Spanien kömmt, und dort nicht wohlfeil ist. Man findet nur bey denen Europäern welches, die sich in den Städten niedergelassen haben, und bey den reichen Kreolen; aber auch diese bedienen sich dessen nicht stark. Sie ziehn den Bollo vor, sogar die Kassa-

va, die sie mit Honig zubereiten. Sie machen auch noch anders Gebacknes aus Maiz, und verschiedne Gerichte, die ihrer Gesundheit so zuträglich sind, wie der Bollo, der ungemein gesund ist.

Kamotes. Der Isthmus zeugt auch noch viel Kamotes, die man wegen des Geschmacks mit den Malagaschen Patatten vergleicht, die ihnen aber an Gestalt wenig gleichen. Sie sind beynahe rund, und sehr höckricht. Die Kreolen brauchen sie zum Einmachen und zu ihren Ragouts. Ulloa schlägt vor, sie unter die Kassava zu thun, das würde sie wohlschmeckender machen.

Kakaobaum. Der Kakaobaum wächst von Natur in verschiednen Gegenden des Isthmus; seine Frucht ist aber nicht so dick und öhlicht als zu Karthagena.

Früchte. Die gewöhnlichen Melonen und die Wassermelonen, die Weintrauben, die Pommeranzen, die Mispeln und Datteln sind sowohl in den Indianischen Dörfern, als in den Spanischen Pflanzörtern sehr gewöhnliche Früchte. Doch ist die Traube hier nicht so gut, wie in Spanien, die Mispeln aber weit delikater. Man findet hier drey Sorten von Ahorn, und das im größten Ueberfluß. Die Bananen sind die dicksten und haben nicht weniger denn einen Fuß in der Länge; die Dominikos sind nicht so dick und so lang, aber von

Geschmack sind sie viel besser. Die Guinos sind die kleinsten, aber den andern beyden vorzuziehn. Diese Frucht wäre ein ganz treflisches Gericht, wenn sie nicht so sehr erhitzte. Ihre gewöhnliche Länge beträgt vier Zoll; hat beym Reifwerden eine gelblichere, glättre, und glänzendere Rinde, wie die übrigen beyden, und den Kern so delikat wie das Fleisch. Wenn die Kreolen davon gegessen haben, trinken sie stets Wasser drauf; das Europäische Schiffsvolk aber schnapst nachher, und zieht sich dadurch die grausamsten Krankheiten zu.

Die Papajes des Isthums sind sieben bis acht Zoll lang, und gleichen den Limonien; ihre Rinde aber ist stets grün; ihr Fleisch weiß und saftvoll, hat einen sauern Geschmack, der aber nichts zu scharfes an sich hat. Sie haben all die Eigenschaften der besten Früchte. Die Guanabana würde der Melone sehr gleichen, wäre nicht ihre Rinde dünner, und stets grünlich. Ihr Fleisch ist übrigens ein wenig gelb, und hat was melonenartiges im Geschmack; ihr vornehmstes Unterscheidungszeichen ist der Geruch der sehr widrig ist. Ihre Kerne sind rund, dunkel und doch leuchtend, und betragen ungefehr zwey Linien im Durchschnitt. Sie bestehn aus nicht weicher, als aus einem etwas derben, sanftvollen Marcke, das mit einer dünnen, etwas

und Guanabana.

was durchsichtigen Haut umzogen ist. Der Geruch davon ist noch eckler als der von der Frucht. Die dortigen Einwohner sind der Meynung, daß der Saamen die Frucht verdauen hülfe, die an und vor sich selbst sehr unverdaulich ist. Ob sie gleich nicht uneben schmeckt, so schreckt doch ihr Geruch jeden Fremden ab.

Dieß Land bringt von Natur Limonien hervor; sie sind auf allen Feldern häufig zu finden; aber nicht von derselben Gattung, wie die Europäischen. Man Sutillen. nennt sie Sutillen. Der Baum, der sie erzeugt, hat nur etwa acht oder zehn Fuß in der Höhe. Indem er aus dem Boden hervorkömmt, theilt er sich in viele Aeste, die zusammen einen ganz artigen Büschel formiren; die Blätter sind so ziemlich wie unsre Citronbaumsblätter, nur kleiner, und glätter. Die Frucht ist von der Dicke eines gewöhnlichen Eys, und seine Rinde sehr fein. Nach Verhältniß ihrer Dicke hält sie mehr Saft in sich, wie die Europäischen Citronen, ist aber weit saurer. Man braucht sie in allen Sosen, ohne daß der Gesundheit dadurch Abbruch geschähe. Die Einwohner brauchen sie gar, damit das Fleisch im Topfe besser kocht. Das heißt, indem sie über's Feuer setzen, drücken sie den Saft einer gewissen Anzahl Limonien ins Wasser. Dieser Saft erweicht

weicht das Fleisch dermassen, daß man's binnen drey Viertelstunden essen kann. Und da sie dieß durchgängig thun, so halten sie sich über die Europäer auf, daß sie den ganzen Morgen mit Zubereitungen verquackeln können, die so wenig Zeit erfodern.

Die Mandel = Oliven = Bäume, und Weintrauben kommen in dem Isthmus nicht fort; man nimmt aus Europa, oder Peru, die Mandeln, das Oehl und die Weine; und dieß ist denn der Grund, daß alle diese Waaren sehr theuer sind. Oefters ist sogar ein gänzlicher Mangel daran, was denjenigen, die an den Landesprodukten nicht gewöhnt sind, nicht wenig lästig fällt. Die Beraubung des Weins, woran sie sich gewöhnt haben, verursacht eine schnelle Revolution in ihrem Körper. Der Magen verliert das Wirksame seiner Verdauungskraft; wird schwach, und diese Schwäche zieht epidemische Krankheiten nach sich. Ulloa sagt, er habe den Wein zu Karthagena so selten gesehn, daß man nur in einer einzigen Kirche Messe gehalten. Der Oehlmangel ist so gefährlich nicht, weil man gewohnt ist, die Gerichte mit dem dort sehr gäng' und geben Schweinschmalze zuzurichten. Uebrigens hat man für die Nacht Lichter von Unschlitt. Sonach ist der Gebrauch des Oehls beynahe blos auf den Salat eingeschränkt.

Früchte, die in diesem Lande nicht fortkommen.

Tabak. Viel Tabak wächst auf dem Isthmus, er ist aber bey weiten nicht so gut, wie der Virginische. Waffer meynt, er würde viel besser seyn, wenn er besser angebaut würde. Die Indianer säen ihn blos, das Weitre überlassen sie der Natur; warten bis er trocken ist, um seine Blätter abzustreifen; sie winden sie als Stricke zusammen, die zwey bis drey Fuß in der Länge haben, und lassen in deren Mitte ein Löchelchen. Wenn sie rauchen wollen, zünden sie das eine Ende der Rolle an, und machen das andre feucht, damit er nicht zu schnell wegbrennt. Nehmen das nasse Ende in den Mund, und blasen zu dem Mittelloche in ihrer Rolle den Rauch den Umstehenden ins Gesicht. Diese Indianer finden an dem Tabaksrauche ein solches Vergnügen, daß sie rings um den Raucher sich in einen Zirkel stellen, und ein Trichterchen unter ihre Nase halten, damit sie den Rauch recht reichlich in sich saugen können. Länger als eine halbe Stunde ziehn sie ihn mit außerordentlicher Wollust in sich.

Entdeckung dieses Landes. Dieß Land wurde im Jahre 1502. von Rodriguez von Bastidas entdeckt, der mit Johann de la Cosa auf neue Entdeckungen ausgezogen war, wozu er vom Könige von Spanien den Auftrag erhalten hatte. Da aber sein Schiff in einem übeln Zustande war, setzte er keine Kolonie von

seinen

seinen Leuten dahin, sondern eilte nach St. Domingo, um es dort ausbessern zu lassen. Zehn Jahre nachher wurde Alphonso von Ojeda, ein kühner, unternehmender Mann vom Hofe beordert, auf neue Entdeckungen auszugehn. Als er nach Darien oder den Panamaschen Isthmus kam, wollt' er die Einwohner durch Güte gewinnen, fand sie aber so hart, und hochmüthig, daß er zur Schärfe greifen mußte. Einer von seinen Gefährten wollte ihn bereden, diese Küste zu verlassen, und ein Land mit sanftern, umgänglichen Einwohnern aufzusuchen; allein Ojeda, dessen Muth durch die Hindernisse wuchs, griff die Indianer an, die ihn zu umzingeln Willens waren, erlegte deren eine große Anzahl, machte einge zu Gefangne, und nöthigte sie, ihn nach ihren Wohnungen zu führen. Die Indianer hatten sich wieder vereinigt, und schickten sich an, einen zweyten Angriff auszuhalten. Ihre Waffen waren hölzerne Degen, Bögen, Pfeile, die an den Spitzen mit sehr spitzigen Knochen versehn waren, Wurfspieße, die sie sehr geschickt warfen, und Schilder, womit sie die Hiebe auffiengen. Der unerschrockne Ojeda ließ mit einer schrecklichen Stimme den Namen Sankt Jakob ertönen, und in eben dem Nu stürzten die Spanier, und besäeten die Erde mit Leichen. Die den Hieben entgiengen, ergriffen die Flucht,

Flucht, ausgenommen achte nicht, die sich in eine Hütte warfen, und mit ihren Pfeilen vertheidigten. Ojeda ließ Feuer um das Haus legen, das samt den acht Indianern augenblicklich verzehret wurde. In verschiednen Treffen, die die Spanier liefern mußten, nahmen sie sechszig Indianer weg, und brachten sie auf ihre Schiffe. Die Ueberwinder, die Furcht und Schrecken unter die Indianer verbreitet zu haben glaubten, waren so unvorsichtig, und zerstreuten sich. Alsbald überfielen die Indianer sie schaarweise, und tödteten eine große Menge von ihnen.

Indeß, daß Ojeda den Verlust so vieler braven Krieger bedauerte, landete Nicuessa, Befehlshaber eines Spanischen Schiffsgeschwaders an dieser Küste, ließ seine Leute zu denjenigen stossen, die den Schlägen der Indianer entronnen waren, und stellte sich mit Ojeda'n an ihre Spitze. Dieß kleine Heer suchte die Indianer auf, fand sie in einem großen Flecken, wo sie die völligste Sicherheit genossen. Denn sie waren völlig überzeugt, daß die Spanier außer Stande waren, sie zu beunruhigen. Letztre fiengen hier ein abscheuliches Gemetzel an, nahmen alles Gold weg, was sie in dieser Landschaft fanden, schifften sich wieder ein, und fuhren auf neue Entdeckungen aus. Ojeda hielt sich an der Oestlichen

chen Spitze des Urabaschen Meerbusens auf, und gründete daselbst die Stadt St. Sebastian.

Die Indianer in dieser Landschaft waren Kannibalen, und es hielt schwer, ihnen mit so wenig Leuten zu widerstehn, als Ojeda hatte. Dieser Officier entschloß sich eins von seinen Schiffen mit dem Golde und seinen Gefangnen nach St. Domingo zu schicken, das ihm Leute, Lebensmittel und Waffen von dorther zurückbringen sollte. Während, daß seine fortgesandten Leute ihre Aufträge dort besorgten, gebrach's Ojeda'n an Lebensmitteln; seine Mannschaft sah sich genöthigt, sich welche aus den Feldern und den Wohnungen zu holen, ward aber von den Indianern so übel empfangen, daß sie sich genöthigt sahen, sich in die hölzerne Verschanzungen zurückzuziehn, die sie aufgeführt hatten. Hier waren sie allen Schrecklichkeiten des Hungers ausgesetzt; es kam eine große Menge von ihnen um, die übrigen erwarteten ein gleiches Schicksal, als ein von St. Domingo kommendes Schiff im Gesicht von St. Sebastian Anker warf. Der Befehlshaber war ein gewisser Bernardin von Talavera, der aus einem Gefängnisse entwischt war, worinn er Verbrechen halber gesessen, Mittel gefunden hatte, sich mit siebzig Kerlen zu vereinigen, die so wie er

von

von der Gerechtigkeit aufgesucht wurden, und sich eines Genuesischen Schiffs bemächtigt hatten, das ihm bey dem Vorgebürge Tiburon aufgestossen war. Ojeda kaufte ihm allen Schiffsvorrath ab, und Talavera mit seinem ganzen Trupp nahm bey ihm Dienste.

Statt daß dieser Zuwachs der Spanier die Indianer hätte sollen in's Horn jagen, wurden sie nur noch erbitterter; belagerten die Spanier in ihrer Schanze, und erlegten ihrer viele. Da sie wahrnahmen, daß Ojeda allein bey verschiednen Ausfällen die meisten Leute tödtete, richteten sie alle ihre Pfeile auf ihn. Er ward von einem vergifteten Pfeil im Schenkel getroffen; man stand in der Vermuthung, er würde, wie's all denen Verwundeten gegangen war, in Kurzem an einer Art von Raserey sterben, allein sein Muth brachte ihm ein Heilungsmittel in den Sinn, das aber nur ein Mann, wie er, gebrauchen konnte. Er ließ zwey Kupferplatten glühend machen, und von dem Wundarzt auf die beyden Oefnungen der Wunde legen; hielt diese grausame Operation mit einer Standhaftigkeit aus, worüber alle Umstehenden erstaunten. Die Hitze der Platten zog alle Feuchtigkeiten des Gifts an sich, verursachte aber in seiner Blutmasse eine so heftige Entzündung, daß man eine

ganze Tonne Wasser brauchte, um das leinen Zeug zu benetzen, das man zur Kühlung um seine Glieder schlug.

Die Lebensmittel fiengen wieder an dieser neuen Kolonie zu fehlen. Man murrte, und wollte wieder nach St. Domingo zurück. Ojeda schlug vor, er wolle selbst dahin, und den erwarteten Sukkurs beschleunigen. Er schiffte sich auf das Genuesische Schiff ein, und ernannte in seiner Abwesenheit Franziskus Pizarro zum Befehlshaber.

Sobald das Schiff in See war, wollte Ojeda sich als Herr zeigen; allein Talavera, der der Meynung war, er hätte nur recht, dieß Schiff zu kommandiren, ließ ihn in Ketten und Banden werfen; seine Gefangenschaft dauerte aber nicht lange. Seine Leute merkten zu gut, wie nöthig ihnen ein solches Oberhaupt war. Als das Ungewitter sie an die Küste von Kuba warf, übertrugen sie ihm wiederum das Kommando, um den Insulanern widerstehn zu können, von denen sie unaufhörlich angegriffen wurden.

Er nahm den Indianern einige Kanote weg, und begab sich wiederum nach Jamaika. Von da brachte man ihn nach St. Domingo. Er erfuhr, daß man ihm, während seines Aufenthalts zu St. Sebastian, starke Mannschaft, und eine Menge

Lebens-

Lebensmittel gesandt hatte. Da er hiervon nicht das geringste erfahren hatte, glaubt' er, dieß Schiff seye entweder in den Wellen oder durch Indianische Waffen umgekommen. Weit entfernt, den Muth zu verlieren, schmeichelte er sich, seine Freunde würden ihm beystehn, seine Widerwärtigkeiten zu entfernen suchen; und siehe! er erfuhr die bekannte Wahrheit: **der Unglückliche hat keine Freunde nicht.** Jedermann wich von ihm; er starb, so arm, daß man nicht die Begräbnißkosten bey ihm fand.

Seine Tapferkeit hielt jegliche Probe aus. Während seines letzten Aufenthalts zu St. Domingo griffen ihn viele Personen zur Nachtzeit an, die sich einbildeten, der Verlust ihres Vermögens seye ihm beyzumessen, und geschworen hatten, sich dafür an ihm zu rächen. Anstatt durch ihre Menge erschreckt zu werden, warf er, wie er immer in denen Treffen gethan, die er hatte liefern müssen, sich mitten unter sie, und blos sein Schwerdt, dessen er sich mit ausnehmender Geschicklichkeit bediente, befreyte ihn von allen seinen Feinden. Er war einer der kühnsten Degen seiner Zeit, aber an Klugheit und Glück gebrach's ihm stets.

Während dieser Vorfallenheiten zu St. Domingo, verlangte die Kolonie zu St. Sebastian, da sie keine Hülfstruppen,

keine

keine Lebensmittel kommen sahe, vom Franzisku Pizarro, er solle sie nach St. Domingo wieder zurückführen; wie sie sich aber einschiffen wollten, fanden sie die Brigantinen zu klein, sechszig Menschen (soviel waren ihrer) in sich zu fassen. Sie kamen überein, so lange dort zu bleiben, bis Elend und die Pfeile der Indianer die Anzahl klein gerieben. Und dieß geschahe früher, als sie's wünschten. Jetzt tödteten sie vier Pferde, die sie in ihren äußersten Dränge aufgespart hatten, weil der bloße Anblick dieser Thiere die Indianer erschreckte. Sie pöckelten sie ein, um Mundvorrath zu haben, und vertheilten sich auf zwey Schiffe. Kaum waren sie von der Küste entfernt, so öfnete ein wüthender Windstoß das eine Schiff, und begrub's im Angesicht des andern in den Wellen; nicht Mann, nicht Maus wurde geborgen. Da das Ungewitter nicht aufhörte, kehrte Pizaro nach dem festen Lande wieder zurück, und kam in den Hafen an, der von Karthagena den Namen bekommen hat. Er entdeckte auf dem Meere ein Seeschiff und eine Brigantine. Es war die Hülfe, die man von St. Domingo aus, dem Ojeda zusandte. Enciso, der sie führte, glaubte, Ojeda befände sich noch in der Fortresse, und Pizaro mit seinen Leuten wären Flüchtlinge; Pizaro wieß ihm den schriftlichen Auftrag vor, den ihm Ojeda gegeben, und

so waren seine Zweifel gehoben. Deshalb ward er aber nicht geschmeidiger; er wollte den Pizaro mit seinen Leuten nöthigen wieder nach St. Sebastian zurückzukehren; beschworen ihn aufs inständigste, sie nicht an einen Ort zurückzunöthigen, vor dessen bloßen Namen man schauderte, und schlugen ihm vor, zu dem Nicuessa in Castella de Oro zu stossen. Enciso, der diese Provinz nicht auf Kosten von Neuandalusien bevölkert haben wollte, bediente sich der Versprechungen und seines Ansehns, um sie wieder nach St. Sebastian hinzubringen. Es währte nicht lange, so erfuhren sie, daß ihre Besorgnisse waren gegründet gewesen. Indem sie in den Meerbusen von Uraba fuhren, scheiterte Enciso's Schiff; kaum wurde die Mannschaft geborgen, fast aller darauf befindlicher Vorrath gieng zu Grunde. Binnen wenig Tagen war die Kolonie so weit gebracht, daß sie von den Knospen der Palmbäume leben mußte. Um das Maaß ihrer Widerwärtigkeiten voll zu machen, fanden sie die Fortresse und die Häuser zu St. Sebastian in einen Aschklumpen verwandelt. Eine große Menge Schweine kam von den Gebürgen herunter, womit sie sich eine Zeitlang durchhalfen. Wie aber auch dieser Hülfsquell erschöpft war, hatten sie keinen weitern mehr, als ihre Waffen. Enciso stellte sich an die Spitze von hun-

dert

dert wohlbewafneten Männern, und zog aus; allein drey Indianer hielten ihn und seine Mannschaft auf. Sie giengen mit gespannten Bogen auf ihn los, und drückten ihre Pfeile mit solcher Schnelligkeit auf ihn ab, daß sie ihren Köcher geleert hatten, eh die Spanier Zeit hatten, sich zu besinnen. Enciso war mit seinen meisten Soldaten verwundet worden. Die Indianer waren darauf mit so großer Geschwindigkeit davon geflohen, daß die Spanier keinen einzigen einhohlen konnten. Der Zustand, worinn Enciso nach der Kolonie zurückkehrte, versetzte sie von neuen in Verzweiflung. Man that einmüthig den Vorschlag diese Unglücksgegend zu verlassen, als ein junger Mann von Enciso's Reisegefährten einen Vorschlag that, der jedermann Herz gab.

Er hieß Vasco Nugnez von Bilboa. Man versichert, dieser junge Mann der in Schulden tief gesteckt, und von Gläubigern verfolgt worden, habe sich in eine Tonne verkrochen, und so an Bord tragen lassen. Wie das Schiff mitten in See gewesen, wär' er erst zum Vorschein gekommen; Enciso über diesen Betrug wild, habe gedroht, ihn in die erste, beste wüste Insel auszusetzen, weil er nach dem vom Gouverneur zu St. Domingo zum Besten der Gläubiger gegebenem Edikt des Todes

schuldig seye. Der junge Mann machte Enciso'a durch sein demüthiges, aber nicht kriechendes Betragen wieder gut; das wiederhohlte, innständige Bitten des ganzen Schiffsvolks trug dazu auch nicht wenig bey; er verzieh' ihm.

Nugnez besaß außer einer sehr schönen Gestalt, viel Geist, Thatkraft, und Unerschrockenheit. Er sagte zu seinen Gefährten, er wäre in einer ehmals gemachten Reise bis an das Ende des Meerbusens gekommen, und habe an der Westseite eines großen Flusses einen starken Marktflecken gefunden, voller Lebensmittel; und die Indianer in dieser Landschaft vergifteten ihre Pfeile nicht. Bey dieser Erzehlung hob' sich der Muth der Spanier; sie eilten über den Golfo zu setzen, der nur sechs Meilen breit ist. Als sie den Fluß fanden, dessen Nugnez gedacht, erkannten sie, daß es der Darien war; erblickten aber ein Chor von ungefehr fünfhundert Indianern, die sich unterhalb eines Hügels versammlet hatten, und, wie's schien, entschlossen waren, sich ihrem Landen zu widersetzen. Enciso ließ die ganze Mannschaft schwören, daß sie eher sterben wollten, als fliehen, und zum Angriff blasen. Den ersten Angriff hielten die Indianer aus, da sie aber hernach zum Wanken gebracht, in Unordnung gekommen waren,

ergrif-

ergriffen sie die Flucht. Die Spanier giengen auf den Marktflecken los, den sie verlassen fanden, aber voller Lebensmittel. Hierauf durchstreiften sie das Land, ohne einem Indianer aufzustossen, und nahmen an Kleinodien von sehr feinem Golde mehr denn zehntausend Pesos mit.

Diese so glücklich gerathne Expedition, und der erlangte Ueberfluß setzte den Nugnez bey den Kolonisten in großes Ansehn. Man legte den Grund zu einer Stadt, die man St. Maria, die Alte in Darien, weil man sie an dem Borde dieses Flusses erbaute. Enciso überlegte nicht, daß ser die Kolonie, indem er sie auf die Westseite von Darien hinversetzte, von Neuandalusien abrisse, das durch diesen Fluß von Castella del Oro getrennt war. Nugnez ließ sorgfältig diesen Fehler seinen Anhängern bemerken, und sagte zu ihnen: Enciso hätte kein Recht mehr an ihnen, weil sie sich auf einem Grund und Boden befänden, der nicht zu seinem Gouvernement gehörte.

Diese Bemerkungen machten auf die Gemüther Eindruck, weil man schon anfing mit Enciso'n misvergnügt zu seyn. Dadurch, daß er bey Lebensstrafe den Privatpersonen den Goldhandel verbot, gab er der Neigung der Kolonisten zu ihm, den letzten Stoß. Man beargwöhnte ihn, daß er allein diesen Handel benützen wollte,

und erklärte ihm im Namen aller rund heraus, daß er, da er nicht mehr in Andalusien wäre, in der Kolonie nicht die Geringste Gewalt hätte. Die Misvergnügten errichteten darauf eine neue Art von Regimentsverwesung, wobey Nugnez das mehrste zu sagen hatte. Da aber diese Veränderung nicht durchgängig beliebt wurde, so entstanden drey Parthien, und dieser Zwiespalt erstickte bey einem Haare die Kolonie in ihrer Geburt. Einige verlangten, man sollte Enciso'n so lange gehorchen, bis Nachrichten vom Hofe da wären; andre wollten, man sollte sich dem Nicuessa, Guverneur von Castella del Oro unterwerfen; Nugnez's Freunde behauptete ihre Wahl, und sagten, der Retter ihres Lebens seyn allein würdig über sie zu herrschen.

Die Zwietracht wuchs von Tag zu Tage, und sie standen eben im Begriff, sich völlig zu trennen, als man im Meerbusen einiges Geschütz ablösen hörte. Sogleich vereinigten sich alle Parthien, um diese Schüße zu beantworten. Bald darauf ward man zwey Schiffe gewahr, die Rodriguez, Enriquez von Colmenarez kommandirte. Er führte dem Ojeda Mundvorrath und sechzig Leute zu. Die Indianer hatten ihm sechs und vierzig bey Karthagena getödet, wo er hatte Wasser einnehmen wollen; sieben andre hatte er eingebüßt, die sich zu

weit

weit entfernt gehabt, Wasser zu hohlen, und den Trupp nicht hatten wieder erreichen können. Der Verdruß über sein Unglück, und die Nothwendigkeit seine Schiffe müssen kalfatern lassen, hatten ihn nach der Oestlichen Seite des Meerbusens geführt in der Hofnung, dort den Ojeda zu finden; da er aber keine lebendige Seele traf, war er Willens geworden, alle Theile des Meerbusens zu besichtigen, ließ unterweilen die Stücke abfeuern und Feuer anzünden, um die Spanier zu versammeln, die sich in diesen Gegenden konnten verirrt haben.

Seine Ankunft verbreitete Freude unter die Kolonisten; bald aber entstand neue Unruhe unter ihnen. Nicuessa, Guverneur von Castella del Oro, war sein Freund. Er that sein Möglichstes die Kolonie dahinzubringen, daß sie diesen Guverneur anerkennte. Einige ließen sich gewinnen, andere aber widersetzten sich; er stellt ihnen aber vor, die Kolonie würde weit ruhiger seyn, wenn sie ihre Macht mit der Macht des Nicuessa vereinigte, von dem man schon voraussetzen müßte, daß er in seinem Bestimmungsorte müsse recht wohl eingerichtet seyn; und erreichte dadurch seinen Endzweck. Er reisete selbst fort, ihm diese Nachricht zu bringen.

Laßt uns sehn, wer der Nicuessa war, den die Darienſche Kolonie für ihr Oberhaupt annehmen wollte. Er war das Jahr zuvor mit fünf Schiffen von verſchiedner Größe aus St. Domingo abgereiſt, die alle mit dem zu einer Expedition nöthigen Vorrath beladen waren. Eine Karavelle, die er kommandirte, wurde auf eine unbekannte Küſte geworfen, und ſcheiterte. Er mußte Veragu, das zum allgemeinen Sammelplatz beſtimmt, zu Lande aufſuchen. Auf dem Marſch büßte er viele von ſeinen Gefährten ein; endlich gelang's ihm ſein Schiffsgeſchwader zu erreichen, das in einen Fluß des Iſthmus eingelaufen war. Da ſeine Vorräthe erſchöpft waren, durchſtrich er viele Küſten, um zu ſehn, ob er nicht irgend ein Land finden könnte, das ihm Lebensmittel lieferte; allein die Indianer, die ſtets zum Zurückſchlagen bereit waren, hielten ihn ab, vom anlanden. Endlich kam er an einen Ort, wo er einen ziemlich guten Hafen fand, und wo ſich keine Indianer zeigten, die ſich ſeiner Landung widerſetzen wollten. Hier ließ er den Anker werfen, und ſagte in ſeiner Sprache: Laßt uns hier bleiben im Namen Gottes. Da er dieſe Gegend bequem genug fand, ſich daſelbſt niederzulaſſen, ſo legte er den Grund zu der berühmten Stadt, die daher den Namen Nombre de Dios bekommen hat.

Da es dort wenig Lebensmittel gab, ward der Hunger unter den Kolonisten bald ausserordentlich; die mehrsten verhungerten, und die übrigen waren so schwach, daß sie kaum ihre Waffen tragen konnten. Und gleichwohl mußte das Werk äußersten Fleißes betrieben werden. Der General bestrebte sich, ihnen mit gutem Exempel vorzugehen. Half nichts! Die Verzweiflung hatte seinen Leuten allen Muth geraubt; sie wollten ihm nicht weiter arbeiten, und verlangten wieder nach St. Domingo zurück.

In solcher Lage befand sich nun Nicuessa, als Colmenarez ankam, um ihn Vorschläge im Namen der Kolonie von St. Marie zu überbringen. Wie erschrack er nicht als er seinen Freund im gräßlichsten Elend sahe, den er im blühendsten Zustande geglaubt. Die Menge Menschen die er mitgebracht hatte, war bis auf sechzig heruntergeschmolzen, und waren alle im kläglichsten Zustand, barfüßig, abgefleischt, mit Fetzen und Lumpen bedeckt. Die Bestürzung band dem Colmenarez lange die Zunge, er vergoß Thränen, und sagte ihm hierauf weshalb er hergekommen sey. Statt daß Nicuessa sich hätte erkenntlich gegen seinen Freund bezeigen sollen, war er so unvorsichtig, und sagte: er würde die Stifter der neuen Stadt bestrafen, weil sie auf

seinem Grund und Boden gebaut hätten. Diese sonderbare Antwort hinterbrachten die Abgeordneten von St. Marie zu Darien der neuen Kolonie. Man faßte daselbst den Entschluß, sich nicht dem Nicuessa zu unterwerfen, ihn sogar nicht einmal aufzunehmen. Wenig Tage darauf erschien er in einem Schiffe; man rief ihm aber zu, man wäre Willens, ihn nicht in der Provinz Darien aufzunehmen; er möchte nur immer wieder nach Nombre de Dios zurückkehren.

Dieß Betragen von Leuten, die er zur größten Unterwürfigkeit gegen sich gestimmt glaubte, machte ihn so bestürzt, daß er nicht zu reden vermochte. Wie er wieder zu sich gekommen war, sagte er: er seye bloß auf die an ihn ergangne Einladung gekommen, wäre gesonnen sich durch ein weises Regiment der Kolonie nützlich zu machen, und erbäte sich die Erlaubniß, an's Land treten zu dürfen, um sich hierüber näher zu erklären. Betheuerte sogar, fände man ihn alsdann des Kommando's unwürdig, so wollt' er's herzlich gern einem andern überlassen. Spöttereyen und Drohungen waren die Antwort auf diese Rede. Da's spät war, ließ er den Anker werfen, und brachte die Nacht auf seinem Schiffe zu. Als es Tag wurde ließ man ihm sagen, er könne an's Land treten; al-

lein

lein in dem Augenblick, da er aussteigen wollte, sah er, daß man seiner Person sich zu bemächtigen gesonnen seye, und entsprang in ein benachbartes Gebüsch. Aus Furcht, daselbst von den Wilden gefangen zu werden, erschien er wiederum, und bat, man möcht' ihn nur aufnehmen, die Bedingungen möchten seyn welche sie wollten. Diese Bitte machte ihn bey jedem verächtlich der sie hörte. Man setzte ihn auf ein elendes Schiff, und überließ ihn seinem unglücklichen Schicksal. Seit der Zeit hat man nichts weiter von ihm gehört. Herrera glaubt, daß er von den Wellen ist verschlungen worden.

Als Nicuessa fort war, fiel das Kommando dem Nugnez anheim, der Enciso'n in Haft nehmen ließ, weil er sich's anmaaßen wollen. Er berichtete dem Admiral Dom Barthelemi alles, was zu Darien vorgefallen war, und bat sich von ihm einen Bestellungsbrief aus, der ihn zum Gouverneur der neuen Kolonie erklärte. Nicht nur das gewährte ihm Kolombo ungesäumt, sondern auch hinlänglichen Sukkurs, um sich in der neuen Kolonie zu erhalten. Nugnez stellte sich an die Spitze von hundert Waghälsen, durchstreifte das ganze Land bis nach Nombre de Dios, und verbreitete seinen schreckenvollen Namen unter den Indianern. Bey diesem Zuge sammelte

er

er soviel Reichthümer ein, daß der dem Könige davon behörige fünfte Theil allein, sich auf dreyhundert Mark Goldes belief.

Je mehr Gold Nugnez fand, je lüsterner er nach mehrerm ward. Er behandelte die unglücklichen Indianer mit der äußersten Grausamkeit, um ihnen dieß kostbare Metall abzupressen. Einige Gefangne berichteten ihn, daß in einer unfern der Spanischen Kolonie belegnen Provinz, Dabeyda genannt, ein Cazike eben des Namens wäre, der einen Tempel voller Gold hätte. Diese Nachricht erhizte seinen Muth, und den Muth seiner Leute. Er schiffte hundert und sechzig der Tapfersten in zwey Bregantinen ein, vertraute die eine dem Colmenarez an, und mit dem Befehl, seinen Weg durch einen Fluß zu nehmen, der zweymal größer ist, als der Darien, und nicht weiter als neun Meilen davon entfernt ist. Der Cazike hat sich tief in's Land zurückgezogen, und brachte die Nachricht mit: die Spanier sind da. Nugnetz, der die andre Brigantine kommandirte, eroberte die Länder dieses Caziken, und brachte daselbst viel Gold zusammen; fuhr hernach das Meer herab, das den Golfo von Uraba macht, worein sich diese zwey große Flüße stürzen; hier überfiel ihn ein grimmiges Ungewitter, das sein Kanot mit dem Golde verschlang. Er stieß zum Colmenarez.

Ein

Ein Cazika von dieser Landschaft versorgte sie überflüßig mit Lebensmitteln, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, in ihrer Goldjagd fortzufahren. Sie kamen in ein Land, wo die Häuser auf Bäumen gebaut waren, die sie mit ihren Zweigen verhüllten und mit ihrem Laube bedeckten. Sie hatten Zimmer und Kabinetter, worinn die Zimmerarbeit so stark war, als in den gewöhnlichen Häusern. Jede Familie wohnte vor sich. An jedem Hause waren zwey Leitern; die eine führte bis zur Hälfte des Baums, und die andre von der Hälfte bis zur Thüre des ersten Zimmers. Diese Leitern waren von Schilfrohr, und so leicht, daß man sie des Nachts heraufzog. Dadurch waren die Einwohner gegen die nächtlichen Angriffe der Tiger und andrer gefräßigen Thiere gesichert, deren Anzahl in dieser Provinz sehr beträchtlich ist. Die Indianer hatten ihre Vorrathskammern in diesen Lusthäusern allein ihre Trinkgeschirre ließen sie unten an den Bäumen stehn. Wenn die Herren aßen, stiegen die Diener so schnell herunter und herauf, daß nicht mehr Zeit verging, als man braucht vom Schenktisch bis zur Tafel zu gehn.

Häuser auf Bäumen gebaut.

Der Cazike ließ hastig die Leitern hereinziehn, als er die Spanier kommen sahe. Diese riefen ihn mit lauter Stimme, und ermahnten ihn, ganz getrost herunterzusteigen.

gen. Er antwortete, da er mit unbekannten, stockfremden Leuten nichts zu schaffen hätte, so bäte er sich's zur Gefälligkeit aus, ihn in seinem Hause zu lassen. Man drohte ihm, die Bäume umzuhauen, oder Feuer dran zu legen. Verfieng alles nichts! Alsbald legte man die Axt an seinen Wohnbaum. Als er die Stücken davon herumfliegen sahe, stieg er mit seiner Frau, und seinen beyden Söhnen herab. Man frug ihn, ob er Gold hätte. Hier nicht! sagte er. Ich kann hier leben ohne Gold; liegt Euch Spaniern aber so herzlich viel an diesem Metalle, verlangt Ihr platterdings welches, so sollt Ihr haben; will euch welches aus einem benachbarten Berge bringen lassen. Sie trauten diesem Vorschlage um so eher, da er ihnen Weib und Söhne bis zu seiner Wiederkunft zu Geißeln gelassen hatte. Warteten und warteten viele Tage, keine Cazike kam, und die Geisseln hatten sich in der Nacht über alle Berge zu machen gewußt. Da Nugnez besorgte von einer zahlreichen Heeresmacht in einem ganz waldichten und sumpfichten Lande, wie diesem, angegriffen zu werden, so ging er wieder an Bord, stieß wieder zum Colmenarez, der viel Leute eingebüßt hatte, weil seine Mannschaft sich hatte zertheilt gehabt, und so von den Indianern in großer Menge war erlegt worden.

Alle Caziken der umliegenden Gegenden wegen ihres Lebens, und wegen ihrer Sicherheit beunruhigt, hatten den Entschluß gefaßt, sich zu vereinigen, um die Straßenräuber auszurotten, die ohne von ihnen im mindesten beleidigt worden zu seyn, kamen, und ihre Ruhe störten. Sie brachten sechshundert Soldaten zusammen und mit den größten Kennzeichen der Wut suchten sie ihre Feinde auf. Als sie aber die Wirkungen der Feuerröhre erfahren hatten, ward ihr Muth ziemlich lau, und die Spanier begans ein schreckliches Gemetzel. Die man erwischte, schickte man nach der Kolonie zu Darien, um sie dort zu öffentlichen Arbeiten zu gebrauchen; die übrigen nahmen die Flucht. Da Nugnez sich stark genug glaubte, ließ er dreyßig Mann in einem Dorfe zurück, mit dem Befehl, die Indianer im Zaum zu halten; allein die Caziken versammelten sich, sie anzugreifen, und da die Spanier ihnen nicht Spitze bieten durften, so zogen sie sich nach St. Marie zu Darien zurück.

Da die Indianer merkten, wie gefährlich es für ihre Ruhe seye, solche Nachbaren zu haben, wie die Spanier, so beschlossen sie, selbige insgesammt auszurotten, und auch nicht Einen übrig zu lassen, der dieß Unglück könnte ansagen gehn. Durch eine Indianerinn erfuhr Nugnez den ganzen

zen Anschlag, und eilte um so mehr, ihm zuvor zukommen, da er zugleich wußte, daß vierzig der geschicktesten Schützen ihn durch Verrätherey umbringen sollten. Er stellte sich an die Spitze von siebenzig Leuten, und Colmenarez, mit einem andern Haufen, nahm einen ganz verschiednen Weg. Die Indianer, die ihr Vorhaben nicht kund geworden glaubten, und sich von ihrer Anzahl alles versprachen, war eben im Begriff in einem Dorfe einen Rath zu halten, wie sie die Fremden angreifen, und die Beute theilen wollten. Die beyden Chöre Spanier, die zu gleicher Zeit erschienen, und sie von beyden Seiten einschlossen, begannen sie durch ein gewaltiges Flintenfeuer in Schreck zu setzen, als sie hierauf wenig Widerstand bey dieser schwachen Versammlung fanden, richteten sie ein gräßliches Blutbad an, und diejenigen, die dem Tode oder der Sklaverey entgangen waren, hatten kein ander Rettungsmittel übrig, als die Flucht. Colmenarez, der viel Gefangene gemacht hatte, ließ die Vornehmsten von ihnen aufhängen, um diejenigen in Schreck zu setzen, die das Glück gehabt hatten, sich zu retten. Dieser Sieg brachte die ganze Provinz unter das Joch des Nugnez; er ließ eine Schanze aufführen, die die Spanische Herrschaft daselbst völlig befestigte.

Indeß verlor er nicht eine wichtige Unternehmung aus dem Auge, woran er seit den Reden dachte, die ein junger Kazike, Namens **Komagre**, ein Bundesgenoß der Kolonie, geführet hatte. Nachdem dieser junge Indianer einstmals den Spaniern ein gewisses Quantum Goldes gebracht, erhub sich unter ihnen ein sehr lebhafter Streit, wie dieß Gold sollte getheilt werden. Der Indianer, erstaunt über die Leidenschaft für ein Metall, woraus er sich so zu sagen, gar nichts machte, nahte sich der Wage, worinn das Gold lag, gab ihr mit einer unwilligen Gebärde einen Stoß, daß alles heraus, und zu Boden flog, und sagte zu den Spaniern: „Also „verlaßt Ihr wohl unstreitig wegen dieses „Metalles Euer Vaterland, setzt Euch sei„netwegen tagtäglich so vielen Gefahren „aus, und bringt Sturm und Aufruhr „unter Völker, die von jeher in dem größ„ten Frieden und Eintracht gelebt haben. „Ich will euch ein Land zeigen, wo all Eu„er Golddurst soll gestillt werden. Um „aber bis dorthin zu kommen, braucht Ihr „eine zahlreichere Heeresmacht, als die Eu„rige, denn Ihr werdet mit mächtigen Kö„nigen zu kriegen haben, und mit streitba„ren Völkern.“ Die Spanier fragen, nach welcher Seite denn das Land läge, das soviel Reichthümer in sich faßte. Er sagte, es wären sechs Sonnen von seinem

Die Erste Anzeigen von Peru.

Lande bis zu jenem da, d. h. sechs Tagreisen, wenn man nach Mittag hinzöge, wohin er mit dem Finger deutete. Er erzählte weiter, man würde anfänglich einen außerordentlich reichen Kaziken finden, ein wenig weiter hin, ein großes Meer, worauf Seegel- und Ruder-Schiffe gingen, so groß wären sie freylich nicht, wie der Spanier ihre, wäre man über das Meer, da käme man in ein Königreich, wo das Gold so gemein wäre, daß die Einwohner aus grossen Geschirren von dem Metall äßen und tränken, und machten von selbigem eben den Gebrauch, als die Kastilier von dem Dinge, das sie Eisen nennten. Er erbot sich, er mit einem Theil seiner Unterthanen wolle sie dahin führen.

Die Eroberung dieses mit so vielen Reichthümern angefüllten Landes, war's, worauf Nugnez schon lange gedacht hatte. Nachdem er seine Leute durch Ermahnungen, und die goldnen Berge im Prospekte nach seiner Laune gestimmt hatte, so reiste er mit hundert und sechzig Mann ab, und den jungen Kaziken zum Wegweiser. Er kann in die Länder eines andern Kaziken, Kareta genannt, mit dem er ein Bündniß errichtete. Von da gin's über Gebürge, um in das Land von Ronca zu kommen, eines andern Kaziken, der sich bey Annäherung der Spanier verbarg; allein das

Beyspiel seines Nachbars gab ihm wiederum Herz, er gab ihrem Oberhaupte alles was er an Golde hatte, um ihre Freundschaft zu gewinnen. Dieß Bündniß machte dem Nugnez um so mehr Vergnügen, weil er sich gern eines freyen Durchzuges hatte versichern wollen, wenn's ja schlimm liefe. Wie er sich in den hohen Gebürgen befand, griff ihn ein Heer Barbaren an, deren er an sechs hundert erschoß, und die Gefangnen den Hunden zum Futter verwarf. Der Ueberrest des Heers nahm die Flucht, und die Spanier fanden unter der Beute der Erschlagnen eine ziemlich große Menge Goldes.

Da's sehr schwer hielt, sich durch diese Gebürge durchzuarbeiten, und Lebensmittel aufzutreiben, so gings mit dem Marsch der Spanier sehr langsam. Endlich kamen sie an einen sehr hohen Berg, von wo man, sagte ihr Wegweiser, eine ungeheure Strecke Wasser sehn könnte. Nugnez wollte allein heraufsteigen, um zu allererst den Wonneanblick eines so heißerwünschten Schauspiels zu genießen. Beym Anblick des Meeres, das er für das vom jungen Indianer beschriebne Meer erkannte, warf er sich auf die Kniee und dankte Gott mit emporgehobnen Händen für diesen für sein Vaterland so vortheilhaften, und für ihn selbst so rühmlichen Ausgang. Auf diese

Loosung eilte ihm alles nach. Er begann eben diese Ceremonie von neuem, und alle seine Leute ahmten ihn nach. Ihre Gefährten, die Indianer, waren ganz erstaunt soviel Aeußerungen einer Freude zu sehn, deren Ursach ihnen unbekannt war.

Rugnez sagte seinen Leuten, man dürfte an der Redlichkeit des jungen Kaziken nicht weiter zweifeln, daß alle Umstände mit seiner Erzählung auf ein Haar einträfen. Setzte hinzu, bey den unermeßlichen Reichthümern, die man sich zu versprechen hätte, würde man unfehlbar neue Nationen entdecken, und die Christliche Religion sich in der neuen Welt ausbreiten sehn. Rugnez besaß ausser seiner schönen Gestalt viel natürliche Anmuth, und Sanftheit, die von einer entschiednen Standhaftigkeit begleitet war. Seine Kühnheit war schon in ostmaligen Gefahren geprüft worden, seine Beharlichkeit in den mühsamsten Arbeiten, und seine Klugheit in den größten Verlegenheiten. All seine Leute hörten ihn mit sehr vielem Vergnügen an, und waren äußerst hitzig ihm zu folgen. Da er aber zu wenig Mannschaft hatte, sah er sich genöthigt, nicht weiter zu gehn, ohne vorher versichert zu seyn, was er sich von den Kaziken zu versprechen hätte, Widerstand, oder Beystand. Er begnügte sich, im Namen des Königs, seines Herren,

das

das Land, das er sahe, und das rings-umher fließende Meer. Er ließ einen grossen Haufen Steine aufrichten, Kreuze aufpflanzen, und den Namen Ferdinand in die Rinden der stärksten Bäume graben; stieg herab vom Berge, trat ins Meer bis an den Gürtel, in der einen Hand sein Schwerd, in der andern sein Schild. In dieser Stellung sprach er zu den am Ufer stehenden Spaniern und Indianern. „Ihr „seyd Zeugen, daß ich diesen Welttheil im „Namen der Kastillischen Krone in Besitz „nehme, und mit diesem Degen werd ich „ihn ihr erhalten.

Nach dieser Ceremonie, versammelte er seine Leute, machte sich auf den Weg, unterwarf sich viele reiche Kaziken, schifte hierauf alle seine Leute ein, um nach den Küsten des Meerbusens zu kommen, wo er sich aufhielt, und den er St. Michael genannt hatte; kaum hatt' er aber vom Ufer gestoßen, als ein wütendes Ungewitter ihn in größre Gefahren warf, als er je ausgestanden hatte. Die Indianer, sehr gute Schwimmer, warfen sich in's Wasser, banden ihre Kanote zusammen, je zwey und zwey, damit sie den Fluthen desto eher widerstehn könnten, führten sie hierauf zwischen kleinen Inseln durch, woselbst sie sie an Bäumen, und Felsen anbanden. Da das Wasser in der Nacht gewachsen war,

waren alle Inseln überschwemmt. Die Spanier und Indianer, die auf den Felsen übernachtet hatten, wurden nicht wenig bestürzte, niedergeschlagen, als sie mit anbrechendem Tage, einen Theil ihrer Kanote zertrümmert sahen, und die übrigen leck, voller Sand und Wasser. Das Gepäck und die Lebensmittel hatten die ungestümen Fluthen mit sich weageschwemmt. Man riß die Rinde von den Bäumen herab, hackte sie mit Kräutern zusammen, und verstopfte damit die Spalten in den Kanoten. Man wagte es mit so gebrechlichen Gefäßen das Land zu gewinnen, und fuhr hinter den Indianern her, die voranschwammen. Nugnez, den der Hunger so plagte wie seine Gefährten, befahl, man sollte an einem fruchtbaren Lande landen. Die immer voranschwimmenden Indianer landeten an den Ländern eines Kaziken, Tomako genannt. Die Einwohner wollten sich ihrem Aussteigen widersetzen, allein Nugnez stellte sich an die Spitze seiner bravsten Leute, hatte Hunde bey sich, die auch gewaltig heißhungrig waren, und richtete ein schreckliches Blutbad unter den Indianern an; der Kazike selbst ward dabey verwundet. Dieß Unglück vermehrte nur seine Wut; wie er aber hernach erfuhr, wie gut die Spanier denjenigen begegnet hätten, die sie höflich aufgenommen hatten, schickte er ihnen seinen Sohn mit Lebensmit-

mitteln, und einem so ansehnlichen Geschenke, daß die Spanier bey dessen bloßen Anblick all ihre ausgestandnen Mühseeligkeiten vergaßen. Es bestand aus sechshundert und vierzehn Pesos Gold, und zweyhundert und vierzig Perlen von außerordentlicher Größe. Die Perlen hatten den Fehler, daß sie ihren Glanz ein wenig verloren hatten, weil die Indianer die Austern an's Feuer zu legen pflegten, damit sie sich öfneten. Als der Kazika sahe wie verwundert die Spanier über einen für ihn ganz unbedeutenden Gegenstand waren, ließ er ihnen binnen vier Tagen zwölf Mark Perlen zusammenfischen, und sagte zum Nugnez in der fünf Meilen von hier belegnen Insel würd' er noch weit größre finden, und diese ganze Küste, die sich weit nach Süden hinaus erstreckte, wäre voller Gold und andrer Reichthümer; er rieth ihm aber, wenn er sie durchstreifen wollte, eine Jahrszeit abzuwarten, wo das Meer ruhiger wäre. Die Spanier, durch die vielen, ausgestandnen Strapazen abgeschreckt, drangen in ihr Oberhaupt, wieder nach Darien umzukehren. Er willigte darein, und nahm einen andern Weg, als den vorigen, damit er das Land vollkommen kennen lernte. Er ging über neue Gebürge, worauf so wilde Völkerschaften wohnten, daß sie gar keinen Umgang mit einander hatten. Die Spanier mußten sich mit ge-

wafneter Hand einen Weg durch sie durchbrechen, und diejenigen von den Hunden auffressen lassen, die nach einem fruchtlosen Widerstand die Flucht nahmen; allein diejenigen, die ihnen Lebensmittel und Gold herbeyschaften, behandelten sie mit Gelindigkeit. Endlich kamen sie den 29sten Januar 1513. in die Kolonie zu Darien an, mit mehr denn vierzigtausend Pesos Gold, die sie den Indianern abgenommen hatten.

Nugnez unterrichtete ungesäumt den König und dessen Minister von seinen gemachten Entdeckungen. Die Ueberbringer dieser Nachrichten legten dem Monarchen eine sehr große Menge Gold und Perlen zu Füssen. Der König war mit Nugnez's Aufführung so zufrieden, daß er seinem Minister anbefahl, ihn nicht unbelohnt zu lassen; aber der Hof, der erfahren gehabt, daß die Kolonie zu Darien viel Aufmerksamkeit verdiente, hatte dem Pedrarias d'Avila das Gouvernement darüber übertragen. Ein Officier von edler Geburt und Verdiensten, den man für fähig hielt, das Ansehn des Königs in diesem Lande zu beschützen. Dieser neue Gouverneur war schon unterweges, als die Abgesandten von Spanien anlangten.

Die Flotte, die er kommandirte, bestand aus funfzehn wohlgerüsteten Schiffen. Er hatte einen Franziskaner bey sich,

der

der zum Bischof von Terrafirma war geweiht worden, eine ziemlich beträchtliche Anzahl Missionaren, und zwey tausend Kriegesleute. Den obengedachten Enciso hatte er zum Generalprofoß gemacht. Daß er letztern gewählt, schien dem Nugnez kein gutes Zeichen, denn es war ein erklärter Feind. Unter denen andern Officieren, die den Gouverneur begleiteten, war Fernandez d'Oviedo y Valdez, Verfasser einer Geschichte der neuen Welt, einer der Hauptquellen, woraus die nachherigen Geschichtschreiber geschöpft haben. Pedrarias erstaunte ungemein, als er den Nugnez, dessen Name soviel Aufsehns gemacht, in einem ganz simpeln Anzuge fand. Er hatte blos ein kattunes Kamisol an, leinene Unterhosen, und Schuhe von Stricken, und war im Begriff, seine ganze schlichte Wohnhütte mit Blätter bedecken zu lassen. Eben diese Simplicität hatte ihn zum Schrecken so vieler Nationen gemacht, hatte gemacht, daß soviel Kolonisten an ihm hiengen. Der neue Gouverneur hatte nicht geglaubt, daß ihm das Ausschiffen so leicht werden sollen, allein Nugnez sagte, er wäre gesonnen, sich dem Willen des Königs zu unterwerfen. Indeß murrten alle Kolonisten, hielten Versammlungen, und Nugnez hätte, wenn er gewollt, jedermann dahin bringen können, die Waffen zu ergreifen. Da er sich aber einmal unterwor-

sen hatte, so wollt' er auch nicht einmal, daß einer von seinen Leuten bewafnet vor dem Gouverneur erschiene. Er gieng ihm selbst entgegen, machte ihm ein sehr ehrerbietiges Kompliment, führte ihn in seine Hütte, und trug ihm ein Mahl auf von Kassawa, Früchten und Wurzeln, und zum Trinken weiter nichts als Dariens wasser. Den folgenden Tag untersuchte der Gouverneur, ob all das, was man von Nugnez's Unternehmungen und Eroberungen gesagt, seine Richtigkeit hatte. Das Südmeer war entdeckt, und das ganze Land bis zu diesem Meere unter Spanische Bothmäßigkeit gebracht. Wie sehr erstaunten nicht die Gefährten des Gouverneurs, als sie erfuhren, wie theuer der Kolonie zu Darien ihre Bereichrungen waren zu stehn gekommen.

Wenig Tage nachher ließ der Gouverneur bekannt machen, daß er Befehl habe, den Prozeß von Nugnez und Enciso zu untersuchen, und den Ausspruch zu thun. Man nahm den Nugnez in Haft, und untersuchte all das, dessen er vom Enciso war angeschuldigt worden. Der Rath verdammte ihn sogleich zu einer harten Geldbuße, und setzte ihn in Freyheit. Pedrarias fuhr indessen fort, sich nach seinen Instruktionen zu richten, und an denen Orten, mit deren Eigenschaften man ihn bekannt

kannt machte, neue Pflanzörter anzulegen. Er schien mit dem Nugnez im besten Einverständnisse zu leben, schrieb aber dem Könige, die Kolonie zu Darien wäre bey weitem nicht so blühend, als Nugnez berichtet gehabt. Mit seinem Briefe, lief zugleich ein Brief der Einwohner ab, der Beschwerden gegen die neuen Officiers in sich enthielt. Es ist ausgemacht, daß Pedrarias die Kolonie in einem sehr blühenden Zustande gefunden; jedermann im Genuß großer Glückseligkeit fand. Es waren nichts als Feste dort, war Jubelsang und Jubelklang da; der Boden besät, und trug soviel, daß jedermann satt wurde. Die Kaziken waren den Spaniern unterworfen, und ihnen mehrentheils so gewogen, daß ein Spanier frey und ungehindert von einem Meere zum andern schiffen konnte. Da der König die Wahrheit durch die Wolken erblickte, worein man sie gehüllt hatte, schrieb er im folgenden Jahre an den Pedrarias, er gäbe dem Vasko Nugnez zur Belohnung für seine geleisteten Dienste, die Stelle eines Adelantados im Südmeer, und in den Provinzen Panama und Koyba; beföhle hiermit, man sollte ihm gehorchen, als wär' Er es Selbst, und ob er gleich dem obersten Gouverneur völlig untergeordnet seye, so solle ihm dem ungeacht in Sachen, die das öffentliche Wohl beträfen, nicht der mindeste Zwang

angethan werden. Er würde an dem Betragen des Pedrarias gegen den Nugnez, den Eifer abnehmen, den er für seine Person hegte, und befahl ihm, bey allen seinen Unternehmungen diesen Mann um sein Gutachten zu fragen.

Ein so bestimmter und zu gleicher Zeit für den Nugnez so schmeichelhafter Befehl beschleunigte nur dessen Verderben. Der Karakter des Pedrarias war ganz von dem Karakter des Adelantados unterschieden; er war weit von der Sanftmuth entfernt, die diesem soviel Freunde zugezogen harte. Oviedo war insgeheim nach Spanien zurückgekehrt, um daselbst seine Beschwerden gegen den Gouverneur anzubringen. Nugnez hatte seiner Seits geschrieben, und beschwerte sich auch über den Pedrarias. Der Minister, der die Westindischen Angelegenheiten unter sich hatte, suchte sie auszusöhnen, aber vergeblich! Pedrarias war gesonnen, einen Mann zu stürzen, dessen Verdienste, glaubt' er, ihm nachtheilig werden möchten. Er stellte gegen ihn einen Kriminalprozeß an, worinn der Tod des Nicuessa ihm auf den Kopf zugesagt wurde, ihm die Gewaltthätigkeiten vorgeworfen wurden, die er gegen den Enciso begangen, und noch dazu einer Felonie beschuldigt ward, weil er sollte gesonnen gewesen seyn, die Königlichen Domai-

nen

nen unrechtmäßiger Weise an sich zu ziehn.
Umsonst schrye Nugnez gegen diese Anschuldigungen; es ward ihm zu St. Maria zu Darien, der Kopf vor die Füsse gelegt, im zwey und vierzigsten Jahre seines Alters. Nugnez wird enthauptet.
Die Ungerechtigkeit des Pedrarias brachte den König von Spanien um den besten Officier, den er in Indien hatte. Man zweifelt gar nicht, daß er, da er in so wenig Jahren soviel geleistet, nicht in Kurzen Peru sollte entdeckt und erobert haben, wenn ihm nicht der Hof grade zu der Zeit das Kommando abgenommen, als er auf diese Unternehmung ausgehn wollte.

Die Väter vom St. Hieronymus-Orden, die, wie oben gedacht, damals in Indien in großen Ansehn standen, äußerten gegen den Pedrarias ihren Unwillen sehr deutlich; gaben ihm in ihrem Schreiben zu erkennen, was ganz Amerika von seinem Betragen dachte; setzten hinzu, er hätte die Befehle des Königs vergessen, die ihn nöthigten, nichts ohne Zuziehung des Provinzialraths zu thun; allein diese Winke kamen zu spät; der unglückliche Nugnez war nicht mehr. Las Casas wirft dem Pedrarias vor, das Land vom Darien an bis zum See Nikaragua verwüstet zu haben, was eine Strecke von mehr denn fünf hundert Meilen Land beträgt; und Land, das sehr bevölkert war, sehr reich,

und

und sehr fruchtbar. Auch beschuldigt er ihn, Grausamkeiten gegen die Indianer verübt zu haben, wofür die Natur zurücke bebt. Ein Mann von seinem Karakter sah sich mit Unwillen so vielen Gouverneurs unterworfen; wollte ein Joch abschütteln das seinen Ehrgeiz verwundete, ließ St. Maria zu Darien zerstören, und trug im Jahre 1518. dem Diego von Espinosa auf, sich nach Panama zu begeben, und dort eine Stadt aufzubauen. Zu gleicher Zeit schrieb er an den König, daß der Ort, wo die Kolonie St. Maria gestanden, gar nicht zu einem Pflanzort getaugt habe, und daß es dem königlichen Interesse gemäß seye, den bischöflichen Sitz nach Panama hinzuverlegen. Als er das Jahr drauf günstige Antwort erhalten hatte, befahl er seinem Leutenant zu Darien, dem Oviedo, alle Einwohner von St. Maria nach Panama hinüber zu bringen. Die übrigen Pflanzörter kamen in einem so reichen Lande bald auf.

Zweyter Artikel.

Das Königreich Neugranada.

Dieß Königreich ist in dem Theil von Südamerika mit begriffen, der kurz nach den Inseln entdeckt wurde. Es erstreckt sich vom vierten Grad mitternächtlicher Breite bis zum zwölften, und vom zwey

und

und vierzigsten Grad zwanzig Minuten bis zum sechszigsten westlicher Breite. Seine Grenzen sind das Weltmeer gegen Morgen und Norden, gegen Südwest und Nordwest, Oronoko und Quito, gegen Abend die Provinz Darien, oder eigentlicher gesagt, das Königreich Terrafirma, der Meerbusen von Darien und das Südmeer. Es ist in viele Provinzen eingetheilet, und diese sind, das eigentlich sogenannte Königreich Neugranada, Choko, Karthagena, St. Martha, und Kumana.

§. 1.

Das eigentlich sogenannte Königreich Neugranada.

Diese Provinz macht den südlichen Theil des Königreichs aus; ihre Grenzen sind gegen Norden Venezuela und Kumana; von Südosten nach Nordwesten der Fluß Oronoko, und gegen Abend die Provinz Popayan. Ihr Umfang von Mittag gegen Norden beträgt zwey hundert Meilen. Der Magdalenenfluß durchströmt den Westlichen Theil von Mittag gegen Norden. Dieser Theil wird von den Spaniern bewohnt. Der östliche Theil besteht aus großen Ebnen, und erstreckt sich längst dem Flusse Oronoko; wird von verschiednen, wenig bekannten und unabhängigen Indianischen Völkerschaften bewohnt.

Die

Die Missionaren schicken Missionen zu ihnen hin, und haben viele davon zur katholischen Religion bekehrt. Der Westliche Theil wird von verschiednen Gebürgen durchschnitten, unter welchen es Gold- Silber- Kupfer- und Smaragden-Bergwerke giebt. Die Silberbergwerke sind unfern der Hauptstadt; je mehr man darinn schürft, je mehr fördert man zu Tage. Die Thäler sind mit Weiden bedeckt, woselbst Pferde gehn und Maulesel; man sammelt daselbst überdem viel Getrayde und Früchte.

Santa-Fee ist die Hauptstadt von diesem Königreich. Man hat ihr den Beynamen Bogota gegeben, weil Indianer in der Gegend herum wohnen. Sie liegt am Flusse Bogota, sechszehn Meilen ostwärts von seiner Mündung in dem Magdalenenfluß. Ist ostwärts achtzig Meilen vom Südmeer entfernt, und sechszig Meilen gegen Mittag von Karthagena nach dem Nordmeere zu.

Die Spanier gründeten sie im Jahre 1536. Sie ist der Sitz des dortigen Vicekönigs, und der königlichen Audienz deren Präsident er ist. Der Erzbischof residirt hierselbst. Sie hat auch eine Universität.

Die andern ansehnlichen Städte in dieser Provinz sind, Trinidada, dem Magdale-

dalenenfluß zur Linken belegen, Mevieda und Pampeluna, woselbst es Schulen giebt; Tanja, dreyßig Meilen nordwestwärts von Santa-Fee belegen, die Hauptstadt eines Distrikts, wo es viel Gold- und Smaragden-Adern giebt; die Dominikaner und Barfüsser haben daselbst Klöster, und endlich Vittoria de Los Remedios, das Bergwerke die Menge hat.

§. 2.

Choko.

Diese Provinz gehörte sonst zu Popayan, ward aber 1730. davon abgesondert, um ein eignes Gouvernement auszumachen. Ihre Grenzen sind gegen Norden der Meerbusen zu Darien, und die Provinz Karthagena; gegen Morgen und Mittag Popayan; gegen Abend die Küste am Südmeer, und die Provinz Darien. Ihr Umfang von Mittag gegen Norden beträgt ungefehr hundert Meilen; ihre größte Breite von Morgen gegen Abend ungefehr sechszig. Der Fluß Atrato durchströmt sie von Mittag gegen Norden, von seiner Quelle bis zu seiner Mündung im Darienschen Meerbusen. Sie wird von verschiednen Bergen durchschnitten, worunter sehr viel goldhaltige sind. Man findet daselbst einige kleine Städte von Spaniern bewohnt; aber der größte ist von ver-

schiednen Indianischen Völkerschaften bevölkert.

§. 3.

Der mitternächtliche Theil von Popayan.

Dieser Theil von Popayan, welchen man heutiges Tages Antioquio nennt, ist vom mittäglichen getrennet worden, um der Audienz des neuen Königreichs Grenada einverleibt zu werden. Ehedessen gehörte es zur Provinz Quito. Gegen Norden grenzt er an die Provinz Karthagena, gegen Morgen an das neue Königreich Grenada, gegen Mittag an den mittäglichen Theil von Popayan, und gegen Abend an die Provinz Choco. Seine Größe von Mittag gegen Mitternacht ist ohngefehr hundert und funfzig Meilen, und seine größte Breite von Morgen gegen Abend vier und dreyßig Meilen. Der Fluß Rio-Cauca fließt mitten hindurch von Mittag gegen Mitternacht: man findet darinne verschiedne Berge.

Er ist in vier Lands-Hauptmannschaften abgetheilt: als Santa-Fee d'Antioquia, Quatro Cindades, Timena und San-Sebastian de la Plata. Die erste, welche am meisten gegen Mitternacht liegt, hat ihren Namen von einer Stadt, welche am Flusse Cauca, fünf und sieben-

zig

zig Meilen gegen Nordwest von Santa-Fee de Bogota gelegen ist. Diese ist die vornehmste Stadt dieses Cantons.

Die Provinz Karthagena gehört zu Neu-Grenada: um aber die geographische Grundsätze zu befolgen, haben wir schon beym Königreich Terra-Firma davon gehandelt, und wir verweisen unsern Leser dahin.

§. 4.

San-Martha.

Diese Provinz ist gegen Abend durch den Fluß Magdalene eingeschränkt, gegen Mitternacht von der Nordsee, gegen Morgen von der Provinz Venezuela, und gegen Mittag vom neuen Königreiche Grenada. Sie erstreckt sich hundert und dreyßig Meilen von Mittag gegen Mitternacht, und achtzig von Morgen gegen Abend. Die Luft ist auf der Küste außerordentlich heiß; im Innern des Landes ist sie aber durch die beständig mit Schnee bedeckten Berge abgekühlt. Der Berg San-Martha soll einer der höchsten von der Welt seyn. Man behauptet, daß der niedrig gelegene Theil dieses Berges von sehr kleinen Leuten bewohnt sey. Das Erdreich der Berge ist unfruchtbar und steinicht; man findet aber darinn Edelsteine und Goldadern. Der übrige Theil des Landes ist ziemlich gut,

man findet auch darinn vortrefliche Viehweiden.

Die Provinz ist in verschiedne Distrikte abgetheilt, wo man eine Menge Indianer findet, welche die Spanier noch nicht haben unter Bothmäßigkeit bringen können. Es sind darinn fünf oder sechs Städte. San-Martha ist die Hauptstadt davon. Sie liegt an der Küste der Nord-See, auf einer Sand-Bey. Ehedessen hatte sie viel Handlung; heutiges Tages aber ist sie wenig bewohnt. Der Statthalter der Provinz und die königlichen Officianten haben daselbst ihren beständigen Aufenthalt. Es ist auch daselbst ein Bißthum, welches 1535. errichtet wurde, und unter der Hauptkirche von Santa-Fee stehet.

Einer der vornehmsten Distrikten dieser Provinz ist derjenige, welchen man Rio de la Hacha nennt: er liegt gegen Nord-Ost. Das Erdreich ist ziemlich fruchtbar; auch giebt es darinn Gold- und Salzbergwerke. In den Wäldern findet man wilde Thiere, und in den Flüssen Krokodille. Dieser Distrikt hat seinen Namen von einer Stadt, welche ehedessen Nuestra Segnora de las Nieves oder de los Remedios hieß: sie liegt auf der Höhe eines Hügels, vier Meilen von San-Martha gegen Morgen, am Ufer des Flusses gleiches Namens, und eine Meile von

der Nord-See. Man zählet darinn nur hundert Häuser; es ist eine Schule daselbst. In der Gegend von der Küste und an der Küste selbst haben die Indianer einige Flecken: sie beschäftigen sich mit dem Perlenfang.

§. 5.

Venezuela.

Als die Spanier diese Küste gegen das funfzehnte Jahrhundert entdeckten, fanden sie daselbst ein indianisches Dorf, mit Namen Cono oder Cozo auf Pfeilern in kleinen Inseln, wie Venedig gebauet, sie nannten es deshalb Klein Venedig oder Venezuela: diesen Namen erhielt auch die Provinz.

Diese Provinz grenzt gegen Mitternacht an der Nord-See, gegen Morgen an der Provinz Cumana, gegen Mittag an Neu-Grenada, und gegen Abend an einer Kette von Bergen, welche die Provinz San-Martha von dieser absondern. Sie erstreckt sich hundert und funfzig Meilen von Morgen gegen Abend, und hundert von Mittag gegen Mitternacht. Das Erdreich daselbst ist insgemein sehr fruchtbar an Getrayde, auch giebt es gute Viehweiden; ihr größter Reichthum bestehet aber in vortreflichem Cacao, welchen man darinn sammlet. Der Meerbusen von

Venezuela, welchen man auf der Abendseite findet, hat gegen Norden ohngefehr zwanzig Meilen Oefnung. Er stößt gegen Mittag vermittelst einem engen und gefährlichen Canale um den See Maracaybo, welcher die Provinz theilet, dreyßig Meilen lang ist und eine eyrunde Gestalt hat. Die bürgerlichen Angelegenheiten dieser Provinz stehen unter der Audienz St. Domingo. Die alte Hauptstadt Venezuela wurde von den Spaniern an der Küste der Provinz erbauet. Damals war sie sehr blühend, jetzt aber ist sie verfallen. Es war daselbst ein bischöflicher Sitz, welcher nach Leon des Caraques verleget worden ist. Die heutige Hauptstadt der Provinz ist Maracaybo, eine sehr reiche Stadt; sie liegt an der westlichen Küste eines Sees gleiches Namens, und hat sieben bis acht tausend Einwohner, deren vornehmste Handlung in Leder, Cacao und Tabak bestehet. Die französischen Freybeuter plünderten sie 1666. und 1678. Am äußersten mittäglichen Theile des nehmlichen Sees ist der Flecken Gibraltar: die Luft ist daselbst ungesund; man sammlet aber hier den besten Cacao von Amerika und den besten Tabak von Spanien.

Das Land der Caracos oder der Caraquen ist in der Provinz Venezuela begriffen. Es erstreckt sich sechszig Meilen

gegen

gegen Abend, längst der Küste der Nord-See. Es ist voller Berge und Thäler, welche viel Cacao liefern. Die Spanier, die ihn bauen, wohnen in der Stadt Caracos oder Caracas. Sie liegt in einer großen Ebene, die schöne Viehweiden hat, im zehnten Grad, dreyßig Minuten nördlicher Breite, und im neun und vierzigsten Grade westlicher Länge. Das Bißthum Venezuela ist hieher verlegt worden, und der Statthalter der Provinz hat daselbst seinen Aufenthalt. Die Spanier haben noch verschiedene andere Städte in dieser Provinz; sie sind aber alle nicht besonders merkwürdig.

§. 6.

Cumana oder Neuandalusien.

Diese Provinz liegt von denen, welche die Spanier längst der nördlichen Küste von der Nord-See im mittäglichen Amerika besitzen, am meisten nach Morgen zu. Sie gehört wie die vorige, in Ansehung der bürgerlichen Angelegenheiten, zur Audienz St. Domingo. Sie grenzt gegen Mitternacht und Morgen an der Nord-See, welche sie von der Insel Margarita trennt. Die Mündungen des Orinoko, welche sie gegen Süd-Osten einfassen, trennen sie von Guiana. Gegen Mittag ist sie von Neu-Grenada durch große Ebenen

abgesondert, welche, wenn es regnet, ganz überschwemmt sind. Gegen Abend stößt sie an die Provinz Venezuela. Ihre Größe von Morgen gegen Abend ist ohngefehr achtzig Meilen; von Mittag gegen Mitternacht ist sie noch beträchtlicher, aber nicht bekannt.

Neu-Andalusien ist durch verschiedene Flüsse bewässert. Die Spanier sind seit 1508. Meister davon, und gewinnen Tabak und Perlen. Sie besitzen aber nur die Küsten, und haben daselbst einige Städte. Der innere Theil ist von unabhänglichen Indianern bewohnt.

Die vornehmste Stadt dieses Landes ist **Comana, Cumana** oder **Neu-Cordova**: sie liegt an der Küste der Nord-See. Es ist die Hauptstadt eines besondern Distrikts. Der Statthalter der Provinz hält sich zu St. Thomas auf, eine Stadt zur Rechten des Orinoko gelegen. Paria ist ein anderer Distrikt, welcher den östlichen Theil der Provinz gegen die Mündungen des Orinoko begreift. Der Meerbusen, der die Insel der Dreyeinigkeit absondert, erhält seinen Namen davon. Das Land, welches sich zur Linken des Orinoko befindet, und vierzig Meilen von Südost gegen Nordwesten im Umfang hat, ist durch verschiedene Canäle durchschnitten, die die Mündungen zu diesem Flusse machen.

§. 7.

Klima, Einwohner, Producte.

Das hiesige Land ist überhaupt sehr heiß und sehr feuchte. Gewöhnlich hat man hier zweymal Sommer und zweymal Winter. Der erste Sommer fängt im December an, und dauert bis zu Ende des Hornung; der darauf folgende Winter währt bis zu Ende des Mays, und macht dem zweyten Sommer Platz, welcher bis zu Ende des Septembers dauert: hierauf folget abermals ein Winter der bis Ausgang Novembers fortdauert. Der Unterschied dieser Jahreszeit wird nicht so sehr durch die Kälte, als durch den Regen verursacht. Zur Zeit der beyden Sommer ist die Luft beständig heiter, und während der beyden Winter dauert der Regen alle Nächte beständig fort: bey Tage hingegen regnet es sehr selten. Dieser Nachtregen wird von erschrecklichen Donnerschlägen und ungestümen Wetter, welches die Nord- und Südwinde erregen, begleitet.

Als die Spanier in diesem Lande anlangten, fanden sie es mit Barbaren von verschiedenen Nationen bevölkert, die von kleinen Königen oder Kaziken beherrschet wurden. Einige baueten ihre Hütten auf den Bäumen mitten im Wasser, womit ihre Felder überschwemmet werden. Eini-

ge lebten von der Jagd, und andere vom Ackerbau. Sie hatten überhaupt einen sehr sanften Charakter, und in ihren Wohnplätzen herrschte eine große Ordnung. Die Gebürge wurden von wilden und kriegerischen Völkern bewohnt.

Die Indianer in Neu-Granada sind lang und wohl gewachsen, hurtig und arbeitsam. Ihre Weiber sind schön und viel weißer, als diejenigen, welche in den andern Theilen des südlichen Amerika wohnen. Beyde Geschlechter tragen eine Art von Mantel, hüllen den Leib in ein Stück Zeug, flechten ihre Haare und schmücken sie mit Blumen, oder mit kleinen Kronen von Blumen und Baumwolle. Einige bedecken sich sogar den Kopf mit einer Mütze. Sie lieben den Tanz und das Singen. Man wirft ihnen sonst kein Laster vor, als die Neigung zum Lügen und überhaupt einen Mangel an Neigung zu den Künsten. Sie haben Nachbarn, die wild, träge, ungestaltet, und allen Arten von Lastern ergeben sind. Man sagt sogar, daß sie ehemals Menschenfresser gewesen sind; die ersteren hingegen haben jederzeit einen Abscheu vor allem gehabt, was der Menschlichkeit zuwider ist. Ueberhaupt fehlt es dem Lande nicht an Nahrungsmitteln; jedoch sind sie nicht überflüßig vorhanden. Die ersten Spanier fanden daselbst

selbst verschiedene Völker, die sich von grossen Ameisen nährten, und sich diese Thiere zu dem Ende aufzogen. Man kennt aber das Innere dieser Länder nicht genung, um sich in eine umständlichere Beschreibung der Sitten und Gebräuche der dasigen Eingebohrnen einlassen zu können.

Hinter dem Kap Araya, welche St. Margaretha gegen über liegt, findet man das gröste Salzwerk, welches vielleicht in der ganzen Welt ist. Es liegt nicht über dreyhundert Schritte vom Ufer, und man samlet daselbst zu allen Jahreszeiten ein vortrefliches Salz: allein zur Regenzeit wird es nicht so häufig gewonnen. Die Meynungen über den Ursprung dieses Salzes sind sehr verschieden. Einige glauben, daß wenn die Meereswellen durch Sturm in niedrige Pfützen getrieben werden, und keinen Ausgang finden, sie daselbst durch die Sonnenhitze coaguliret werden, so wie es in den künstlichen Salzwerken in Frankreich und Spanien geschiehet. Andere hingegen wollen behaupten, daß sich das Seewasser durch unterirdische Canäle daselbst sammle. Dieses Salz ist so hart, daß man es mit eisernen Werkzeugen von einander schlagen muß. Obgleich das Salzwerk auf einem sehr ebenen Platze liegt, so ist es doch auf vielen Seiten von hohen Bergen umgeben: sonst aber ist das Land

sehr

sehr trocken, ohne daß man die geringsten Bäche oder Quellen sieht. Es halten sich in dieser Gegend sehr viele wilde Thiere auf, als Hirsche, Ziegen, Kaninchen, und andere in Europa unbekannte Thiere. Die Spanier haben daselbst eine Schanze anlegen und mit Kanonen besetzen lassen, um sich im Besitze dieses Landes zu erhalten.

Vom Innern dieser Gegend ist fast gar nichts bekannt. Der Ritter Raleigh unternahm die erste Reise dahin im Jahre 1595. Er gieng den 6ten Hornung von London ab, langte den 23. März eben dieses Jahres auf der Dreyeinigkeits-Insel an, und brachte daselbst vier Tage zu, ohne sich im geringsten mit den Spaniern und Indianern einzulassen. Hernach aber fand er Gelegenheit, mit den letztern bekandt zu werden, und erfuhr von Ihnen, daß die Spanier wegen ihrer Grausamkeit im ganzen Lande gehaßt würden; daß sie verschiedene Kaziken gefangen hielten, und ihnen, des geringsten Versehens wegen, siedenden Speck auf die Haut tröpfeln liessen. Auf diese eingezogene Nachrichten entschloß sich Raleigh die Schanze, welche die Spanier auf der Insel angelegt hatten, anzugreiffen, und nahm sie darauf in einer Nacht weg. Er fand daselbst fünf Kaziken die in Fesseln lagen und allerhand Martern ausstehen mußten, welchen er die Freyheit gab

und

und den Spanischen Statthalter abseze. Er landete darauf an den Küsten des festen Landes, und gieng mit den Indianern so leutseelig um, daß er alles von ihnen erhielt, was er nur verlangte. Hier sah er, daß diese Völker das Gold, ohne Beyhülfe des Feuers, so geschickt bearbeiteten, daß ihre Werke den besten Goldschmieden in Europa Ehre gemacht haben würden. Das Land war voller Moräste, die aus den Ueberschwemmungen des Orinoko entstanden waren. Das Wasser dieses Flusses war röthlich und ungesund, voller Würme, Schlangen und andern Insekten. Viele von seinen Leuten bekamen den Durchfall davon, und starben daran. Den Indianern sind zwar die schlimmen Eigenschaften dieses Wassers nicht unbekannt; sie bedienen sich aber demohngeachtet derselben beständig, und samlen sich ihren Vorrath von Wasser nur allein um Mittags-Zeit, weil es alsdenn durch die Sonnenhitze gereinigt worden. Auch das Fluß-Wasser ist von sehr schädlicher Beschaffenheit.

Raleigh nahm sich einen Dolmetscher an, und erhielt auf solche Art eine ziemlich genaue Kenntniß von dem Innern der Länder bis gegen Peru und vom Orinoko bis an den Amazonenfluß. Weil er versichert war, daß es ein sehr reiches Land wäre, so entschloß er sich dahin zu gehen

und

und gelangete in kurzer Zeit bis an die Mündung des Orinoko. Nach seinem Berichte theilt sich dieser große Fluß in sechzehen Aerme, ehe er ins Meer fließt. Die Inseln, welche die verschiedenen Aerme bilden, werden von Indianern von allerhand Nationen, die beständig mit einander Krieg führen, bewohnet. Sie bauen sich ebenfalls Hütten auf den Bäumen, die sie den Winter über bewohnen, um sich vor den Ueberschwemmungen des Orinoko, der ohngefehr zwanzig Fuß hoch über den Erdboden steigt, in Sicherheit zu setzen. Diese Ueberschwemmung hindert sie das Erdreich zu besäen. Sie machen ihr Brod aus dem Marke vom Palmbaume und essen es mit Fischen und mit Fleisch, welches ihnen die Jagd liefert, imgleichen mit Früchten. Die **Cuparis** und **Macureos**, welche am Ufer des Orinoko wohnen, sind wegen ihrer Geschicklichkeit und wegen ihres Muthes sehr berühmt. Vor der Ankunft der Europäer kriegten sie beständig mit einander; allein ihr gemeinschaftlicher Vortheil hat sie wider ihre Feinde vereiniget. Wenn einer von ihren Kaziken stirbt, so fängt sich der Trauer, wie Raleigh sagt, mit grossem Klagegeschrey an. Sie begraben sie nicht, sondern lassen den Körper verfaulen, und sobald das Fleisch ganz verwesetet ist, so schmücken sie das Skelet mit den kostbarsten Edelsteinen des Ver-

storbenen, behengen die Aerme und Füße mit Federn von allerhand Farben und hängen es in seiner Hütte auf. Die Aronacas, die das südliche Ufer des Flusses bewohnen, verbrennen die Knochen ihrer verstorbenen Anverwandten zu Asche, thun sie in einen Saft und schlucken sie herunter. Raleigh gieng den Fluß herauf. Er sah, daß die Ufer desselben von einer reizenden Schönheit, und die Ebenen voller Wildprett und voll verschiedener Thiere waren; allein es giebt auch daselbst Schlangen von einer ungeheuren Größe. Ein junger Neger wollte über einen der Flüsse schwimmen, er wurde aber, als er daselbst ankam, von einer solchen Schlange gefressen.

Raleigh traf verschiedene Kähne mit Indianern an, die, weil sie ihn für einen Spanier hielten, die Flucht nehmen wollten: sobald sie aber erfuhren, daß er nicht zu dieser Nation gehörte, näherten sie sich seinem Schiffe, und versorgten ihn mit Lebensmitteln. Unter andern kam ein Kazike mit vierzig Indianern zu ihm, der ihm alle Arten von Bedürfnissen lieferte. Raleigh gab ihm spanischen Wein zu trinken, dessen angenehmen Geschmack der Kazike nicht genugsam bewundern konnte. Man fragte ihn, welches der sicherste und kürzeste Weg nach Guiana wäre, und er erbot sich, die Engländer nach seinem Flecken zu führen, wo er ihnen einen Beystand versprach

sprach, den das Glück für sie aufgehoben zu haben schien. Als sie daselbst ankamen, gab er ihnen ein Getränke, von welchem sie fast alle berauscht wurden. Raleigh sagt, daß solches aus amerikanischen Pfeffer und aus dem Safte von verschiedenen Kräutern, die man in grossen Gefäßen gähren läßt, gemacht würde. Der Kazike und die Indianer wurden ebenfalls davon trunken.

Nach diesem Feste ließ der Kazike den Beystand, davon er mit den Engländern gesprochen hatte, zum Vorschein kommen. Dieß war ein sehr betagter Indianer. Seine Gestalt machte ihnen eben keine hohe Begriffe; allein er kannte alle Wege und Schliche des Orinoko und wußte, wie sie die Sandbäncke, die Felsen und kleine Inseln, die man daselbst überall antrifft, vermeiden könnten. Raleigh sah ihn als ein Geschenk des Himmels an. Die Engländer trafen auf ihrer Farth über den Orinoko verschiedene Indianische Nationen an; sie hatten aber nicht Zeit ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Sie blieben in einem Flecken, wo sie einen Kaziken von hundert und zehen Jahren antrafen. Er war noch so stark, daß, nachdem er vierzehen Meilen zu Fuße gethan hatte, um seinen Gästen entgegen zu gehen, er noch mit ihnen nach seinem Flecken zurück gieng, ohne im geringsten ermüdet zu scheinen. Er sezte Ihnen viel Wild-

prett,

prett, Wurzeln und Früchte vor. Raleigh sagte ihm, daß er Willens wäre die Indianer von der Tyranney der Spanier zu befreyen, und bat ihn, daß er ihm nähere Nachrichten von Guiana mittheilen möchte. Der Kazike antwortete ihm, daß das Land, wo er sich jezt befände, einen Theil von Guiana ausmachte, und daß sich alle Indianische Nationen, seit der Ankunft der Spanier, mit einander vereinigt hätten, in der Absicht, alle ihre Kräfte gemeinschaftlich wider sie zu richten. Raleigh ließ darauf allen Kaziken ankündigen, daß er keine andere Absicht hätte als wider die Spanier zukriegen, worauf ihm alle Erfrischungen gereicht wurden, die er nur verlangen konnte. Er durchreisete verschiedene Länder, davon eines immer schöner war, als das andere, und versichert auf Zeugnisse, die er für zuverläßig ausgiebt, daß sich an den Ufern eines Flusses, Namens Caora eine Indianische Nation befinden soll, bey denen der Kopf aus einem Stücke mit den Schultern bestehet. Er fügt hinzu, daß diese ungeheure Nation die allerfürchterlichste im ganzen südlichen Amerika sey. Ausserdem berichtet er daß er zwey Berge, die so gelb wie Gold ausgesehen, wahrgenommen hätte; weil er aber nicht nahe genung gewesen, hätte er auch nicht beurtheilen können, aus was für einer Materie sie bestünden. Dieser

Reisende sagt, Guiana sey eines der schönsten Länder der Welt, es sey reich an Golde und an allerhand zur Handlung tauglichen Waaren. Man träfe daselbst die schönsten Thäler an, das Erdreich sey sehr fruchtbar, und die Luft so rein, daß man daselbst viele alte Leute von mehr als hundert Jahren fände. Er sagt, daß auf seiner Reise, welche zwey Jahr gedauert hat, keiner von seiner Reisegesellschaft krank geworden. Man findet hier Baumwolle, Maulbeerbäume, Balsam, Pfeffer, verschiedene Arten Gummi, Ingwer und eine Menge anderer Produkte, welche nur durch die Natur hervorgebracht werden. Nach seiner Meynung werden diejenigen, welche das Glück haben, die Eroberung dieses Landes zu machen, wenigstens eben so viel Reichthümer daselbst finden, als die Spanier in Peru gefunden haben. Wir haben hier nur einen Auszug aus Raleighs Reise gemacht, um von einem Lande, das nur zu wenig bekannt ist, einen Begriff liefern zu können. Die Spanier baueten sich daselbst kurz darauf an, als sie es entdecket hatten; dieses geschah zu Ende des sechzehnten Jahrhundertes. Die Franzosen ließen sich 1624. daselbst nieder. Einige Kaufleute aus Rouen schickten eine Colonie von sechs und zwanzig Mann an die Ufer des Flußes Tinamary, welcher in fünf und einem halben Grade nördlicher

Brei-

Breite in die See fällt. Zwey Jahre darnach setzten sich andere Kaufleute von derselben Nation an dem Fluße Conamarac. Nach der Zeit schickte man Verstärkungen von Mannschaft und Kriegesvorrathe dahin, wodurch diese beyden Colonien sich sehr vermehrten. Verschiedene andere Kaufleute erhielten von Ludwig dem dreyzehnten offene Briefe, welche sie berechtigten, die Handlung in Guiana allein zu treiben. Man schickte nach und auf achthundert Mann hin, sowohl um neue Länder zu entdecken, als die Niederlassungen zu bestätigen. Nachdem endlich Ludwig der vierzehnte im 1669. Jahre eine westindische Compagnie errichtet hatte, so gab er ihr durch neue offene Briefe das Eigenthum von alle denen Inseln und Ländern, welche von den Franzosen in dem mittäglichen Amerika bewohnt wurden; und diese Gesellschaft nahm Besitz von Cayenne und den übrigen Ländern. Wir wollen von dieser Insel, unter dem Artickel mittägliche Inseln von Amerika eine weitläuftigere Beschreibung machen.

§. 8.

Die Audienz Quito.

Diese Audienz gränzet gegen Norden an dem neuen Königreiche Granada, gegen Morgen an Brasilien, gegen Mittag an Peru und gegen Abend an die Süd-

See. Sie erstreckt sich vom vierten Grade nördlicher Breite bis zum sechsten südlicher Länge und vom 297ten bis zum 330ten in die Länge. Sie beträgt von Mittag gegen Mitternacht mehr als zwey hundert und funfzig gemeine französische Meilen, und von Morgen gegen Abend auf achthundert. Diese Audienz steht unter dem Vicekönig von Neu-Granada. Sie stand sonst unter dem Limaschen. Der Theil von welchem man sagen kann, daß er am meisten bevölkert ist, ist derjenige, welcher zwischen den beyden Ketten der Cordilleras des Andes liegt. Dieser Canton kan von Morgen gegen Abend zwanzig Meilen ausmachen. Das ganze übrige Land enthält die großen Gegenden, welche durch den Amazonenfluß gewässert und von verschiedenen Nationen, die selbst den Spaniern noch unbekannt sind, bewohnt werden. Man theilet diese Audienz in sechs Provinzen, welche sind Quito, Popayan, Atacames, Quixos und Mainas und endlich Joh. Bracamoros.

§. 9.

Die Provinz Quito.

Diese Provinz hat ohngefehr hundert und dreyßig Meilen in Umfang von Süden gegen Norden; zwischen den beyden Ketten der Cordilleras, welche solche gegen Osten und Westen einschränken, beträgt sie nur achtzehen Meilen. Gegen Mor-

Morgen gränzt sie an der Provinz Popayen und gegen Mittag an Johann Bracamoros. Die beyden Ketten der Cordilleras des Andes, welche sie umgeben, machen die Luft nach Beschaffenheit ihrer Höhe kälter und wärmer, und das Erdreich mehr oder weniger fruchtbar. Es giebt darunter einige Berge, wo die Kälte, welche der Schnee, der die Berge bedeckt, verursacht, so streng ist, daß man weder Thier noch Pflanze daselbst antrift. Zur Regen-Zeit, welche sechs Monate lang dauert, ist die Luft eher kalt, als warm. Es sind hier feuerspeienden Berge und warme Gesundbrunnen in diesen Bergen: man findet auch Goldadern daselbst.

Es giebt im ganzen mitträglichen Amerika kein Land, welches fruchtbarer und bevölkerter an Indianern und Spaniern ist. Man findet darinne eine Menge Meiereyen, welche auf den Bergen, in den Thälern und in den Ebenen sind. Es werden daselbst viel Früchte gewonnen. Die Ebenen, wo die Luft gemäßigt ist, bringen viel Maiz hervor. In den Niederungen und tiefen Thälern bauet man viel Zuckerrohr. Aus dem Safte desselben macht man eine Art Reicherkerzlein Raspaduras genennt, eine Art Honig und zweierley Liqueurs; der eine heißt Guarape, es ist der bloße Saft vom Zuckerrohr, welchen man gähren läßt; der andere ist eine De-

stillation, unter dem Namen Rum bekannt. Das Zuckerrohr wird in dieser Provinz spät reif, man schneidet es erst drey Jahr nachher, wenn es gepflanzet worden. Es trägt nur einmal Früchte; wenn man es aber gesammlet hat, ziehet man noch den Keim heraus, welcher Soca heißt. Dieser wird noch einmahl gepflanzt, und bringt ein neues Rohr hervor. Auf den Gebirgen, wo die Luft gelinder ist, erndtet man Getreide und Gersten, allerhand Küchenkräuter und viel Papas. Oben auf den Bergen giebt es sehr gute Viehweiden, und man sieht daselbst zahlreiche Heerden. An verschiedenen Orten verfertiget man Tücher, Etamine, eine Art Flanell und Serge. Es ist nicht möglich, das Clima dieser Provinz zu bestimmen; denn an einem Orte ist die Hitze ausserordentlich, und an einem andern siehet man nichts als Schnee und Eiß. Da wo die Luft gemäßiger ist, spürt man niemals Kälte, auch nimmt die Hitze nicht mehr als in ihrem gewöhnlichen Grade zu. Nur auf den Bergen ist die Luft abwechselnd, theils durch die zuweilen heftigen Winde, welche die Kälte sehr schneidend machen, theils auch durch die Sonnenstrahlen, welche eine unausstehliche Hitze verursachen, wenn sie gerade darauf schießen.

Man theilet die Provinz Quito in neun Corregimienter, oder Districte und wir wollen sie, von Norden gegen Süden, durchgehen:

1. San Miguel da Ibrara. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt auf einer sehr geraumen Ebene; der Erdboden aber ist weich und feuchte: man rechnet hier zehen oder zwölf tausend Einwohner. Die Straßen sind gerade und breit. Die Häuser sind von Steinen oder ungebrannten Ziegeln aufgeführt, und mit Ziegeln gedecket. In den Vorstädten wohnen Indianer, welche sich Hütten daselbst erbauet haben. Die Pfarrkirche ist schön und gut gezieret. Es giebt daselbst eine Schule, drey Klöster für Mannspersonen und eines für Frauenzimmer. Außer dieser Stadt sind noch acht große Wohnungen anzutreffen. Diese sind Mira, Pimanpiro, Caranguaga, San Antonio de Caranguaga, Salinas, Tumbabiro, Quilca Caguasqui. Dieses Corregimient war ehedessen grösser, es gehörte noch Otabalo dazu, man hat aber zwei daraus gemacht, weil es zu groß war. In denen Gegenden, welche zu dem Flecken Mira gehören, findet man Waldesel, welche sich stark vermehren. Die Besitzer solcher Oerter, wo sie sich aufhalten, erlauben sie zu jagen und verlangen ein geringes Geld dafür. Die Jäger versammlen sich alsdann in großer Anzahl;

ein Theil davon ist zu Pferde, der andere zu Fuße. Sie streichen herum und suchen die Esel in einem Thale zusammen zu treiben. Wenn diese Thiere sich nun durch einen Kreiß von Menschen eingeschlossen sehen, bemühen sie sich zu entfliehen: und an dem Ort, wo einer durchbricht, folgen die übrigen alle nach. Das ist hernach der Zeitpunkt, ihnen Netze zustellen. Man wirft sie um, so wie man sie fängt, und legt ihnen Schlingen an den Füßen. In dieser Lage läßt man sie, bis die Jagd vorbey ist. Um sie desto leichter fortzubringen bindet man sie mit zahmen Eseln zusammen. Wenn sie in Freyheit sind, hat man viel Mühe sich ihnen zu nähern, sie schlagen aus und beißen mit besonderer Geschwindigkeit. Uebrigens laufen sie so gut, als das beste Pferd: so bald sie aber beladen sind, verlieren sie ihre Hurtigkeit und wildes Wesen, werden zahm und nehmen die Langsamkeit an, welche ihrer Art eigenthümlich ist. Wenn sie frey sind, leiden sie kein Pferd neben sich. Geschiehet es, daß sie eines in den Ebenen, wo sie in Anzahl sind, gewahr werden, so fallen sie darüber her, lassen ihm nicht die Zeit zu entfliehen, und beißen es zu Tode. Man wird an den Orten, wo sie sich aufhalten, durch ihr Geschrey betäubt, welches das Echo in den Thälern und Gebürgen noch vermehrt.

2. Otabalo begreift in sich acht Wohnungen oder Kirchspiele, als; Cayamba, Tabacundo, Otabalo, Atontaqui, Cotachaca, San Pablo Tocache und Vikuqui.

Der Flecken, von welchem dieses Corregimient den Namen hat, ist sehr ansehnlich; er enthält achtzehen bis zwanzig tausend Einwohner, welche meistens Spanier sind. Der übrige Theil bestehet aus Indianischen Familien. Der Boden ist gut angebaut. Man trift hier wenige Zuckermühlen an, desto mehr große und reiche Zeugmanufacturen. Man verfertiget auch Leinwand von Baumwolle, Himmeldecken zu Betten, gesteppte Damaste, einige gestreift, andere ganz weiß. Alles dieses wird von Baumwolle gemacht, und in die fremden Provinzen verführt.

Man erzieht in dieser Gerichtsbarkeit eine Menge Pferde, Kühe und Schaafe. Das Gras wird von verschiedenen Bächen angefeuchtet, und ist daher beständig sehr zart. Die Art Gerste und Weizen zu säen ist sehr sonderbar. Man theilet ein bearbeitetes Feld in Vierecke, welche durch zwey abhängig laufende Furchen die in einiger Entfernung von einander sind, gebildet werden. In diesen Furchen macht man Löcher, die einen Fuß von einander entfernt sind, und wirft in jedem fünf oder sechs

Körner Saamen. Diese Art ist zwar langweilig; man wird aber durch die reiche Erndte, die gemeiniglich das hundert und funfzigste Korn wiedergiebt, entschädiget.

3. Das Corregimient Quito bestehet aus fünf und zwanzig Kirchspielen, ohne die Stadt darunter mit zu rechnen. Es sind folgende; San Juan Evangelista, Santa Maria Magdalena, Chilogalle, Cono-Coto Zambiga, Pintac, San Golqui, Amaguanna, Guapolo, Cumbaya, Coto-Coallo, Duembo, Pifo, Yaruqui, le Quinche, Guayllabamba, Machache, Aloasi, Oloa, Uyumbicho Alangasi, Pomasque, Lulumbamba, Perucho, Colacali und Tumbaco.

Die Stadt, Quito, Hauptstadt des Landes, liegt fünf und dreyßig Meilen gegen Morgen nach der Süd-See zu, auf dem Abhange eines Berges, welcher, wie man sagt, einer der Cordilleras ist, auf einem trockenen, sandichten, und ungleichen Boden, daher auch die Straßen ungleich sind. Die Spanier erbaueten sie im Jahre 1534. Sie ist groß, reich, sehr bevölkert, und hat ziemliche Handlung, welche aber nur in den Händen der dasigen und umliegenden Indianer ist. Die Spanier, welche hier wohnen, sind Taugenichts.

Die

Die Mischung dieser Nationen macht verschiedene Schattirungen an der Farbe der Einwohner, deren man auf funfzig bis sechzig tausend rechnet. Die Weißen machen den sechsten Theil davon aus, das Drittel sind Mestizen. Ein anderes Drittel bestehet aus Indianern, und die übrigen sind von verschiedenen Geschlechtern. Die Zahl der Indianer hat sich seit einigen Jahren verringert.

Man trift in der Stadt vier Hauptstraßen an, welche gerade auf den großen Markt stoßen; die übrigen sind krum und ungleich. Die Häuser sind alle von einem Stockwerke, groß, von ungebrannten Steinen oder Erde, aber alle gut und dauerhaft. Die Kirchen sind sehr schön. Die Hauptkirche wurde 1545. zum bischöflichen Sitze errichtet, und stehet unter der Hauptkirche von Lima. Das Dohmkapitel ist außerordentlich reich. Der Bischoff hat die Erlaubniß, die Vize-Königs Würde zu verwalten, wenn sie erlediget ist. Seine Diöces ist eine der grösten von der Welt, sie begreift in sich die ganze Audienz Quito, ausgenommen die Provinz Popayan. Der bischöfliche Pallast stehet auf dem Markte, wo man auch die Kathedral-Kirche und das Rathhauß siehet. Es sind noch verschiedene kleinere Plätze in dieser Stadt.

Die

Die Audienz Quito bestehet aus einem Präsidenten, dem Statthalter der Provinz, vier Auditoren, einem Fiskale und andern Officianten. Man appelliret von hier zum hohen Rath von Indien, welcher zu Madrid ist.

Außer der Hauptkirche sind noch verschiedene andere zu Quito, desgleichen viele Klöster für beyderley Geschlechter. Sie sind alle reich, und wohl gebauet. Die dasige Universität ist von Philipp dem zweyten, König von Spanien, errichtet worden.

Man findet in dieser Stadt vornehme Familien die von den erstern Eroberern abstammen. Sie haben sich in ihrem Glanze erhalten, ohne sich mit den Geringern zu vermischen. Die Neger sind zu Quito nicht häufig, weil die Indianer des Landes selbst die Felder bestellen. Man nennt diejenigen Mestizen, welche von Spaniern und Indianern abstammen. Diese sind angesehener, als die Indianer und Neger; aber weit weniger, als die Weissen: man rechnet das zweyte Geschlecht zu den Weissen. Inzwischen haben sie, wenn man sie in der Nähe sieht, doch einige Kennzeichen, woran man sie erkennt. Die würklichen Spanier sollten am aller angesehensten seyn; aber ihre Faulheit und daraus entstehende Armuth sind die Ursachen

des

des Gegentheils. Sie halten alle Profes-
sionen ohne Unterschied für eine Beschim-
pfung ihres Standes, welcher nach Ulloa
nur darinn bestehet, daß sie weder schwarz
noch braun, noch kupferfarben sind. Die
Mestizen sind nicht so eingebildet. Sie le-
gen sich auf Künste und Handwerker, und
werden Goldschmiede, Maler, Bildhau-
er ꝛc. Die ganz mechanischen Arbeiten
überlassen sie den Indianern. Verschiede-
ne bringen es in der Malerey und Bild-
hauerkunst sehr weit. Man hat einen Me-
stizen gesehn, der Maler war, und dessen
Arbeiten in Europa geschätzt wurden, selbst
in Rom, wohin auch einige gekommen
sind. Sie haben überhaupt eine große Fä-
higkeit zur Nachahmung, und es ist um
desto mehr zu bewundern, daß sie ihre Ar-
beiten zu einer solchen Vollkommenheit brin-
gen, da sie doch öfters nicht einmal die
dazu nöthigen Werkzeuge haben. Die
meisten Indianer sind Schuster, Maurer,
Weber ꝛc. von ihnen bekömmt man alle
Arbeiten dieser Art. Es giebt unter ihnen
Barbierer, welche eben so geschickt zu Ader-
lassen wissen, als unsere Wundärzte: sie
haben aber einen solchen Abscheu vor der
Arbeit, daß wenn man etwas will gemacht
haben, man den Arbeiter kommen lassen,
ihm die nöthigen Materialien geben, und
ihn so lange eingesperrt halten muß, bis die
Arbeit gemacht ist.

Die Einwohner von Quito gehen nicht in spanischer Kleidung. Die Mannspersonen tragen einen langen Rock ohne Falten unter einem Mantel, welcher ihnen bis an die Knie geht. Die Ermel sind ohne Zierrathen, und an beyden Seiten offen. An allen Näthen des Leibes und der Ermel sind Knopflöcher und Reihen Knöpfe. Leute von Stande tragen schöne Gold- und Silber-Stoffe. Die Mestizen gehen blau gekleidet und tragen innländische Zeuge, aber die Form ihrer Kleider, ist wie die spanische. Die Kleidung der Indianer in der Stadt bestehet in ein paar leinwandenen Beinkleidern, welche vom Gürtel bis auf die halben Waden gehen; sie sind unten offen, und mit einer, nach Verhältniß der Leinwand, feinen Kannte besetzt. Die meisten tragen statt des Hemdes ein Kamisol von schwarzer Baumwolle, welches die Gestalt eines Sacks mit drey Löchern hat, das eine in der Mitten und die beyden andern auf den Seiten. Durch das eine stecken sie den Kopf und durch die andern beyden die Arme, welche blos bleiben. Dieses Kamisol bedecket den Leib bis an die Knie. Darüber tragen sie eine Art Mantel von Serge. Es ist darinn ein Loch, dadurch sie den Kopf stecken, welchen sie mit einem Hute bedecken, der im Lande verfertiget wird. Das ist ihr ganzer Putz; sie schlafen auch darinn. Niemals

haben

haben sie an diesem Gebrauch etwas verändern wollen. Sie gehen mit bloßen Beinen, tragen auch keine Schuhe. Diejenigen, welche etwas bemittelter sind, sonderlich die Barbierer unterscheiden sich einigermassen von den übrigen durch feinere Leinewand und Zeuge: sie tragen Hemden, doch ohne Ermel. Um das Kamisol von schwarzer Leinewand haben sie eine Kante ohngefehr drey oder vier Finger breit; diese stellt eine Art Kragen vor: sie tragen Schuhe mit goldenen oder silbernen Schnallen, aber keine Strümpfe, sondern ihre Beine bleiben ganz blos. Ihre Mäntel sind wie die spanischen; einige tragen solche von feinem Tuche mit goldenen oder silbernen Tressen besetzt.

Die Frauenzimmer tragen einen Saldellin, welches eine Art Rock ist. Auf dem Leibe haben sie ein Hemde, welches nur bis am Gürtel geht, zuweilen eine Juppe mit Spitzen, die offen ist. Den Oberleib bedecken sie mit einem Mantel von Frieß, welcher in anderthalb Ellen von diesem Zeuge bestehet, wie es von dem Stücke abgeschnitten ist. Ihre ganze Kleidung ist mit kostbaren Kanten besetzt. Sie flechten ihre Haare und legen sie kreutzweiß zusammen, wie eine Wulst. Hernach wickeln sie ein Band zweymal um den Kopf, und knüpfen es ohnweit der Schläfe an der

Seite wo sich die beyden Enden begegnen, zusammen. Sie schmücken es mit Diamanten, und Blumien. Zuweilen tragen sie, wenn sie in die Kirche gehen, einen Mantel und einen runden Rock: am öfterstен aber gehen sie im Schleyer dahin. Die Mestizinnen unterscheiden sich von den Spanierinnen in der Tracht weiter nicht, als in Ansehung der Güte des Zeuges. Sind sie arm: so gehen sie auch baarfuß, so wie auch die Mannspersonen von dieser Ordnung, wenn sie nicht reich sind. Die Indianerinnen haben zweyerley Arten von Trachten. In beyden ist eben so wenig Kunst, als in den Kleidungen der Mannspersonen. Die reichen Trachten, deren man sich in den guten Häusern und Nonnenklöstern bedienet, heissen Chinas, und bestehen in einem sehr kurzen Rocke und einem kleinen Mantel von Frieß. Die gemeinen Indianerinnen begnügen sich mit einem Sack von nehmlichen Zeuge und eben der Gestalt, als die Kamisöler der Indianer. An den Schultern heften sie ihn mit zwey großen Nadeln zusammen: er geht bis an die Waden: die Weiber gürten sich den Leib über den Sack, und binden um den Hals statt Mantel einen Lappen von nehmlichen Zeuge, nur mit dem Unterschiede, daß er schwarz ist. Ihre Beine und Aerme bleiben blos. Die Weiber der Kaziken, der Statthalter und anderer vor-

nehmen Indianer tragen einen Rock, der mit Bändern besetzt ist; darüber einen schwarzen Oberrock, welcher von den Schultern bis an die Fersen gehet. Auf der einen Seite ist er offen, hat von oben bis herunter Falten, und wird über die Hüften mit einer Binde gegürtet. An statt des Mantels den die gemeinen Frauen auf die Schulter hängen, haben sie einen andern, welcher ihnen bis unten an den Rock geht. Auf der Brust befestigen sie ihn mit einer großen silbernen Nadel. Auf dem Kopf tragen sie ein weisses Tuch voller Falten, wovon das eine Ende hinten hinunter hängt. Was sie am meisten auszeichnet, ist daß sie Schuhe tragen. Die Kaziken gehen wie die Mestizen gekleidet; sie tragen einen Mantel, Hut und Schuhe, der einzige Putz, welcher sie vom gemeinen Indianer unterscheidet.

Die Spanier in dieser Gegend sind wohl gewachsen, und die Mestizen haben überhaupt eine mehr als mittelmäßige Größe. Die Indianer und Indianerinnen sind kleiner, aber sehr wohlgestaltet; jedoch findet man einige, die ganz besonders klein sind. Es giebt auch verschiedene Blödsinnige, Stumme, Blinde unter ihnen, und noch andere, denen irgend ein Glied fehlet. Ihr Kopf ist stark mit Haaren bewachsen, die sie beständig fliegen lassen,

ohne sie zu binden, sogar im Schlafe. Die Indianer haben fast gar keinen Bart, sondern nur wenige kurze Haare, die ihnen erst bey zunehmenden Jahren wachsen.

Die jungen Leute von Stande studieren die Philosophie und Theologie; einige legen sich auch auf die Rechtsgelahrtheit, ob sie gleich nicht ihren Unterhalt damit zu erwerben suchen. Hingegen sind sie ganz außerordentlich unwissend in der Staatskunde, Geschichte u. s. w. Nach sieben bis acht Jahren, die sie in ihren Schulen dem Studieren gewidmet, haben sie nichts weiter als ein wenig scholastische Gelehrsamkeit erlernt, und alles übrige ist ihnen gleichgültig, ob ihnen gleich die Natur gute Fähigkeiten verliehen hat, wodurch sie sich viel Mühe ersparen könnten.

Das vornehme Frauenzimmer vereinigt mit den Annehmlichkeiten der Gestalt auch eine sanfte und gefällige Aufführung, welches der Haupt-Charakter ihres Geschlechts durch ganz Amerika ist. Man bemerkt zu Quito, daß daselbst das weibliche Geschlecht eine stärkere Zahl ausmacht, als das männliche. Man findet hier ganze Häuser voll Weibspersonen ohne einen einzigen Jüngling. Sogar das Temperament der Mannspersonen wird vom dreyßigsten Jahre an schwächer; da hingegen die Frauenzimmer, wenn sie dieses

ses Alter erreicht haben, stärker werden. Ulloa schreibt diese Veränderung dem übermäßigen Mißbrauche im Essen und Trinken zu. Er sagt, der Magen verlöhre dadurch seine Kräfte, und behielte nicht Stärke genung zur Verdauung, und zum Beweise dessen versichert er, es sey eine ganz gewöhnliche Sache bey den Einwohnern zu Quito, daß sie gleich nach der Mahlzeit alles, was sie gegessen, wieder von sich geben, und daß, wenn solches etwa einen Tag nicht geschähe, ihre Gesundheit sehr dadurch geschwächet würde. Allein bey aller dieser Schwachheit erreichen sie dennoch ein sehr hohes Alter.

Die einzige Beschäftigung vornehmer Personen, die sich dem geistlichen Stande nicht gewidmet haben, bestehet darinn, daß sie ihre Landgüter besuchen, und sich die Erndtezeit daselbst aufhalten. Nur wenige unter ihnen legen sich auf die Handlung, und überlassen sie den Europäern, die in ihrem Lande herumreisen. Dieß träge Volk findet an nichts Vergnügen, als an einem Tanze, den man Sandagos nennt. Bey diesem Tanze kommen sehr üppige und unanständige Stellungen vor, vornehmlich unter dem gemeinen Volke, welches sich bey dieser Gelegenheit in Zuckerbranntwein und in einem andern Getränke, Namens Chica dergestalt über-

nimmt, daß durch die daraus entstehende Folgen, das Fest gemeiniglich durch dieses oder jenes Unglück gestöret wird.

Die Einwohner dieses Landes, welche aus Mestizen und Indianern bestehen, sind sehr zum Stehlen geneigt, und treiben dieß Handwerk auf eine listige und heimliche Art. Obgleich die Mestizen von Natur feigherzig sind, so sind sie doch sehr kühne und schlaue Diebe. Sie pflegen des Nachts Feuer an die Thüren der Kramläden und Gewölber zu legen, lassen einen von ihren Diebsgesellen in das Loch, welches das Feuer macht, hineinkriechen, und bleiben auf der Strassen stehen, um das, was durch das Loch hinausgeworfen wird, in Empfang zu nehmen. Diese Diebstähle geschehen so häufig, daß die Kaufleute genöthigt sind, eine wohlbewafnete Schaarwacht in den Strassen zu unterhalten. Man hält es zu Quito nicht für ein Verbrechen, Tafelgeschirr zu rauben, und ein Mestize oder Indianer, welcher Gelegenheit hat, ein Stück Silber wegzunehmen, wird niemals ermangeln, sich desselben zu bemächtigen. Wird er ertappt, so entschuldigt er sich mit dem Worte Yanga, welches bedeutet, ohne Vortheil, ohne böse Absicht. Dieß ist genung, ihn für unschuldig zu halten, und er ist von aller Strafe frey, außer daß er das Geraubte wieder heraus-

herausgeben muß. Wenn man ihn aber nicht gesehen hat, so wird man niemals etwas herausbringen können, ob man gleich noch so starke Vermuthung wider ihn hat, weil er beständig beym Leugnen beharret.

Die Sprache zu Quito ist ein Gemische vom Spanischen und Indianischen. Die Kinder reden zuerst indianisch, weil ihre Ammen Indianerinnen sind. Es ist etwas seltenes, wenn sie vor dem fünften oder sechsten Jahre ein wenig spanisch verstehen, und hernach machen sie sich einen solchen Jargon, den sie hernach schwerlich vergessen können, so daß ein Spanier, der aus Europa ankömmt, sehr viel Mühe hat, die dasige Landessprache zu verstehen.

Das Klima zu Quito hat soviel besonderes, in Absicht seiner vielen Veränderungen, daß man die zuverläßigsten Zeugnisse nöthig hat, um alles zu glauben, was davon gesagt wird. Sollte man sich wohl einbilden können, daß in dem heissen Erdstriche, ja sogar unter der Mittellinie selbst, nicht nur die Hitze gar nicht beschwerlich fällt, sondern daß man daselbst auch sogar Gegenden findet, wo es unerträglich kalt ist, und hinwiederum andere, wo man eines beständigen Frühlings genießet? Die sanfte Luft und die täglich gleiche Witterung machen dieß Land sehr angenehm,

welches sonst, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, eine unerträgliche Hitze unbewohnbar machen müßte. Diejenigen, die dort gewesen sind, ziehen es dem Klima des gemäßigten Erdstriches vor, woselbst der Uebergang der Hitze zur Kälte und der Kälte zur Hitze fast beständig zu schleunig geschiehet. Selbst in der Stadt Quito ist die Hitze und die Kälte niemals beschwerlich, obgleich auf der einen Seite, hohe mit Schnee bedeckte Berge, und auf der andern feuerspeyende Berge, nahe dabey liegen.

Es herrschen zu Quito beständig sehr gemäßigte Winde. Die gewöhnlichsten sind, der Süd- und Westwind, welche die Erde erfrischen und den heftigen Eindruck der Sonnenstrahlen mildern. Wenn nicht verschiedene Ungemächlichkeiten den vorgedachten Vortheilen das Gegengewicht hielten, so würde kein angenehmeres Land auf dem ganzen Erdboden anzutreffen seyn. Allein es giebt daselbst erschreckliche und fast unaufhörliche Platzregen, zu welchen sich heftige Blitze, Donner, und öfters sogar Erdbeben gesellen, die der Natur den Untergang zu drohen scheinen.

Die venerischen Krankheiten sind daselbst so gemein, daß man sehr wenige findet, welche nicht damit befallen seyn sollten; obgleich die Würkungen davon bey

einigen stärker sind, als bey andern. Was dieß Uebel so allgemein macht, ist hauptsächlich die schlechte Sorgfalt, die man zur Heilung derselben anwendet. Es ist zwar andem, daß das Klima dergleichen Kranken sehr günstig ist; denn selten findet man, daß sie davon bettlägerig werden, und man siehet eine Menge Einwohner, die ein Alter von siebenzig Jahren und noch darüber erreichen, ohne daß ihnen diese Krankheit, die sie von ihrer Geburt an haben, Schwachheiten zugezogen hätte.

Alle Reisende sprechen mit Bewunderung von der Fruchtbarkeit des Erdbodens zu Quito. Wenn die kaum aufgewachsenen Kräuter auf den Wiesen verwelken, so siehet man gleich andere an ihrer Stelle aufwachsen. Kaum haben die Blumen abgeblühet, so brechen aus ihren Knospen andere hervor, und die Bäume sind beständig mit Laub, Blüthen und Früchten bedeckt. Die Erndte ist so reichlich, daß man öfters auf der einen Seite die Früchte einsammlen, und auf der andern sie aussäen siehet.

Man versichert, daß die Güte ihrer Speisen mit ihrer Fruchtbarkeit übereinstimmet. Das Waizenbrod, welches in andern Gegenden des südlichen Amerika so selten ist, kostet daselbst sehr wenig, und würde vortreflich seyn, wenn es die indianischen Bäcker recht zu backen verstünden.

Das Rind- Kalb- und Hammelfleisch ist allda sehr schön und sehr wohlfeil zu haben. Hingegen findet man die Hülsenfrüchte dort zu Lande gar nicht häufig. In verschiedenen Gegenden trift man jedoch kleine Birnen und verschiedene Arten Pfirsige an, wie auch Abrikosen, Gemeine und Wasser-Melonen, Platanos, Ananas, Pomeranzen, Citronen, Limonen, Cedern, Feigen, Aepfel, Erdbeeren u. d. g.

Außer dem Fleische von zahmen Thieren, ist das Wildprett außerordentlich gemein zu Quito: auf den Bergen findet man viele Kaninchen und Turteltauben. Die Rebhühner sind nicht häufig und von einer Art, die den europäischen wenig gleicht. Eines der vornehmsten Lebensmittel dieses Landes ist der Käse: man verkauft davon jährlich für 70 bis 80000 Thaler. Die Butter ist daselbst ebenfalls sehr gut.

Die Einwohner haben einen großen Geschmack an süssen Sachen: man spricht mit Erstaunen von der großen Menge Zucker und Honig, welche in diesem Lande verthan wird. Wenn man den Saft aus dem Rohre ausgedrückt hat, so läßt man ihn dick werden, um davon kleine Brödchen wie Torten zu machen, die man Raspaduras nennt. Hiervon nähren sie die armen Leute.

Die Handlung zu Quito ist ansehnlich, sie ist aber fast gänzlich in den Händen der Europäer. Diese kaufen einheimische Waaren

ren ein, und verkaufen die europäischen. Die einheimische Waaren bestehen in weissen und gestreiften Cattune, in Frieß und andern Zeugen, welche man nach Lima schickt, von da sie in alle Provinzen von Peru verführt werden. Die Waaren, die man dafür zurück erhält, sind theils Silber, theils gesponnenes Gold und Silber; Franzen die in Lima verfertiget werden, Wein, Brandtewein, Oehl, Kupfer, Zinn, Bley, Queckſilber u. ſ. w.

Wenn die Galleonen vor Carthagena liegen, so gehen die Kaufleute über Popayan oder Santa-Fee dahin, um ihre Waaren für europäische zu vertauschen, und vertreiben solche hernach in der ganzen Audienz Quito.

Fast alle einheimische Tücher werden blau gefärbt, weil es die einzige Farbe ist, die den dasigen Einwohnern gefällt. Daher kömmt es daß der Indigo daselbst sehr theuer ist und sehr schnellen Abgang findet. Eisen und Stahl werden ebenfalls sehr gesucht, obgleich es sehr theuer ist. Man versichert daß Peru viel von seinem vorigen Glanze verlohren hat.

4. Auf der südlichen Seite des Corregiments Quito trift man das Corregiment Latacunga an. Es enthält siebzehen Kirchspiele. Der Flecken Latacunga liegt auf einer geraumen Ebene, an welche ge-

gen Osten die Cordilleras stoßen. Gegen Westen ist es von einem Flusse umringt, den man durchwaden kann; oftermalen ergießt er sich aber. Die Straßen sind breit und gerade, die Häuser nach dem Faden gezogen, steinern, und von einem Stockwerke, seit dem Erdbeben vom Jahre 1698. welches den ganzen Flecken verheerte, und beynahe alle Einwohner unter den Schutt begrub. Die Steine, mit welchen man die Kirche wieder erbauet hat, gleichen dem Bimsenstein: sie sind löchericht, so daß sie auf dem Wasser schwimmen. Der Kalk hängt sich sehr leicht fest daran; und sowohl ihre Leichtigkeit als auch die niedrigen Gebäude scheinen den Einwohner heutiges Tages das Leben zu versichern. Man hauet diese Steine aus den Steingruben, welche durch die feuerspeiende Berge entstanden sind.

Sechs Meilen von diesem Flecken liegt ein feuerspeiender Berg welcher 1533. zum erstenmale wüthete, zu der Zeit, als die Spanier das Land eroberten. Die ganze umliegende Ebene ist mit Felsen angefüllet, die er ausgeworfen hat. Man findet wenig Spanier in diesem Corregimient, fast alle Einwohner sind Mestizen: Die Indianer leben in abgesonderten Quarrieren.

Außer der Pfarrkirche des Fleckens, woran zween Pfarrer stehn, einer für die Spa-

Spanier, der andere für die Indianer, zählet man daselbst noch vier Klöster, die eben so viel Kirchspiele ausmachen. Die Zahl der Einwohner hält man auf zehn bis zwölf tausend Seelen, unter denen sich Künstler von allen Profeßionen befinden.

Die umliegenden Gegenden sind mit Alfalfa besäet, welches eine Art Schneckenklee ist, desgleichen mit Weiden bepflanzt deren Blätter beständig grün sind. Es giebt daselbst Indianer, die vortrefliche Töpfer sind. Der Thon, dessen sie sich bedienen, ist roth, fein, und sehr wohlriechend. Die Gefäße welche man daraus verfertiget, werden durch die ganze Audienz von Quito verführt.

5. Das Corregimient Riobamba bestehet aus einer Stadt, einem Flecken, und vier und zwanzig Dörfern. Die Stadt Riobamba war ehemals ein kleiner indianischer Flecken. Sie liegt auf einer sehr breiten Ebene, die mit Bergen umgeben ist. Nicht weit davon sieht man einen See, der ohngefehr eine Meile lang und drey Viertel Meilen breit, und mit vielen Federvieh angefüllt ist. Die Gaßen der Stadt sind sehr regelmäßig, die Häuser aber von leichten Steinen aufgeführet. Es sind daselbst zwey Pfarrkirchen, vier Mönchs- und ein Nonnen-Kloster nebst einem Hospital. Auf der westlichen Seite

fließt

fließt ein Fluß an den Mauern der Stadt, welcher die Felder vermittelst einiger Waſſerleitungen beſtändig wäßert. Die Anzahl der Einwohner ſoll auf zwanzig tauſend Seelen ſteigen; ſie haben eben dieſelben Sitten und Gewohnheiten als die Einwohner zu Quito. Die Obrigkeitlichen Perſonen werden von den Einwohnern erwählt; ein Vorrecht, welches dieſer Audienz einzig und allein eigen iſt. Die Nachbarſchaft des Berges Chimborazo macht das Klima in dieſer Stadt viel kälter, als zu Quito: denn wenn der Wind von dieſem Berge her wehet, ſo wird die Kälte ſo heftig, daß ſich die Vornehmen auf ihre Landgüter begeben, wo ſie, ob ſie gleich nicht weit davon liegen, dennoch eine viel gelindere Witterung antreffen. Dieſe Unbequemlichkeit dauert vom December an bis in den May. Die Platzregen ſind hier nicht ſo häufig und nicht ſo ſtark, als zu Quito; die Ungewitter wüten hier auch nicht ſo oft, und folglich iſt der Himmel viel heiterer. Es giebt hier viel mehrere Fabriken, als in einem andern Corregimient; denn die Schaafe, die hier zu Lande ſehr häufig ſind, geben ſehr viele und ſehr gute Wolle. Der Erdboden iſt ſehr fruchtbar.

Der Flecken, Hambato genannt, liegt auf einer ſehr groſſen Ebene. Gegen Nor-

den

den fließet ein ziemlich tiefer und starker Fluß, der so schnell läuft, daß man nicht durchwaden kann, und nur vermittelst einer Brücke herüber kommen kann. Man rechnet die Einwohner daselbst auf zehn tausend Seelen: Die Häuser sind aus ungebrannten Ziegeln erbauet, sehn ziemlich gut aus, sind aber alle nur niedrig, welches aus Vorsicht wegen der Erdbeben geschiehet, indem die Stadt schon einmal dadurch zerstöret worden. Die Erde da herum bekam damals verschiedene Risse, davon man noch jetzt verschiedene sehr breite Oefnungen zusehen bekömmt. Der nahe gelegene Feuerspeiende Berg borstete bey dieser Gelegenheit auf eine gewaltsame Art, und die Asche, die er ausspie, und die sich mit dem durch die Flammen geschmolzenen Schnee vermischte, verursachte ganze Ströhme von Schlamm, wodurch die Erndte zu Grunde gerichtet, und die Heerden verschlungen, das ganze Erdreich aber mit einem schwärzlichen Schleim bedecket wurde, von welchem man noch jetzt den mit der Zeit trocken gewordenen Ueberrest auf der südlichen Seite des Fleckens sehen kann.

Die Einwohner dieses Fleckens sind insgemein kriegerisch, und dabey boßhaft und wenig treu. Das Brod und die Früchte dieses Landes stehen in gutem Rufe.

Man

Man bäckt hier eine Art Biscuit, der sehr weit verschickt wird, ohne daß er dadurch von seiner Güte verliert. Es werden in diesem Corregimient schöne Tischlerarbeiten verfertiget.

6. Das Corregimient Chimbo liegt von Riombamba gegen Abend und von Quayaquil gegen Morgen. Es enthält sechs Kirchspiele, welche sind San-Lorenzo, Asancoto, Chapacoto, San Miguel, Guaranda und Guanujo. Es hat seinen Namen von einem Flecken, der aus Indianern auch einigen Spaniern bestehet. Es war sonsten der Auffenthalt des Corregidors, der nun jetzt zur Erleichterung der Handlung in Guaranda wohnt. Im größten Theil dieses Districts ist die Luft sehr kalt, weil der Chimbarazo nahe dabey liegt. Die Felder sind groß, und reich an Getrayde und Viehweiden: man hat auch hier Stutereyen von Mauleseln. Im Winter sind die Wege dieses Cantons sehr böse.

7. Das Corregimient Guayaquil, liegt dem vorhergehenden gegen Abend. Es hat den Namen von einer Stadt, welche für die zweite, so die Spanier in dieser Gegend angelegt haben, gehalten wird. Sie soll im Jahr 1533. erbauet worden seyn. Ihre Lage war Anfangs an dem Meerbusen Charapoto, etwas weiter gegen

gen Norden, als sie jetzt liegt: nachdem sie aber von den Indianern zerstöret worden, so wurde sie hernach an dem Orte, wo sie jetzt steht, nehmlich am westlichen Ufer des Flusses **Guayaquil**, wieder erbauet. Die Stadt hat eine ansehnliche Größe, und nimmt mehr als eine halbe Meile längst dem Fluße ein; sie ist aber nicht sehr breit, weil ein jeder am Ufer wohnen will, um der frischen Winde, die dort herrschen, zu genießen. Alle Häuser sind von Holze, die neuesten mit Ziegel gedeckt, die alten aber nur mit Stroh. Sie sind groß und schön, und haben zwey Stockwerke, zwischen welchen beyden ein Entresol ist. Das untere dient innewendig zu Gewölbern; und auswendig stehen Buden von allerhand Arten, die sehr große bedeckte Gänge haben. Sie dienen im Winter zum Wege, weil man auf den Gassen in dieser Jahrszeit nicht fortkommen kann.

Da man sich hier sehr vor Feuersgefahr fürchtet, davon man schon oft die traurige Würckungen erfahren hat, so sind die Küchen zwölf bis funfzehen Schritte weit von den Häusern entfernet. Sie werden mit dem Hause bloß durch einen offenen Gang verbunden der wie eine Brücke aussieht, und so leicht gebauet ist, daß man ihn gleich abbrechen kann, so bald in der

Küche Feuer herauskömmt. Die Vornehmeren bewohnen die oberen Hauptzimmer, und die Zwischengemächer werden an Fremde vermiethet, welche sich hier des Handels wegen aufhalten.

Der Boden, worauf die Stadt steht, ist so beschaffen, daß man im Winter weder zu Fuß noch zu Pferde darauf fortkommen kann; weil derselbe aus einer sehr schwammichten Kreide bestehet, und überall so eben ist, daß weil das Wasser nirgends ablaufen kann, der geringste Regen alles in einen Morast verwandelt. Man muß also zur Regen-Zeit sehr starke und breite Balken über die Gaßen, öffentliche Plätze und andere Oerter, wo keine verdeckten Gänge sind, legen, damit man darüber gehen kann. Der Sommer aber macht das Erdreich in kurzer Zeit trocken und fest.

Die Stadt wird durch drey Forts vertheidiget. Die beyden ersten liegen am Ufer des Flußes, ganz nahe bey der Stadt; das dritte aber hinter der Stadtmauer, um den Eingang einer großen Wasserleitung zu beschützen. Diese Festungswerke sind in neuern Zeiten angelegt worden; vor Zeiten war daselbst nur eine Batterie von Steinen, die auch noch jetzt vorhanden ist. Alle drey bestehen aus großen Holzstücken, die wie Palisaden in einander gelegt sind.

Die

Die Natur des Holzes, welche sowohl im Wasser als im Schlamme dauert, ohne zu verfaulen, kommt der Feuchtigkeit des Erdbodens sehr zu statten. Ehe man die Stadt befestigt hatte, war sie zweimal, nehmlich 1686. und 1709., von Seeräubern eingenommen und geplündert worden.

Die Kirchen und die Klöster sind ebenfalls von Holze, so wie alle übrige Gebäude, ausgenommen das Dominikanerkloster, welches steinern ist. Die übrigen Klöster sind ein Franciscaner und ein Augustinerkloster. Es ist auch hier ein Jesuiten-Kollegium und ein Hospital, welches aber sehr schlecht beschaffen ist. Die Stadt nebst dem dazu gehörigen Bezirke wird von einem Corregidor, der unter dem Präsidenten und der Audienz von Quito steht, regieret. Allein er wird nur auf fünf Jahre vom Könige von Spanien dahin gesetzt. Alle Plätze dieses Gouvernements stehn unter ihm, und werden von seinen Unterbedienten verwaltet. Der Rath bestehet aus ordentlichen Alkaden und Regidoren. Die Finanzkammer hat ihren Schatzmeister und ihren Contador, der die königlichen Gefälle einnehmen muß. Die geistliche Regierung beruhet auf einem Vikar, welchen der

der Bischoff von Quito einsezt, und der zugleich Stadtpfarrer ist.

Man rechnet die Zahl der Einwohner zu Guayaquil auf 20000 Seelen. Alle, die aus Spanien herstammen, und sich mit andern nicht vermischt haben, sind von einer so regelmäßigen Schönheit, daß man ihnen, wie Ulloa versichert, den Vorzug in diesem Stücke vor allen übrigen Völkern im südlichen Amerika zugestehen muß. Sie sind fast alle von blonder Farbe. Mit diesen natürlichen Vorzügen verbinden die Einwohner zu Guayaquil ein sehr sanftes und gefälliges Bezeigen im Umgange, und dieses bewegt viele Europäer sich daselbst zu verheirathen, obgleich die Frauenspersonen sich keiner andern Vorzüge von Seiten des Glücks, als bloß dieser natürlichen Gaben zu erfreuen haben. Ihr Putz kömmt der Kleidung des übrigen Frauenzimmers in dieser Gegend zwar ziemlich gleich, er ist aber viel artiger und viel angenehmer.

Dieses Corregimient hat ohngefehr fünf und siebenzig Meilen im Umfange von Süden gegen Norden, und fünf und zwanzig von Morgen gegen Abend. Es wird in sieben Lieutenantschaften oder Aemter eingetheilet. Man bauet daselbst Toback,

Wachs, Hanf, und Baumwolle; allein in geringer Menge und schlechter Beschaffenheit: hingegen wird das Holz hier zu Lande im großem Ueberflusse gefunden. Man zieht auch hier Ochsen, Pferde und Maul-Esel. Diese Thiere bringt man, während der Ueberschwemmung, auf die Berge; so bald aber das Wasser abgelauffen ist, führet man sie auf die Weiden zurück, die sehr schön, und fruchtbar sind.

8. Das Corregimient **Cuenca** liegt gegen Süden von Riobamba. Die Stadt, die demselben den Namen giebt, wurde 1558. angelegt. Sie ist auf einer großen Ebene am Ufer eines Flusses, Namens **Mathadero** und in der Nachbarschaft von dreyen andern. Diese drey Flüsse sind sehr gefährlich, wenn sie aufzuschwellen anfangen, sonst aber kann man sie durchwaden. Die Gaßen der Stadt sind gerade, die Häuser aus ungebrannten Ziegeln erbauet und mit Dachziegeln gedeckt. Sie haben nur zwey Stockwerk, und die Anzahl ihrer Einwohner beläuft sich auf 23 bis 24000 Seelen. Mitten durch die Stadt fließen verschiedene Kanäle, die aus den Flüssen abgeleitet sind. Man versichert, daß diese Stadt wegen der sanften Witterung und Fruchtbarkeit des Erdbodens ein sehr angenehmer Ort seyn würde,

wenn nicht die Trägheit und Unthätigkeit der Einwohner alle diese Vortheile vernichtete.

Es sind drey Kirchspiele zu Cuenca. Zu dem ersten gehören die Spanier und Mestizen, zu den beiden andern aber die Indianer. Es ist auch daselbst ein Jesuiter-Collegium und sechs Klöster, vier Manns- und zwey Frauensklöster. Ausserdem findet man hier auch eine Finanzkammer.

Das Frauenzimmer ist hier ziemlich arbeitsam. Es beschäftigt sich mit einigen Manufacturen und treibt die Handlung, unterdessen sich die Männer dem Müßiggang überlassen. Man findet hier die Trümmer eines Pallastes der Incas.

Des Corregimient Cuenca wird in zwey Aemter getheilet, nehmlich in Cuenca, welches zehn Dörfer, und Alausi, welches vier Dörfer enthält. Es werden hier Gold- und Silber-Bergwerke gefunden.

9. Loja, das letzte Corregimient der Provinz Quito, hat den Namen von einer Stadt, die im Jahre 1546. erbauet wurde. Sie enthält zwey Kirchspiele, eine Jesuiterschule und verschiedene Klöster von allerhand Orden. In diesem Bezirke wächst die Quinquina oder die Fieberrinde:

rinde: Es wird auch daselbst Cochenille oder Scharlach-Beere gefunden. Der Erdboden ist viel wärmer als in den andern Bezirken der Provinz Quito. Die Stadt Loja war ehemals sehr blühend; jetzt aber werden nicht mehr als zehntausend Einwohner daselbst gerechnet. Das Land ist voll ziemlich guter Wiesen, und man erzieht daselbst eine Menge Ochsen. Außer den beyden Kirchspielen, die in der Stadt liegen, sind noch zwölf andere in diesem Corregimient vorhanden. Man findet hier auch Goldbergwerke, die ehemals sehr ergiebig waren; Sie sind aber von den Einwohnern vernachläßiget worden.

§. 10.

Die Provinz Popayan.

Diese Provinz enthält den nördlichsten Theil des Königsreich Quito. Sie gränzt gegen Norden an die Provinz Karthagena, gegen Morgen an das Königreich Neu-Granada, gegen Mittag an Quito, und gegen Abend an die Küste des Südmeeres vermittelst der Provinz Choco, die von derselben abgesondert worden. Sie erstreckt sich vom Aequator bis an den siebenden Grad dreyßig Minuten nördlicher Breite, und zwischen dem sechs und funf-

zigsten und sechzigsten Grad westlicher Länge. Die Spanier haben sie im Jahre 1536. eingenommen.

Dieses Land wird von verschiedenen sehr herzhaften, indianischen Nationen bewohnet. Die Spanier, die in beständigen Kriegen mit ihnen leben, haben sie nicht gänzlich bezwingen können, vornehmlich diejenigen, die auf der Abend-Seite wohnen. Sie halten sich in unzugänglichen Gebirgen auf, wo Goldbergwerke und Edelsteingruben angetroffen werden. Diese Gegend des südlichen Amerika ist auch der eigentliche Ort, wo die Spanier, vermittelst der Neger, den größten Theil dieser Schätze hernehmen.

Die Provinz Popayan wird in zwey besondere Statthalterschaften getheilet. Der nördliche und öffentliche Theil stehet unter der Gerichtsbarkeit von Santa-Fee; der südliche und westliche aber gehöret unter Quito.

Popayan ist die Hauptstadt der ganzen Provinz und von den Spaniern 1537. erbauet worden. Sie liegt auf einer Ebene im zweiten Grad fünf und zwanzig Minuten nördlicher Breite und nun zwey Grad mehr gegen Osten, als Quito. Der Fluß Del-Molino theilt sie in zwey Thei-

le,

le, welche vermittelst zwey Brücken an einander hängen. Ihren Namen hat sie von einem Kaziken, der daselbst zu eben der Zeit wohnte, als sie die Spanier erobten. Sie hat eine mittelmäßige Größe. Die Straßen sind breit und schnurgerade, aber nur längst den Häusern gepflastert. Das übrige ist mit einem kleinen und festen Kieß angefüllt. Die Häuser sind von ungebrannten Ziegeln, die meisten nur von zwey Stockwerk. Die innere Geräthschaft und Verzierungen läßt man aus Europa kommen. Die Haupt-Kirche ist das einzige Kirchspiel in der Stadt. Sie wurde gegen das Jahr 1547. zu einem Bißthum erhoben. Es ist daselbst eine Schule, ein Seminarium, vier Klöster, darunter ein schönes für die barmherzigen Brüder und zwey für Nonnen befindlich sind. Alle diese Klöster nebst den dazu gehörigen Kirchen sind ziemlich gut gebauet und verzieret.

Die Einwohner, deren Zahl sich auf zwanzig bis fünf und zwanzig tausend beläuft, sind eine Vermischung von Spaniern und Negern: es giebt auch in den umliegenden Dörfern viele Indianer. Die Anzahl der Spanier vermehret sich beständig zu Popayan mit neuen Familien, die wegen der vielen umliegenden Bergwerke und also aus Liebe zum Gewinn dahin kom-

men. Durch die Stadt fließt ein Fluß, welcher zur Kühlung und Reinlichkeit derselben dienet. Sein Wasser ist salzig, und hat mediciniſche Eigenſchaften die es von den Pflanzen erhällt, welche auf dem Berge wachsen, wo es entſpringt. Man rühmt noch mehr die Würkungen einer andern Quelle, welche von ebendemſelben Berge kömmt. Es ist dieſe nur für die Nonnenklöſter und für Standesperſonen aufbehalten.

Etwan eine Meile weit von Popayan, gegen Norden zu, ist der Fluß Canco: er ist sehr tief und richtet zur Regenzeit schreckliche Verheerungen durch seine Ergießungen an.

Die ganze Statthalterſchaft Popayan begreift achtzig Meilen von Morgen gegen Abend, und etwas weniger von Mittag gegen Norden: sie ist in eilf Aemter eingetheilt, die außer den vornehmſten Oertern eine Anzahl Flecken und ansehnlicher bevölkerter Dörfer enthalten. Man findet darinn verſchiedene Meiereien, die wegen der großen Menge Feldarbeiter, welche man daſelbſt hällt, eben so bewohnt ſind, als die gröſten Dörfer. Das Klima dieſer Provinz ist so wie in den meiſten andern, wovon wir ſchon geredet haben,

nehmlich abwechselnd. Man versichert, daß der District von Caluto am öftersten den Gewittern ausgesetzt ist, und daher entstehet die Merkwürdigkeit der dasigen Glocken, welchen der Aberglaube, nach den Aussagen Verschiedener, eine außerordentliche Kraft gegen den Blitz, zuschreibt.

In einigen Thälern findet man ein kleines Ungeziefer, Namens Coya oder Coyba, welches die Größe einer Wanze hat: sein Blut ist so giftig, daß wenn man es zerdrückt und etwas auf die Haut eines Menschen, oder Thieres, sprützt, die Feuchtigkeit in die Schweißlöcher eindringt, sich mit der Maße des Blutes vermischet, den Körper aufschwillt und einen schleunigen Tod verursacht.

Die Handlung zu Popayan bestehet in Coca Betel, Vieh, Schinken, Toback, ungesalzenen Schmeer, Brandtewein aus Zuckerrohr, gesponnener Baumwolle, Pita oder indianischem Flachse, Bändern ꝛc. Noch eine andere Art Handlung macht der Tausch des Silbers gegen Gold, aus: Das letztere ist hier eben so häufig als das erstere selten ist. Deshalb bringt man Silber hieher um Gold dafür zu kauffen, und so zieht man einen ansehnlichen Gewinn davon.

An den warmen und feuchten Oertern hat man viel Getrayde und Wurzeln. Popayan erhällt viele Waaren aus Europa und verführt solche in alle Provinzen. Dieses macht die Handlung dieser Stadt sehr ansehnlich.

§. 11.

Die Provinz Atacames.

Auf der abendländschen Seite der westlichen Cordillera findet man die Provinz Atacames. Sie gränzt gegen Abend an der Süd-See und erstreckt sich längst der Küste vom ersten Grad dreißig Minuten nördlicher Breite bis zur Bey der Caracas auf vier und dreißig Minuten mittäglicher Breite. Dieses Land war noch lange Zeit nach der Eroberung unangebauet und vernachläßiget. Man begnügte sich Anfangs Mißionarien hinzuschicken, die das Licht des Glaubens daselbst verbreiten sollten, ohne daß man einige andere Einrichtungen zur Beförderung der guten Sitten machte. Auf diese Art wurden die Einwohner Christen, und behielten ihr voriges wildes Wesen bey. Als nun die Spanier endlich einsahen, daß es wichtig für sie wäre, sich dieser Provinz zur Erleichterung der Handlung zwischen Quito und Terra firma zu bedienen; so sezten sie

1621.

1621. einen Statthalter dahin. Es waren aber dessen Bemühungen eine Straße zwischen San Miguel d' Ibrara und dem San Jago zu öfnen eben so fruchtloß, als die welche sich seine Nachfolger deshalb gaben. Im Jahre 1735 trug man dem Maldonado diese Statthalterschaft auf, und es gelang ihm, einen Weg von Quito zum Smaragdenfluße zu Stande zu bringen. Dieser Erfolg bewog den spanischen Hof diese Provinz in eine Königliche Statthalterschaft zu erheben.

Die Niederlassungen, welche man daselbst angelegt hat, verrathen die große Nachläßigkeit die man bey Verbesserung des Landes bewiesen. Man zählet daselbst nicht mehr als zwanzig Flecken oder Dörfer, fünf an den See-Küsten und die übrigen im Innern des Landes. Die Einwohner der fünf ersteren sind Spanier, Mestizen, Neger, oder Leute von vermischten Geschlechtern. Die funfzehen übrigen werden bloß von Indianern, sehr wenigen Spaniern und einigen Mulatten bewohnt. In den eilf vornehmsten Niederlassungen hat man eilf Pfarren angelegt, in deren Kirchsprengel alle die übrigen gehören.

Die Witterung ist in dieser Provinz eben so, wie in Guayaquil beschaffen, und

die Landesproducte sind ebenfalls von jenem gar nicht unterschieden. Doch ist das Land in einigen Gegenden besser; denn weil es höher liegt, so ist es den Ueberschwemmungen, welche das Aufschwellen der Flüsse zu Guayaquil verursacht, nicht unterworfen. Daher ist der hiesige Cacao viel öhlichter und von einer vorzüglichern Güte, als dort. Man gewinnt auch hier viel Vanille, Achot, Sassepariille und blauen Indigo, welchen die Spanier Yerva da finta annil nennen. Die Berge sind hier mit so dichten und starken Bäumen besetzt, daß man nicht durchkommen kann.

§. 12.

Die Provinz Quixos.

Diese Provinz gränzt gegen Norden an dem Gebiete von Popayan, gegen Osten an dem Fluß Aguarico, und gegen Westen an den Corregimientern Quito, Latacunga, und San Miguel d'Ibrara, und wird durch die Cordilleras von Cotopaxi, Cayamburo, davon abgesondert. Dieses Land wurde 1536. entdeckt. Weil nehmlich die Spanier den Lauf des großen Magdalenen-Flusses näher untersuchen wollten, so beobachteten sie zugleich die südliche Küste, und fanden die Provinz Quixos,

ros, wo sie viel Gold und Zimmet-Bäume antrafen; worauf sie 1559. verschiedene Wohnplätze daselbst errichteten.

Der Flecken **Baeza** ist der Hauptort, weil hieselbst der erste Wohnplatz angelegt worden. Er bestehet aber heutiges Tages nur aus acht bis neun Häusern und zwanzig Einwohnern; es wohnen auch die Statthalter nicht mehr daselbst. Es gehört unter die Pfarre zu Papalacta, nebst noch zweyen andern umliegenden Flecken oder Dörfern.

Archidona, welches den Namen einer Stadt führet, und jetzt der Hauptort der Provinz ist, ist die Residenz des Statthalters. Sie ist aber weiter nichts, als ein mittelmäßiger Flecken, voll hölzerner und mit Stroh gedeckter Häuser. Es wohnen hier nicht mehr als sieben hundert Spanier, Indianer, Mestizen und Mulatten. Es ist nur ein Pfarrer daselbst, dessen Kirchspiel sich noch über drey benachbarte Dörfer erstreckt.

Avila, eine andere Stadt gegen Osten an Quito, ist noch kleiner als die vorhergehende; die Häuser sind von gleicher Beschaffenheit, und sie hat ohngefehr nur drey hundert Einwohner. Die Pfarre hat sechs Dörfer unter sich. Außerdem liegen

noch sechs andere Dörfer in dieser Provinz, die aber nicht verdienen genennt zu werden.

Alle diese Wohnplätze sind mit wilden Indianern umgeben, die beständig in den dasigen Gegenden herumstreifen, so daß die Einwohner immer wider sie auf ihrer Hut seyn müssen. Dieses ist ohne Zweifel die Ursache, daß die Anzahl der hier angelegten Wohnplätze nicht zunehmen kann. Die Luft ist in dieser ganzen Gegend außerordentlich heiß, und es regnet hier unaufhörlich. Der Sommer dauert zwar nicht so lange, als zu Guayaquil, allein das Land hat eben dieselben Plagen auszustehen, wie jenes. Der Erdboden ist morastig, voller dicken Gehölze, und ungeheurer starken Bäume, worunter sich auch Zimmetbäume befinden, davon der Zimmet nach Quito und in die ganze Audienz verführet wird. Dieser Zimmet gleicht sehr dem ostindianischen; er ist aber nicht von gleicher Güte. Indessen hat er doch einen so starken Geruch, daß er wahrscheinlicher Weise bey etwas besserer Wartung eben den Grad der Güte erhalten könnte, als der ostindische.

§. 13.

Die Provinz Macas.

Diese Provinz wird gegen Osten von dem Gebiete Maynas, gegen Süden aber von Bracamoros und Yaguar Congo umringet; gegen Westen scheidet sie die östliche Cordillera von den Corregimientern Riobamba und Cuenca. Ehemals wurde sie Sevilla del Oro genannt. Die Hauptstadt, Namens Macas, liegt vierzig Minuten gegen Morgen von Quito. Man zählt daselbst kaum hundert und dreyßig Häuser, und die Zahl der Einwohner, nebst allen die dazu gehören, beträgt nicht über zwölf hundert Seelen. Es wohnen hier nur wenig Spanier: die meisten sind Mestizen und Mulatten. Außer dem Hauptorte gehören noch acht Dörfer zu dieser Gerichtsbarkeit, die alle nur zwey Kirchspiele haben. Das Land war ehemals sehr bevölkert und sehr reich, daher es auch den Namen Sevilla del Oro bekommen: jetzt aber ist von dem vormaligen Reichthume kaum noch das Andenken übrig geblieben. Ihr Verfall rührte daher, weil sich die Indianer zu einer Zeit, da man es am wenigsten vermuthete, empöreten, und verschiedene Flecken und Dörfer zu Grunde richteten, die sich nachher niemals wieder erholet haben.

Die Nachtbarschaft der Cordillera macht, daß hier die Luft sehr verschieden von Quito ist. Die Jahreszeiten sind hier ganz anders als dort beschaffen. Der Sommer fängt hier im September an, und die Winde wehen alsdenn viel kühler, weil sie über die beschneyten Gebürge kommen. Der Himmel ist heiter, die Erde grün bewachsen und voller Blumen, wodurch das Auge ergetzt, und der Geist erfreuet wird.

Der Boden dieser Provinz bringt solche Früchte hervor, die eine warme Witterung erfordern. Man legt sich hier vornehmlich auf den Tabaksbau, welcher hier sehr reich eingeerndtet, und nach Peru verführet wird. Man findet hier auch in verschiedenen Gegenden Lasur, zwar nicht in großer Menge, aber von vortreflicher Güte. Auch wachsen hier Zimmerbäume, die in Ansehung ihrer Güte die Quixoschen und Macaschen übertreffen.

§. 14.

Die Provinz Johann-Bracamoros.

Die Provinz Johann-Bracamoros gränzt gegen Mittag an Quito, und folgt auf Macas. Sie wurde 1532. entdeckt, und die Stadt Johann 1544. erbauet. Sie ist die Residenz des Statthalters, und

liegt

liegt am nördlichen Ufer des Flusses Chinchipa. Man rechnet daselbst 3 bis 4000 Einwohner, wovon das meiste Mestizen, die übrigen aber Indianer und sehr wenige Spanier sind. Außerdem liegen noch in dieser Provinz die Städte Valadolid, Loyola, und San-Jago de las Montagnas; allein sie haben seit ihrer Erbauung keinen größern Zuwachs erhalten, und sind sehr wenig beträchtlich. Auch findet man hier noch zehn Flecken oder Dörfer, die alle von Indianern und Mestizen bewohnt werden.

Die Witterung ist in dieser Provinz von der zu Quixos gar nicht unterschieden; allein es regnet hier nicht so häufig, und man hat auch hier, so wie zu Macas, einen unterbrochnen Sommer. Das Land ist fruchtbar an solchen Früchten, die sich für die dasige Witterung schicken. Es ist voll wilder Bäume, worunter sich auch Cacao-Bäume befinden, die eben so gute Früchte tragen als die andern, die sorgfältig gewartet werden. Das Land bringt außerdem Tabak hervor, dessen Anbau die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist; allein die Art ihn zu zubereiten macht ihn kostbar. Der Tabak, die Maulesel und die Baumwolle machen den ganzen Handel des Landes aus. In den ersten Zeiten der Ero-

berung fand man daselbst viel Gold; allein die Empörung der Indianer hat den Verlust der Goldbergwerke verursacht, und man will behaupten, daß sie keinen andern Vorwand ihres Aufstandes anzugeben gewußt haben, als die Härte, mit welcher sie von den Spaniern zur Arbeit in den Bergwerken angehalten wurden.

Man findet auch in den hiesigen Gegenden viele wilde Thiere, vornehmlich Löwen, Tieger und Bären.

§. 15.

Die Provinz Maynas.

Sie begränzt das Königreich Terra-Firma gegen Morgen. Ihre Gränzen von Norden gegen Süden sind ziemlich unbekannt, weil dieses Gebiethe mit freyen Indianern angefüllt ist, die nicht verstatten, daß die Europäer in ihr Land kommen. Es erstreckt sich gegen Morgen bis an Brasilien und bis an die berühmte Gränzlinie, welche die spanischen Staaten von den portugiesischen scheidet. In dieser Provinz entspingen verschiedene Flüsse, die sich hernach wieder vereinigen, und den Amazonenfluß ausmachen, welcher für den grösten auf der Welt gehalten wird. Man findet in der Provinz Maynas verschiedene

Natio-

Nationen, die längst dem Amazonenflusse wohnen, und den Spaniern mit vieler Herzhaftigkeit widerstanden haben. Die Hauptstadt ist San Francisco de Borgia, welche 1634. erbauet wurde, und einen Grad acht und zwanzig Minuten weiter gegen Morgen liegt, als Quito. Sie wird von Mestizen und Indianern bewohnet, und der Statthalter des Landes hat daselbst seinen Sitz. Man zählet daselbst sechs und dreyßig Dörfer davon zwölf im Lande, und vier und zwanzig an den Ufern des Amazonenflusses liegen. Sie sind fast alle mit bekehrten und aus verschiedenen Nationen bestehenden Indianern bewohnt, die alle ihre eigene Sprache haben; doch sind alle diese Sprachen sehr nahe mit einander verwandt. Unter diesen Indianern giebt es sehr sonderbare Gebräuche. Die Mütter drücken ihren Kindern die Köpfe ein, und geben ihnen beynahe die Gestalt eines Zuckerhutes. Es giebt einige die sich den ganzen Leib, andere aber nur gewisse Theile bemalen. Einige verlängern ihre Ohren dergestalt, daß sie ganz lächerlich aussehen, und andere machen sich Löcher in den Lippen, Naselöchern, Backen, und am Kinne, welche sie mit Vogelfedern und mit Pfeilen ausschmücken.

Die Ufer des Flusses sind mit einer ungeheuern Menge von allerhand Bäumen angefüllt, worunter es viele wilde Cacaobäume giebt.

Man findet hier Schlangen, wovon viele eine erschreckliche Dicke und Länge haben, und deren wir bereits in der Beschreibung von Afrika gedacht haben. Die Feuchtigkeit und Hitze trägt viel zur Fruchtbarkeit des Landes bey: man trift daselbst eine Menge ganz besonderer Pflanzen an.

Die Provinz **Maynas** ist eben die, welche von den meisten Erdbeschreibern das **Land der Amazonen** genannt wird. Es wird von Abend gegen Morgen von dem Flusse Maragnon bewässert. Die Spanier begegneten an den Ufern desselben einigen bewafneten Weibern, und gaben ihm daher den Namen des Amazonenflusses, welcher auch hernach beybehalten und dem übrigen Theile des Landes, den dieser Fluß berühret, mitgetheilet worden. Da dieser Amazonenfluß das merkwürdigste im ganzen Lande ist, so halten wir für nöthig, hier eine Beschreibung davon zu geben.

§. 16.

Beschreibung des Amazonen- oder Maragnon-Flusses.

Die Mündung dieses Flusses wurde von den Pinzoas deren in den Reisen des Columbus erwähnet worden, entdecket, und ihm der Name **Maragnon** beygeleget. Nach dem Condamine entspringt er in einem See, welcher in der Audienz Lima, im Königreiche Peru gegen den eilften Grad der südlichen Breite gelegen ist. Er läuft ohngefehr 750 gemeine französische Meilen von seiner Quelle an bis an seinen Ausfluß in das Meer hindurch, allein wegen seiner vielen Krümmungen beträgt sein Lauf über zwölf hundert Meilen. Von seiner Quelle, bis an Johann de Bracamoros, welches 150 Meilen beträgt, ist er fast gar nicht schifbar; allein in dem Ueberreste seines Laufes kann er sowohl wegen seiner Breite als Tiefe füglich beschiffet werden. Er nimmt von Mittag gegen Norden eine Menge anderer Flüsse in sein Bette auf, worunter sich einige finden, die eben nicht kleiner, als der Nil oder die Donau sind. Der Herr von Condamine behauptet, daß auch der Orinoko mit diesem Flusse Gemeinschaft habe. Von Johann de Bracamoros an läuft der Amazonenfluß gegen Osten, fast parallel mit der Aequi-

noctial-

noctial-Linie, bis an das nordische Vorgebürge, wo er sich gerade unter dem Aequator in das große Weltmeer stürzet. Er bildet verschiedene Inseln bey seiner Mündung die über siebzig Meilen von Cap Nord bis an das Vorgebürge Para in Brasilien, breit ist. Er durchströmet auf seinem Laufe verschiedene Länder, die von wilden und den Europäern unbekannten Nationen bewohnet werden.

Ende des zwey und zwanzigsten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie <<de>>, / Richer, Adrien, / Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm,

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 22

Berlin (1777)

H.un. 479,III-21/23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033410-5
VD18 80086896-001